

Von den Nazis vertrieben: autobiographische Zeugnisse von Emigrantinnen und Emigranten; das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität aus dem Jahr 1939

Garz, Detlef

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Garz, D. (2021). *Von den Nazis vertrieben: autobiographische Zeugnisse von Emigrantinnen und Emigranten; das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität aus dem Jahr 1939*. (Qualitative Fall- und Prozessanalysen: Biographie - Interaktion - soziale Welten, 22). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.3224/84742578>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Qualitative Fall- und Prozessanalysen.
Biographie – Interaktion – soziale Welten

Detlef Garz

Von den Nazis vertrieben
Autobiographische Zeugnisse von
Emigrantinnen und Emigranten.
Das wissenschaftliche Preisausschreiben
der Harvard Universität aus
dem Jahr 1939

*\$1,000 Preisausschreiben
★
AN ALLE
die Deutschland vor und nach Hitler gut kennen!
★*

Verlag Barbara Budrich



Detlef Garz
Von den Nazis vertrieben

Qualitative Fall- und Prozessanalysen Biographie – Interaktion – soziale Welten

Band 22

herausgegeben von

Karin Bock

Jörg Dinkelaker

Werner Fiedler

Jörg Frommer

Werner Helsper

Rolf-Torsten Kramer

Heinz-Hermann Krüger

Heike Ohlbrecht

Anna Schnitzer

Fritz Schütze

Sandra Tiefel

Detlef Garz

Von den Nazis vertrieben

Autobiographische Zeugnisse von Emigrantinnen
und Emigranten.

Das wissenschaftliche Preisausschreiben der
Harvard Universität aus dem Jahr 1939

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2021

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

© 2021 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
www.budrich.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84742578>).
Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-2578-6 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-1736-1 (eBook)
DOI 10.3224/84742578

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Quellenangabe Zitat auf der U4: MS Ger 91 (Box: 14, Identifier: MS Ger 91, [159]).
Houghton Library, Harvard University.
Satz: Ulrike Weingärtner, Gründau – info@textakzente.de
Druck: docupoint GmbH, Barleben
Printed in Europe

Inhaltsverzeichnis

Prolog	9
Einführung	11
I. Wie es dazu kam: Wissenschaftliche Preisausschreiben als Datengrundlage	17
1. ‚Alte Kämpfer‘: Lebensläufe von ‚Hitler-Deutschen‘ – die Studie von Theodore Abel	20
1.1 Zur Rahmung	20
1.2 Das forschungspraktische Vorgehen	22
2. ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘ oder ‚An alle, die Deutschland vor und seit Hitler gut kennen‘ – Die Studie von Gordon Allport, Sidney Fay und Edward Hartshorne . . .	29
2.1 Zur Rahmung	29
2.2 Das forschungspraktische Vorgehen	31
2.3 Die autobiographischen Manuskripte und ihre Verfasser*innen	40
2.4 Zu den Motiven der Teilnehmer*innen	51
2.5 An wen gingen die Preise?	71
II. Ausgewählte Lebensgeschichten	77
1. Hilde Rosa Stern (1900–1961) – Pflicht und Gerechtigkeit: „Es gibt nur eine Moral, die Kampfmoral: für unsere Freunde und gegen unsere Feinde“	78
Kindheit Familie Stern „Von der Sekurität in die Insekurität geworfen“ Schule, Ausbildung, Heirat – Scheidung Ausgrenzung Widerstand Verhaftung, Konzentrationslager Fuhlsbüttel, Untersuchungshaft und Verurteilung wegen „Beihilfe zur Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens“ „Das war mein Vater“ Der „Gerichtstag“ und die Zeit im Gefängnis: Die „Kampfmoral“ Das Exil: USA (1937–1946): „Es waren wirklich schwere Jahre“ Die ‚Heimkehr‘: DDR	

2. **Carl Paeschke (1895–1983) – Über das Leben eines mehr und mehr enttäuschten Sozialdemokraten und dessen Widerstand gegen den Nationalsozialismus: ‚Wir waren schwach, aber unsere führenden Männer wussten es nicht‘ 119**

Der Gewinn des Ersten Preises | Wer war Carl Paeschke? Definition über die Heimat | Kindheit und Jugend: Kriescht, Berlin, Vietz: ‚Eine Welt stürzt ein‘ | „Aber damit sind wir beim Ausbruch des Weltkrieges 1914–1918“ | Eine „öffentliche Laufbahn“ beginnt | Als Redakteur ins Eulengebirge | „Das Hakenkreuz wächst“ (CP, 41) | „Ein Volk in Ekstase“ (CP, 42) | „Das Attentat“ | Der Prozess | „Das war mein Abschied von Deutschland“ | Nach der Emigration: Theoretisches Arbeiten und Schweizer Schwierigkeiten (1933–1938) | Weitere Schwierigkeiten; jetzt auch der ‚Kampf‘ mit dem Entschädigungsamt Berlin – Heirat – Zurück zur Kunst

3. **Rudolfine Menzel (1891–1973) – „Rückwärts schauen ist Tod und Erstarrung, vorwärts blicken Glück und Vorbedingung des Erfolgs“ . . . 177**

Kindheit und Jugend in Wien | Zionismus: „Auf Strammheit legten wir grosses Gewicht“ | Beginn und Abschluss des Studiums – Heirat – Krieg | Die Zeit in Linz: die sportliche und wissenschaftliche Beschäftigung mit Hunden | Wissenschaftliche Erfolge und Zusammenarbeit mit der Deutschen Reichswehr | Die politische Entwicklung in Österreich, Kontakte nach Palästina | Die Ausreise: „Die Würfel waren gefallen. Alles kam rascher, als wir geglaubt oder gehant hatten“ | Erfolge in Palästina und Israel: sicherheitspolitische und militärische Aspekte | Erfolge in Palästina und Israel: Die Domestizierung des Kanaan-Hundes

4. **Alfred Fabian (1897–1950) – Paranmanjang: „Das Auf und Ab des Lebens“ 218**

Einleitung | „In der Schule Qualen, im Elternhaus kein Verständnis“ (AF, 3) | Krieg, Gefangenschaft und Rückkehr nach Deutschland | „Die Wirren der Nachkriegszeit“ (AF, 108a) | „Das Jahr 1927 brachte dann eine Wendung“ (AF, 115) | Verhaftungen, Lager, Entlassung | Sein Nachwort: Es geht nach Shanghai | Schluss

III. Aberkennungstrilogie	275
1. Weder Solidarität noch Recht noch Liebe – Grundzüge einer Moral der Aberkennung	276
2. Wie wir zu dem werden, was wir sind. Über Anerkennungs- und Aberkennungsprozesse in der sozialisatorischen Interaktion.	294
3. „Wenn guten Menschen Böses widerfährt“ – Über einen Extremfall von Aberkennung	309
Schluss	327
Veröffentlichungen im Anschluss an das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität – eine Auswahl	341
Literatur	349
Verzeichnis der Abbildungen	365

Im Andenken an die Freunde aus der Jugend: ‚When we were young‘

Manfred Berkard (1947–2010)

Dieter Chladek (1948–2021)

Hans Günter Ehrengard (1944–1998)

Prolog

Bücher haben ihre Geschichte. Ich habe zum ersten Mal aus der 1984 erschienenen Publikation ‚Biographische Forschung‘ von Werner Fuchs erfahren, dass 1939/1940 von Wissenschaftlern der Harvard University ein ‚wissenschaftliches Preisausschreiben‘ zur Erhebung von Autobiographien durchgeführt wurde, in dessen Mittelpunkt aus dem nationalsozialistischen Deutschland sowie Österreich emigrierte Personen stehen. Und ich habe mich gefragt, was daraus geworden ist. Die Antwort war überraschend einfach zu finden: Die Dokumente werden in der Houghton Library (damals Houghton Archive) der Harvard Universität aufbewahrt – und sie wurden und werden wenig genutzt. Das Korpus ist weitgehend unerschlossen. Weder wurde das Potential der eingesandten Autobiographien im ursprünglichen Projekt ausgeschöpft noch haben sich spätere Wissenschaftlergenerationen, von einigen Ausnahmen abgesehen, systematisch mit den Unterlagen beschäftigt. Ich kann bis heute nicht verstehen, weshalb dieser ‚Schatz‘, der ja nicht nur für Historiker*innen, sondern u.a. auch für Soziolog*innen, Psycholog*innen, Erziehungswissenschaftler*innen und, vielleicht in besonderem Maße, für die biographische Forschung ungewein lehrreich ist, unerschlossen blieb.

Seit den 1990er-Jahren habe ich mich, bald – und zum Teil bis heute – zusammen mit Sylke Bartmann, Ursula Blömer, der leider viel zu früh verstorbenen Stefanie Bretschneider, Axel Fehlhaber, Stefan Kanke, Sandra Kirsch, Wiebke Lohfeld, Claudia Thiede und Nicole Welter auf den Weg gemacht, dieses Korpus aus dem Dunkel eines Archivs in das Licht der ‚scientific community‘ und einer weiteren Öffentlichkeit zu bringen. Zahlreiche Reisen in das Archiv wurden unternommen, Drittmittelanträge geschrieben, genehmigt, einige aber auch abgelehnt, Doktorarbeiten wurden begonnen und abgeschlossen und als Ergebnis Veröffentlichungen, überwiegend in Fachzeitschriften, vorgelegt (vgl. dazu ‚Veröffentlichungen im Anschluss an das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität‘, S. 341). Dieses Buch, das sich an ein größeres Publikum richtet, soll ein weiterer Baustein, vielleicht ein Fundament, sowohl zur Erschließung der autobiographischen Unterlagen als auch zum Verständnis einiger (exemplarischer) Lebensverläufe sowie des Konzepts der (moralischen) Aberkennung sein.

Theodore Abel, dessen Preisausschreiben aus dem Jahr 1934 mit Mitgliedern der NSDAP gegenwärtig eine gewisse Beachtung findet, hat seine Veröffentlichung ‚Why Hitler came into Power‘ – Weshalb Hitler an die Macht

kam – genannt. Der Titel dieses Buches lautet in gleichzeitiger Anlehnung und Abgrenzung davon ‚VON DEN NAZIS VERTRIEBEN‘: Er soll damit einerseits darauf hinweisen, dass es nicht einer, sondern vieler Personen bedurfte, um eine Maschinerie der Ausgrenzung, Verfolgung, Aberkennung und schließlich Tötung aufzubauen und zu betreiben. Andererseits und ausdrücklich soll er jedoch den Betroffenen, den Bedrohten, Verfolgten und schließlich Ermordeten im Sinne einer anamnetischen, also erinnernden „Solidarität mit den Opfern der Geschichte um ihrer selbst willen“ (Brumlik 1999) eine Stimme verleihen.

Die Arbeit an diesem Buch konnte ich während eines Aufenthaltes als Member an der School of Historical Studies am Institute for Advanced Study in Princeton von September 2007 bis Juli 2008 beginnen. Für die finanzielle Unterstützung danke ich sehr herzlich der Andrew W. Mellon Foundation und der Fritz Thyssen Stiftung. Dafür, dass aus vielen Manuskriptseiten ein lesbare Buch werden konnte, bedanke ich mich sehr herzlich bei meinen Freunden Wolfgang Althof, Joachim Barth, David Kettler und Jérôme Prieur sowie bei Claudia Thiede. Darüber hinaus gilt mein Dank Monica Denz, Traugott Elsässer, Anton Escher, Wieland Giebel, Gerhard Heck, Bernhard Heuer, Werner Krag, Klaus Kraimer, Hyo-Seon Lee, Roland Maier, Ulrich Oevermann, Bianca Patricia Pick, Uwe Raven, Gerhard Riemann, Lilo Schäfer, Fritz Schütze, John Spalek, Heike Spickermann, Nicole Welter sowie Herrn Hofrat Dr. Hubert Steiner (Wien), die mich auf die eine oder andere Weise unterstützt haben.

„Auf den Straßen sah man Beine in schwarzen
Schafftiefeln wie Maschinenteile stampfen;
aufwärts schauend, gewährte man das ekle Braun
der Hemden, unterbrochen durch die roten Armstreifen
mit der böartigen schwarzen Spinne im weißen Kreis,
einen schwarzen Gürtel, einen schwarzen Lederriemen
quer über den Oberkörper;
der Hemdkragen und der Rand der braunen Kappe
ließen vom Gesicht gerade so viel frei,
dass man diese stumpf glotzenden Automaten
als Menschen erkennen konnte.“

Ms. Franziska Schubert, 205, S. 59f.

Einführung

Der Arzt Martin Andermann stellt zu Beginn seiner autobiographischen Aufzeichnungen Überlegungen darüber an, warum er bereits im frühen Erwachsenenalter seine Lebenserinnerungen für ein ‚wissenschaftliches Preis-ausschreiben‘ abfasst.

Seine zentrale Einsicht lautet, dass

„jene 35 Jahre meines Lebens [...] eine in sich geschlossene Einheit (sind), sie sind vielleicht alles, was ich einmal als ‚mein‘ Leben rück-schauend betrachten werde; denn ihr Abschluss – meine Auswanderung aus Deutschland – mag ganz wohl das Ende dessen bedeutet haben, was ich bisher als ‚mein Leben‘ anzusehen gewohnt war. Heute stehe ich vor dem Problem, inwieweit ich in dem neuen Lande mein bisheriges Leben als das, was es mir bisher erschien und zu meinem eigenen machte, werde fortsetzen können, fortsetzen dürfen – eine ungeheuer schwierige Frage, die es berechtigt erscheinen lässt, einen Moment anzuhalten und rückschauend zu fragen: Was war?“ (Ms. Andermann 6, S. 1).¹

Ich werde in den folgenden Zeilen das von Martin Andermann eingereichte Manuskript heranziehen und die Frage ‚Was war?‘ aufgreifen und einer knap-

1 Die Rechtschreibung sowie die Zeichensetzung der autobiographischen Manuskripte wurden weitgehend beibehalten und nur gelegentlich leicht korrigiert.

pen Antwort zuführen. Am Ende des Buches, im Schlussabschnitt, will ich dann darauf eingehen, ‚was wurde‘; wie konnte, wie durfte, Martin Andermann sein Leben fortsetzen: Was wurde aus ihm?

Zunächst: Was war? Martin Andermann wurde am 17. Oktober 1904 in einen bildungsbürgerlichen Haushalt in Königsberg geboren. Martin Andermanns Vater, Max (15. Februar 1860–1. Oktober 1942 [Ghetto Theresienstadt]), war ein in Ostpreußen bekannter Rechtsanwalt, langjähriges Mitglied des Königsberger Stadtparlaments und kurze Zeit für die linksliberale ‚Fortschrittliche Volkspartei‘ (FVP) Abgeordneter des Preußischen Landtags; darüber hinaus war er ein „geachtetes Mitglied der Kantgesellschaft“ (Lichtenstein 1985, S. 10). Martin Andermanns Kindheit und vor allem seine Jugendzeit wurden entsprechend geprägt vom ‚Geist der Stadt‘, dem moralisch betonten ‚Königsberger Kantianismus‘. Für seinen Vater bildeten „Kant, Schiller und Goethe [...] die Hausgeister und -götter“, und „durch (die) Mutter (fanden) Beethoven und Mozart, Schubert und Schumann und Brahms und Wolff eine Kultstätte“ (Ms. 6, S. 8).

Nun könnte man denken, dass eine solche bildungsbürgerliche Sozialisation das schulische, vor allem das gymnasiale Leben erleichtern würde. Nicht jedoch im Fall von Martin Andermann. Er war innerhalb der Klassengemeinschaft isoliert. Und das hatte seinen ganz spezifischen Grund: Martin Andermann war Jude.

„Wahrscheinlich empfanden meine Kameraden es als eine Anmaßung, dass ich, mit meiner viel besseren Kenntnis deutscher Literatur und Geistesbildung, mich sozusagen der deutschen Kultur in ihren Augen widerrechtlich bemächtigt hatte“ (ebd., S. 12).

Er selbst sah keinen Widerspruch zwischen dem Judentum und den deutschen Klassikern.

„Die jüdischen Traditionen, in denen ich aufwuchs, schienen aufs harmonischste sich mit dem deutschen Geiste, so wie er mir bekannt wurde, zu vermählen, es schien keine Bruchstelle, geschweige denn ein Gegensatz zwischen diesen beiden Welten zu bestehen. Es war eine beglückende Einheit, und die Liebe zum Deutschtum, die damals in dem Knaben gepflanzt wurde, hat selbst der Sturm der letzten Jahre nicht auszureißen vermocht“ (ebd., S. 8).

Dieser Sturm der letzten Jahre, das war die Zeit des Nationalsozialismus.

Andermann beschreibt, wie ihn die Orientierung an der „humanistisch-deutschen Tradition“ (ebd., S. 18) dazu führte, sich „der jungen Republik“ (ebd.) zuzuwenden, während dies für seine „Mitschüler und auch für die Mehrheit der Lehrer (nicht) der Fall“ war (ebd., S. 19).

„Das Erlebnis der Revolution und der Zusammenbruch der Monarchie war für diese Menschen letztlich unvollziehbar, denn es bedeutete nicht das Verschwinden einer politischen Form oder eines Regierungssystems. Für diese Menschen, so wie sie mir lebendig vor Augen stehen, alle diese Bürgersöhne, Offiziersangehörigen, Pastorenkinder, für sie war Deutschland in erster Linie das fridrizianische Preussen-Deutschland, die militärische Laufbahn war der sichtbare Ausdruck der sittlichen Rangordnung, und der Kaiser war der Pabst dieses preußisch-protestantischen Weltbildes“ (ebd.).

Andermann, für den das Ende des Ersten Weltkrieges zusammenfiel mit dem Übergang ins Erwachsenenalter als „eine Erschütterung meiner naiven Wertgläubigkeit“ (ebd.), geht davon aus,

„dass meine ‚Krise‘ damals ein sehr typischer Ausdruck meiner Generation, meiner Zeit war, so wie das ‚Weltschmerz Erlebnis‘ Ausdruck der Werthergeneration gewesen ist. Was ich damals durchmachte, war eine ‚nihilistische Existenzkrise‘,² und sie war es eigentlich, die mir mein medizinisches Studium als verhältnismäßig unwichtiges Brotstudium, dagegen meine philosophischen Interessen als das einzig wesentliche erschienen liess. [...] Diese Studenten der Philosophie, die oft genug, wie ich selbst, einer anderen Fakultät als Hauptfach angehörten, die aber die Problematik der Zeit zur Beschäftigung mit den Grundfragen der Erkenntnis trieb, diese Studenten waren gewiss ein ebenso charakteristischer Ausdruck des Deutschland nach der Revolution, wie meine reaktionären Klassenkameraden. Sie waren in den Folgejahren das eigentliche Deutschland für mich“ (ebd., S. 22).

Nachdem Andermann in Freiburg neben seinem Medizinstudium philosophische Vorlesungen bei Husserl und Heidegger besucht hatte, setzte er sein Stu-

2 Unter Nihilismus versteht Andermann im Anschluss an Nietzsches Bestimmung, dass sich ‚die obersten Werte entwerten‘, „eine bestimmt umrissene psychologische Situation [...] Man könnte auch sagen, Nihilismus ist der derjenige Zustand, in dem das Dasein als absolute Sinnlosigkeit erlebt wird“ (ebd., S. 23).

dium in Berlin fort und belegte dort Veranstaltungen bei Romano Guardini. Er beendete sein Medizinstudium in Marburg – dorthin war er gegangen, um weiterhin Philosophie bei Martin Heidegger hören zu können. Seine Assistentenjahre verbrachte er in Heidelberg und Berlin, bevor er sich in Berlin als Arzt niederließ und schließlich 1934 seine Praxis nach Königsberg verlegte – in der (vergeblichen) Hoffnung, dort noch einen größeren Stamm von Privatpatienten aufbauen zu können, da er als jüdischer Arzt in Berlin keine Kassenzulassung mehr besaß.

Martin Andermann beschreibt in seinen Lebenserinnerungen aus dem Jahr 1940 nicht nur seine von Kant geprägte Königsberger Kindheit, es finden sich auch Betrachtungen über sein apolitisches Verhalten, über Heideggers Verhältnis zum Nationalsozialismus – dieser hat, so Andermann, „dem Wesen seiner Zeit den tiefsten Ausdruck verliehen“ (ebd., S. 57) – und es findet sich eine außergewöhnliche, eine außergewöhnlich ambivalente Sichtweise auf die Zeit zwischen 1933 bis zu seiner Emigration im Jahr 1937. „Dass bei allem Furchtbaren, was ich in Deutschland erlebt habe, ich nie jenes Gefühl los geworden bin: es ist eine große Zeit, und ich bin froh, es zu erleben – trotz allem“ (ebd., S. 117). – Dass Martin Andermann diese zu Beginn des Jahres 1940 verfasste Einschätzung auch nach 1945 noch so formuliert hätte, ist wenig wahrscheinlich.

In seinem autobiographischen Manuskript ist er jedoch noch optimistisch. Er will innehalten,

„um rückschauend zu fragen: Was war? [...] Um vielleicht aus der Wiederbelebung der Vergangenheit die Antwort auf die Frage zu finden: Ob aus der jetzigen Notkonstruktion einer Gegenwart ein Weg in eine echte, menschlich fundierte Zukunft möglich ist?“ (ebd., S. 1).

Bereits diese wenigen Angaben zu Martin Andermann machen auf verschiedene Aspekte aufmerksam, die sich in ähnlicher Weise, vielleicht weniger explizit, vielleicht weniger eloquent vorgetragen, doch in einer Vielzahl der hier vorgestellten autobiographischen Manuskripte finden. Es sind Erzählungen und Berichte,

- die zentral für das Leben vor und nach 1933 und (besonders) für das Leben vor und (weniger) nach der Emigration stehen;
- die die Unsicherheit bzw. die die ambivalente Haltung gegenüber dem aufkommenden und sich für manche ‚schlagartig‘, für andere allmählich durchsetzenden Nationalsozialismus zeigen;

- die die schwierige Kindheit, die dennoch häufig als nicht bedrückend empfunden wurde, thematisieren und
- die immer wieder das problembehaftete Verhältnis zwischen jüdischen und nichtjüdischen Deutschen verdeutlichen.

Diese sowie eine Reihe weiterer Problembereiche stehen im Mittelpunkt dieses Buches. Ich will sie ausleuchten, diskutieren und soweit wie möglich erhellen. Das soll in drei größeren Abschnitten erfolgen.

Im ersten Teil des Buches geht es mir darum zu zeigen, woher diese außergewöhnlichen Materialien stammen, wie sie gewonnen wurden und welche Ergebnisse sie gezeitigt haben.

In einem zweiten Teil werde ich vier ausgewählte Lebensgeschichten ausführlicher vorstellen; wobei sich die Auswahl daran orientiert, einen möglichst kontrastiven Ausschnitt aus der Fülle der eingereichten autobiographischen Manuskripte zu präsentieren, sodass Erfahrungen des Lebens, des Leidens, des Widerstands, der erfolgten Emigration und der Ankunft und ‚Neueinrichtung‘ im Land der Emigration sichtbar werden. Vorgestellt werden die Lebensgeschichten von zwei Männern und zwei Frauen: Hilde Rosa Stern emigrierte in die USA und ‚kehrte‘ dann in die DDR ‚zurück‘, Carl Paeschke ging in die Schweiz und blieb dort, Rudolfine Menzel emigrierte nach Palästina, das spätere Israel, Alfred Fabian ging nach Shanghai und daran anschließend in die USA. Ging? Gehen musste – gehen konnte. Eine Sozialarbeiterin, ein Journalist, eine promovierte Chemikerin, die als Wissenschaftlerin und Hundezüchterin tätig war, und ein Kaufmann. Das waren die ausgeübten Berufe vor der Emigration – danach wird man sehen.

Im dritten Teil des Buches werde ich die autobiographischen Entwicklungen, die Bildungsgeschichten, unter dem anthropologischen bzw. moralischen Aspekt der Anerkennung durch andere, aber mehr noch dem der Aberkennung, der Nichtgewährung und schließlich dem Entzug von Solidarität, Recht und der Nächsten- oder Menschenliebe, anhand der Verbindung von theoretischen Überlegungen und Fallbeispielen entfalten.

**I. Wie es dazu kam:
Wissenschaftliche Preisausschreiben
als Datengrundlage**

Das Manuskript von Martin Andermann sowie die weiteren im Mittelpunkt dieser Arbeit stehenden autobiographischen Manuskripte sind das Ergebnis eines wissenschaftlichen Preisausschreibens, das von drei Wissenschaftlern der Harvard University im Jahr 1939 initiiert wurde. Um dieses Vorhaben besser verstehen zu können, muss ich zuvor auf ein anderes, ein Vorläufer-Preisausschreiben aus dem Jahr 1934 eingehen, das sich an Mitglieder der NSDAP („Alte Kämpfer“) richtete.

Das folgende Kapitel diskutiert daher zwei umfangreiche Forschungsprojekte, in denen schriftliche autobiographische Aufzeichnungen aus den Jahren 1934 bzw. 1939/40 mithilfe von wissenschaftlichen Preisausschreibern erhoben und ausgewertet wurden. Zum einen wurden sie von Personen verfasst, die sich früh in den Dienst des Nationalsozialismus stellten, zum anderen von Personen, die zum Ziel dieser Ideologie wurden – Männer und Frauen, die aus dem nationalsozialistischen Deutschland (und aus Österreich) emigrieren mussten bzw. konnten (das „Harvard-Projekt“).

Während das Harvard-Preisausschreiben im Mittelpunkt dieses Buches steht, sollen die Hinweise auf das Preisausschreiben, das sich an Mitglieder der NSDAP wandte, auf eine wichtige Vorläuferstudie aufmerksam machen, an deren methodischer Ausrichtung sich die Forscher im Jahr 1939/40 orientierten. Beide Projekte wurden während der Zeit des Nationalsozialismus durchgeführt, sodass sie wesentliche Aspekte des Lebens in dieser Epoche anhand von (auto-)biographischen Dokumenten zeitnah zu erschließen vermochten.

Die von US-amerikanischen Wissenschaftlern durchgeführten autobiographischen Erhebungen und die daraus hervorgegangenen Manuskripte fanden und finden allerdings bis heute nicht die Aufmerksamkeit, die sie verdient hätte.³ Das gilt sowohl für die Studien und die autobiographischen Manuskripte selbst als auch für die dadurch sichtbar werdenden konkreten gesellschaftlich-historischen Umstände, in die sie eingebettet waren und von denen sie Zeugnis ablegen.

3 Auch wenn aus dem Harvard-Projekt nur wenige Veröffentlichungen hervorgegangen sind, auf die sich aufbauen lässt, konnten doch die autobiographischen Manuskripte in der Houghton-Library der Harvard-University eingesehen und bearbeitet werden. Die an der Stanford-University archivierten Manuskripte über die „Alten Kämpfer“ sind sogar seit 2017 vollständig im Internet einsehbar und können heruntergeladen werden (zu den Quellen vgl. die nächsten Kapitel). – Für eine detaillierte Übersicht über die in der Houghton-Library verfügbaren Materialien des Harvard-Projekts siehe den sehr verdienstvollen Überblick und die Auflistung der Manuskripte bei Liebersohn/Schneider (2001). Etwa 130 Manuskripte des Harvard-Preisausschreibens liegen als Mikrofilme am „Zentrum für Antisemitismusforschung“ der TU Berlin vor.

Bei den hier vorgestellten Forschungsprojekten handelt es sich zum einen

- (I) um die 1934 von dem Soziologen Theodore Abel (1896–1988) unter dem Arbeitstitel „The Hitler Movement, an interpretation based upon 600 autobiographies“ (Abel 1937, S. 348) durchgeführte Studie, die letztendlich als ‚Why Hitler came into Power. An Answer based on the Original Life Stories of Six Hundred of His Followers‘ 1938 veröffentlicht und 1966 sowie 1986 erneut aufgelegt wurde;
- (II) zum anderen um die Studie ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘, die gemeinsam von dem Psychologen Gordon W. Allport (1897–1967), dem Historiker Sidney B. Fay (1876–1967) und dem Soziologen Edward Y. Hartshorne (1912–1946) im August 1939 an der Harvard University initiiert wurde.

Hervorzuheben ist, dass beide Untersuchungen in ihrem eigenen Recht, d. h. nicht aus einer späteren Perspektive, vorgestellt und analysiert werden (vgl. diese Betonung z. B. auch bei Wünschmann 2015): Die Teilnehmer*innen der Preisausschreiben formulierten ihre Beiträge, die beteiligten Wissenschaftler bearbeiteten und veröffentlichten diese mit dem Wissen, über das sie zur Mitte bzw. am Ende der 1930er-Jahre verfügten.

Ich werde beide Projekte zum besseren Verständnis und zur besseren Vergleichbarkeit zunächst soweit wie möglich einheitlich strukturiert präsentieren. Auf (1) die (wissenschaftliche) Rahmung folgt (2) das forschungspraktische Vorgehen, wiederum unterteilt in 2a) die Daten-Erhebung und 2b) die Daten-Auswertung. Das hier interessierende Forschungsprojekt der Harvard-Wissenschaftler wird daran anschließend noch ausführlicher beschrieben (2.3–2.5).

1. ‚Alte Kämpfer‘: Lebensläufe von ‚Hitler-Deutschen‘ – die Studie von Theodore Abel⁴

1.1 Zur Rahmung

Welches Forschungsinteresse hat Abel geleitet? Die Frage, die er in seiner Fallstudie beantworten wollte, richtete sich in erster Linie darauf, wie sich die Kraft und der Einfluss von sozialen Bewegungen bestimmen lassen, von denen er einerseits annimmt, dass sie für politische Veränderungen („die Entstehung des Neuen“) unverzichtbar sind,⁵ deren Entwicklung, Ausprägung und Wirkkraft aber andererseits nur schwer auf einen Begriff zu bringen sind (für das Vorhaben insgesamt, für methodische und ethische Probleme sowie Kontakte zu anderen Forschern vgl. Halas 2001, 2002).

Es ist für das methodologische Vorverständnis dieser Untersuchung in besonderem Maße wichtig, zumindest kurz auf den biographischen Hintergrund des Forschers Theodore Abel einzugehen. Abel wurde 1896 in Lodz (Polen) geboren und migrierte 1925 in die USA. Er nahm an der Columbia University in New York sein Studium auf und wurde dort 1929 promoviert. Abel lehrte und forschte an seiner Alma Mater von 1929 bis 1950 als Professor für Soziologie. Aufgrund seiner polnisch-US-amerikanischen Lebensgeschichte konnte er seine Arbeit in die Tradition von zwei wissenschaftlichen Richtungen stellen, die ihrerseits wiederum auf fast unentwirrbare Weise miteinander verbunden sind. Der erste Einfluss ging von dem praxisorientierten Ansatz der Chicago School aus, hier vor allem von der bahnbrechenden Untersuchung von William Thomas und Florian Znaniecki ‚The Polish Peasant in Europe and America‘ aus

4 Die Originalbeiträge liegen in den Hoover Institution Library & Archives der Stanford University (Collection Number: 50000). <https://oac.cdlib.org/view?docId=tf3489n5vz;developer=local;style=oac4;doc.view=items> [Abruf 20. August 2019].

5 So hob Abel in der Wiederveröffentlichung aus dem Jahr 1966 in seinem neuen Vorwort hervor. „Social movements appear to be indispensable means for the achievement of change which bypasses the Establishment“ (Introduction, o. S.). Mehr noch: Er ging davon aus, dass sich seine Überlegungen und Interpretationen auch auf andere soziale Bewegungen, er nannte u. a. das ‚Gandhi Movement‘ und das ‚Civil Rights Movement‘ in den USA, übertragen lassen. Um diese Ideen zu verdeutlichen und die Stoßrichtung seiner Argumente hervorzuheben, änderte er sogar den Titel des Buches in ‚The Nazi Movement‘ und fügte erst dann den Untertitel ‚Why Hitler came to Power‘ hinzu. Primat, Folge und Folgerichtigkeit sollten damit klar benannt sein.

den Jahren 1918–1920, die Abel stark beeinflusste. Znaniecki, der wie Abel aus Polen stammte, ging 1919 in sein Heimatland zurück und baute an der Universität Posen die bereits in Chicago zum Einsatz gekommene biographische Methodik weiter aus (vgl. Messerschmidt 2013). Abel, und damit komme ich auf die zweite Verbindung, hatte nicht nur um 1920 (für kurze Zeit) bei Znaniecki studiert (vgl. Halas 2002, S. 174), sondern den Kontakt nie verloren. So suchte er ihn im Sommer 1934, also zur Zeit seiner Datenerhebung, wiederholt in Posen auf (siehe Abel, *Journal of Thoughts and Events*, June to September 1934). Es kann davon ausgegangen werden, dass Abel und Znaniecki sich über die geplante Studie ausgetauscht haben. Beide waren, wie viele andere Wissenschaftler im „golden age“ of personal documents“ (Wrightsmann 1981, S. 377), d. h. etwa in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, stark an der Erforschung von persönlichen Dokumenten interessiert, also an Tagebuchaufzeichnungen, Briefen, Lebenserzählungen usw.

Im Hinblick auf den Umgang mit (Auto-)Biographien hat Abel einen plausiblen Vorschlag entwickelt. Im Sinne einer Systematisierung unterteilt er Lebenserzählungen (life-stories) wiederum in drei Typen:

Er unterscheidet

- a) Autobiographien von
- b) Biogrammen sowie
- c) Lebensgeschichten (life-histories).

Während Autobiographien (und Memoiren) aus eigenem Antrieb heraus verfasst werden („written on the initiative of the author“; Abel 1947, S. 113), bedarf es bei Biogrammen und Lebensgeschichten des (wissenschaftlichen) Anstoßes von außen. Dabei, so Abel, konzentriert sich die Erhebung von Lebensgeschichten auf eine bestimmte Person. Und obwohl auch Biogramme im Anschluss an eine Aufforderung mit der Absicht erstellt werden, Forschungsmaterialien zu gewinnen, tritt hier das Merkmal hinzu, dass sich die Datenerhebung auf eine bestimmte Gruppe von Personen, die ein gemeinsames Merkmal teilt (z. B. frühe Mitglieder der NSDAP), bezieht. Darüber hinaus wird erwartet, dass diese Personen eine Reihe von Vorgaben beim Verfassen ihrer Autobiographien beachten. Entsprechend definierte Abel: „Biograms are life-stories written on request by persons who are members of a selected social group, and in compliance with specific directions as to content and form for the purpose of obtaining mass data“ (ebd., S. 114). Und in einem späteren Text betonte er: „Biograms are the equivalent of open-ended, free-association inter-

views which often provide much more information than do questionnaires or guided interviews“ (Abel 1966, Introduction, o. S.).

1.2 Das forschungspraktische Vorgehen

a) die Daten-Erhebung

Abel führte seine ‚schriftliche Befragung‘ als Preisausschreiben mit Unterstützung der zuständigen Stellen der NSDAP im Sommer 1934 durch, und zwar angeregt durch seine positiven Erfahrungen im Jahr 1933, als die Menschen, mit denen er in Deutschland gesprochen hatte, uneingeschränkt bereit waren, über „ihre politischen Erfahrungen zu diskutieren“ (Abel 1938, S. 2). Sein allgemeines Interesse richtete sich auf ‚das Muster erfolgreicher politischer Bewegungen‘ (vgl. Abel 1937), sodass es naheliegend war, ‚Alte Kämpfer‘ zu untersuchen, also jene Personen, die vor dem 30. Januar 1933 in die NSDAP eingetreten waren bzw. eine Mitgliedsnummer hatten, die unter 300.000 lag (bzw. jene Teilmenge, die bereits zwischen 1919 und 1923 Mitglied war, d. h. die ‚Alte Garde‘). Speziell im Hinblick auf deren biographische Entwicklung formulierte er u. a. die folgenden Fragen.

„Wer waren die Menschen, die sich der Hitler-Bewegung anschlossen? Durch welche früheren Erfahrungen oder durch welche Faktoren in ihrem Werdegang lässt sich die Mitgliedschaft erklären? Auf welcher Basis rechtfertigten sie ihre Teilnahme? [...] Worin bestanden die Aktivitäten des jeweiligen Mitglieds?“ (Abel 1938, S. 2).

Angaben zum Verlauf der Feldforschung von Juni bis September 1934

Da die Aussagen über den Ablauf der Datenerhebung in der Literatur uneinheitlich sind, folgt hier ein kurzer Überblick. Abel hielt in seinen Tagebuchaufzeichnungen die folgenden Angaben fest:

Dienstag, 26. Juni 1934: “I went to see Mr. Seyferth, I presented my case briefly. He read my announcement for the prize contest.”

Vor dem 30.6.1934: “Went to see FrI. Dr. Unger in Abt. VII, Ministerium für Propaganda.”

Mittwoch, 4. Juli 1934: "Paid 400 R.M. to the Gauschatzmeister DeMars for the prize money."

Dienstag, 28. August: "Went to Voßstrasse (vermutlich zur ‚Gauleitung Groß-Berlin‘ der NSDAP; DG) in the morning. Found that several hundred life-histories have come in, but that there is a question whether I shall get them for the content is not considered satisfactory."

Mittwoch, 29. August: "Called up Schulze-Wechsungen's (Gaupropaganda- und Gauschulungsleiter der NSDAP Groß-Berlin; DG) secretary who told me not to worry about the documents and that I shall get them on the 10th."

Montag, 10. September 1934: "A frantic day in Berlin, trying to get the life-histories. Goebbels passed an order cancelling the prize contest, I was told" (diese Angabe lässt sich nicht bestätigen; DG).

Mittwoch, 12. September bis Donnerstag 20. September: "On board Washington ... Had a good time, did not work much, tried not to think on what to do next after my failure in Berlin" (siehe Abel, Journal of Thoughts and Events, June to September 1934). –

Tatsächlich wurden die Manuskripte erst mehr als zwei Jahre später an Theodore Abel weitergegeben, sodass sein Buch erst 1938 erscheinen konnte (vgl. Abel 1938, S. 4).

Wissenschaftliche Preisausschreiben als eine besondere Form der Datenerhebung wurden in den USA,⁶ besonders aber in der polnischen Forschung nach der Rückkehr von Florian Znaniecki aus den USA zwischen 1921 und 1939, eingesetzt, um mithilfe eines (finanziellen) Anreizes gezielt an Forschungs-

6 An die beiden hier vorgestellten wissenschaftlichen Preisausschreiben schlossen sich noch, zum Teil methodisch, zum Teil inhaltlich verwandt, zwei weitere ‚Wettbewerbe‘ an. 1. Das Preisausschreiben des YIVO Instituts (Yiddish Scientific Institute) in New York City aus dem Jahr 1942 ‚Why I Left the Old Country and What I Have Accomplished in America‘ (vgl. Cohen/Soyer 2006; Kligsberg 1942; Soyer 1999). 2. Das Preisausschreiben des aus Frankfurt in die USA übergesiedelten Instituts für Sozialforschung aus dem Jahr 1943 über ‚Experiences with NS-Antisemitism in Germany‘: ‚Antisemitism under Hitler‘ (vgl. Institute of Social Research 1944/45).

materialien zu gelangen. Gezielt deshalb, da aufgrund der Vorgaben des Forschers die möglichen Antworten zumindest in Grenzen ‚angesteuert‘ werden konnten.

Für die Befragten im vorliegenden Projekt hatte Abel eine Reihe von Vorgaben entwickelt. Nach der Ankündigung

„Vierhundert Mark in Preisen

für die beste Beschreibung des eigenen Lebenslaufes eines Hitler-Deutschen. Jeder deutsche Bürger, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, der alter Kämpfer der N.S.D.A.P. ist, kann an dem Preisausschreiben teilnehmen“ (Hervorhebung i. O.)⁷

listete er die folgenden Merkmale auf:

Im Sinne der Beschreibung des eigenen Lebens sollen vor allem Angaben erfolgen zu Familienverhältnissen, Erziehung, Arbeit, Mitgliedschaft in Vereinen und Verbänden sowie zur Teilnahme an der Hitlerbewegung und der Revolution. Von zentraler Bedeutung sind dabei die Ausführlichkeit sowie die Aufrichtigkeit, während der Stil keine Rolle bei der Beurteilung spielen soll (vgl. ebd.).

Ausgelobt wurden für den 1. Preis 125.00 RM (Reichsmark), für den 2. Preis 50.00 RM, für den 3. Preis 25.00 RM sowie fünf Preise zu je 20.00 RM und zehn Preise zu je 10.00 RM; insgesamt also 400 Reichsmark – dieser Betrag wurde am 4. Juli 1934 auch dem Gauschatzmeister übergeben (siehe den Kasten oben).⁸

1936 wurden an Abel insgesamt 683 Manuskripte überstellt, die die Grundlage seines Buches bilden. Nicht aufgenommen in dieses Buch wurden 35 sehr kurze Manuskripte sowie 48 Manuskripte, die von Frauen verfasst waren. Abel gab an, dass er die von Frauen geschriebenen Beiträge aufgrund der vergleichsweise geringen Anzahl nicht in seine Analyse aufgenommen habe und kündigte dazu eine eigene Veröffentlichung an – die nie erfolgt ist (vgl. aber Fehlhaber/Garz/Kirsch 2007; Kosubek 2017).

7 Aus dem deutschsprachigen Text der Ausschreibung. Ich danke Frau Claudia Thiede (M.A.), die mir dieses als verschollen erachtete Dokument zur Verfügung gestellt hat. „The announcement was distributed in the form of a bulletin at all local headquarters of the National Socialist party and was also published in the party press“ (Abel 1938, S. 4).

8 Über mögliche Gewinner ist nichts bekannt. Die Preise wurden vermutlich nicht ausbezahlt.

b) die Daten-Auswertung

Eine Auswertung der etwa 600 von Männern erstellten Biogramme ergab, dass diese überwiegend der ‚unteren Mittelschicht‘ (51 %) bzw. der Arbeiterklasse (35 %) angehören. Der oberen Mittelschicht und dem Adel sind 7 % zuzurechnen; ebenso viele Bauern haben sich beteiligt. Etwa 80 % sind zwischen 1925 und 1927 in die NSDAP eingetreten; allerdings finden sich auch 42 Personen (7 %), die sehr früh, nämlich zwischen 1922 und 1924, den Weg in die Partei gefunden haben. Sehr viele der zum Teil mit der Hand geschriebenen, zum größeren Teil maschinengeschriebenen Manuskripte haben nicht mehr als ein, zwei, drei oder vier Seiten; ein weiterer Teil umfasst zwischen fünf und 20 Seiten, nur wenige gehen über 20 Seiten hinaus – einen ‚Ausreißer‘ stellt das Manuskript Nr. 28 mit 48 Seiten dar. Der Korpus insgesamt besteht aus mehr als 3700 Seiten.

Gegenwärtig liegen nur noch 582 Manuskripte vor, da etwa 90 Beiträge sehr früh ‚abhandengekommen‘ sind. Bereits am 26. Oktober 1951 hatte Abel, der jetzt Professor am Hunter College der City University in New York war, auf eine Anfrage des Hoover Instituts der Stanford University geantwortet.

„With regard to the missing numbers of life stories of Nazis which I sent you, I have made inquiries and found the following fact: In 1943 the F.B.I. took all my material away in search for evidence against some persons on their list. They apparently kept some of the life stories which happened to be also the most illuminating ones“ (Brief Abel, in: Hoover Institution Archives).⁹

Die eingereichten Manuskripte entsprechen in der Mehrheit einem klassischen, wenn auch knappen chronologischen Muster. Die Schilderung beginnt stichwortartig mit personenbezogenen Daten, also der Geburt, dem familiären Hintergrund sowie der eigenen Bildungsgeschichte und geht dann nach und nach in eine Erzählung über. Schließlich folgt die narrative Hinwendung zur NSDAP als subjektiv erlebter biographischer Verlauf mit vielen Tiefen, aber schlussendlich doch noch mehr Höhen; im nachstehend ausgewählten Fall geschieht dies auf einer antisemitischen Grundlage; darauf gehe ich hier nicht ein (Manuskript 247, 9 Seiten). Die autobiographischen Stichworte zu Beginn:

⁹ Hier zeigt sich, dass das wissenschaftliche Preisausschreiben durchaus für andere Zwecke genutzt werden konnte.

Ich bin als Sohn des Ackerers Johann Mürlebach in Kottenheim (Kreis Mayen) am 14. Mai 1881 geboren.

Vom 6ten bis 14ten Lebensjahr besuchte ich die Volksschule in Kottenheim.

Nach der Schulentlassung erlernte ich das Bäckerhandwerk. Im Jahre 1904 heiratete ich. War im Krieg eingezogen als Landsturmmann bei der Feldartillerie 51 in Strasbourg, später war ich bei der Fliegerabwehr.

Nach dem Kriege habe ich mich in dem Geschäft meiner Frau (Weisswarengeschäft) betätigt.

Abb. 1. Biographische Angaben (Ms. 247, S. 1).
Hoover Institution Library & Archives der Stanford University
(Collection Number: 50000).

Oft wurde der autobiographischen Erzählung auch ein Prolog vorangestellt, der dann den Rahmen für die weitere Erzählung abgab; teilweise verwies er auf Schlüsselereignisse, teilweise diente er zur Selbstcharismatisierung wie im Fall von Frau E. (Ms. 195, 16 Seiten).

„Wenn ich heute mit meiner Mitgliedsnummer 98.082 zu der ‚Alten Garde‘ der NSDAP zähle und im Besitze des Ehrenzeichens der Bewegung bin, so muss ich sagen, all die Geschehnisse, die in den letzten 20 Jahren über unser Vaterland hinwegbrausten, konnten mich zu keiner anderen Bewegung bringen, als zur Freiheitsbewegung Adolf Hitlers“ (S. 1).

Der narrative Teil gipfelte des Öfteren mit der Regierungsübernahme Adolf Hitlers am 30. Januar 1933 in einer ‚Höhepunktserzählung‘ (Schütze 1984, S. 99).

„30. Januar 1933, nachmittags 5 Uhr: Hitler Reichskanzler. Ungeheurer Jubel in der Stadt. Wir alarmieren sofort für den Abend die ganze SA. Die Schmach hat ein Ende. Deutschland steht auf im Zeichen des Hakenkreuzes, dem wir, wie am ersten Tage, dienen werden ohne Ende“ (Ms. 533, 5 Seiten; hier S. 5).¹⁰

¹⁰ Interessanterweise spielte der 30. Januar 1933 nur in sehr wenigen Manuskripten derjenigen, die Deutschland verlassen mussten, also den Emigrant*innen, eine ähnlich zentrale Rolle; vgl. Teil 2.

Abel fokussierte seine Auswertungen in Teil zwei und drei des Buches unter den Überschriften ‚Analytical‘ (S. 115–200) und ‚Selected Life Histories‘ (S. 201–301) und sprach die Hoffnung aus, „that my interpretation may be more complete and systematic than any made by previous investigators“ (Abel 1938, S. 115).¹¹ Allerdings arbeitete er bereits im ersten, dem historischen Teil über den ‚Hintergrund und die Perioden¹² des Nationalsozialismus‘ mit zahlreichen Auszügen aus den Autobiographien, wobei die zitierten Stellen in der Regel eher Belegcharakter hatten als dass sie selbst etwas Neues aufschlossen.

Im analytischen Teil konstruierte Abel demgegenüber aus den Antworten heraus (biographische) Faktoren, die die Personen in die NSDAP führten. Als übergreifendes Merkmal identifizierte er die generelle und zugleich diffuse Unzufriedenheit der Menschen (vgl. S. 121ff.). Eine Unzufriedenheit, die sich aufgrund der äußeren Umstände entwickelte. Der verlorene Krieg, der Verlust der Heimat, der Vertrag von Versailles, die vermeintliche Unfähigkeit der jeweiligen Regierung, die Inflation bis hin zur Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er-Jahre waren die Ereignisse, die sich in den Biographien niederschlugen und zu einer Verdrossenheit geführt hatten. Hinzu kam, dass es den alten Parteien nicht mehr gelang, die Wähler an sich zu ziehen oder gar zu binden. Der ‚einfache Mann‘, „the worker, the farmer, and lower middle-class shopkeeper and clerk“ (ebd., S. 130), fühlte seine Bedürfnisse und Interessen weder bei den nationalen noch bei den sozialistischen oder kommunistischen Parteien mehr vertreten.

Dieser Mangel, so lässt sich ergänzend und zugespitzt formulieren, kann insbesondere dadurch kompensiert werden, dass in die ‚entstandene Lücke‘ eine Person tritt, die mit Charisma ausgestattet ist. Diese Funktion wurde für seine Anhänger durchgehend von der Person Adolf Hitler ausgefüllt.

„So war all das Kämpfen und Streben nicht umsonst gewesen. Das deutsche Volk richtete sich auf; denn ihm war der Retter gekommen. Heißer Dank gegen Gott, der ihn uns gegeben, erfüllt unsere Herzen. [...] So wie jeder einzelne

11 Abel war lange Zeit in wissenschaftstheoretische Kontroversen verstrickt, da er in seinem Aufsatz ‚The Operation called Verstehen‘ (1948) ‚das Verstehen‘ mit ‚Fühlen‘ in eine enge Verbindung brachte und ihm nur die methodologisch ‚schwache‘ Funktion der Formulierung von Hypothesen zugestand. In seinem Aufsatz ‚Verstehen I and Verstehen II‘ aus dem Jahr 1975 versuchte er, seine Position zu präzisieren und eindeutig Stellung zu beziehen. „I regard the hermeneutical analysis of culture and history as not only relevant but as an indispensable task of the social sciences“ (Abel 1975, S. 99).

12 Abel unterschied in seiner historischen Einführung (S. 54–112) drei Perioden der ‚Hitler-Bewegung‘: 1: 1919–1923. 2: 1924–1929. 3: 1929–1933.

von uns zu ihm gefunden hat, so gibt es für alle nur einen Weg: ‚Der Weg zu Adolf Hitler!‘“ (Ms. 210, 6 Seiten; hier S. 6).

Der Beitrag endete, wie wiederum viele andere, mit dem ‚Hitler-Gruß‘.

Im dritten Teil seines Buches (Kapitel 9) ließ Abel schließlich sechs ausgewählte Personen anhand ihrer vollständig abgedruckten und ins Englische übersetzten Beiträge zu Wort kommen. Bei den Biogrammen bzw. ‚Lebensgeschichten‘ handelte es sich um Manuskripte mit einer Länge zwischen 11 und 30 Seiten:

- Fall-Nr. 13: die Geschichte eines Arbeiters; im Band S. 204–218.
- Fall-Nr. 110: die Geschichte eines Anti-Semiten; S. 218–244.
- Fall-Nr. 162: die Geschichte eines Soldaten; S. 244–262.
- Fall-Nr. 267: die Geschichte eines Jugendlichen aus der Mittelschicht; S. 262–274.
- Fall-Nr. 171: die Geschichte eines Bankangestellten; S. 274–289 und
- Fall-Nr. 168: die Geschichte eines Bauern; S. 289–301.

Zu Beginn des Abschnitts begründete Abel seine Vorgehensweise ausführlich.

„So far [...], I have referred to the first-hand material only through quotations and isolated passages. The reproduction here of selected complete autobiographies is designed to show, in unified, more realistic form, patterns of National Socialist experience separately analysed in previous chapters. [...] The autobiographies reproduced in this section were chosen for the following reasons: first, story value and richness of content; second, usefulness in enriching points previously raised; third, portrayal of typical personality traits and mental reactions“ (Abel 1938, S. 203).

Insbesondere an die im dritten Punkt genannten Aspekte, die Erschließung typischer Persönlichkeitszüge und psychischer Reaktionsweisen, könnte die gegenwärtige Forschung m.E. nicht nur anknüpfen, sondern aufgrund der stattgehabten methodologischen und methodischen Entwicklungen fruchtbar darüber hinausgehen, um zu verstehen, wie es dazu kommen konnte, dass aus ‚Deutschen Nazis wurden‘ (Fritzsche 1998).

2. ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘ oder ‚An alle, die Deutschland vor und seit Hitler gut kennen‘ – Die Studie von Gordon Allport, Sidney Fay und Edward Hartshorne

2.1 Zur Rahmung

Es ist offensichtlich, dass die Wissenschaftler der Harvard University mit dem von Theodore Abel durchgeführten Preisausschreiben gut vertraut waren. Edward Hartshorne hatte die Veröffentlichung ‚Why Hitler came into Power‘ sogar 1938 (überwiegend ‚kritisch-und-etwas-wohlwollend‘) rezensiert (Hartshorne 1938/39), und Ernest Jandorf, ein wissenschaftlicher Mitarbeiter des Projekts, hat darüberhinausgehend aufgezeigt, dass die Forschergruppe selbst an diesen Quellen interessiert war: Erst aufgrund der Tatsache, dass die Harvard-Wissenschaftler keinen Zugang zu Primärquellen, also Anhängern der NSDAP, hatten, konzentrierte sich deren Erhebung auf die Autobiographien von Emigrant*innen.¹³ Dieses Vorgehen wird auch durch die Formulierung des Forschungsinteresses nahegelegt. Denn neben methodischen Fragen wurde, wie bei Abel, der Aspekt der (revolutionären) sozialen Bewegung besonders betont. „The present study is the result of two distinct lines of thought and types of interest. One concerns *the psychology of a revolutionary social movement*, the

13 Ich beziehe mich im Folgenden neben meinen eigenen ausführlichen Recherchen auf jene drei Studien, die innerhalb des psychologischen Arbeitsbereichs des Forschungsprojekts entstanden sind. Die Publikation von Allport, Bruner und Jandorf richtete sich an ein psychologisch geschultes Fachpublikum, die Veröffentlichung von Bruner und Bruner sprach demgegenüber eine breitere Öffentlichkeit an, und bei der Studie von Jandorf handelte es sich um eine Qualifikationsarbeit und/oder einen Projektbericht; hierbei wurden auch (forschungs-) technische Details angesprochen. Alle Arbeiten wurden 1941 veröffentlicht. In einem Brief vom 25. Oktober 1940 schrieb Allport an Charlotte Bühler, die (vermutlich) wegen einer möglichen Zusammenarbeit angefragt hatte. „On the psychological side we are writing just **one** article and closing the subject“ (Papers of Gordon Allport. Harvard University. HUG 4118.10, correspondence folder Bühler; Hervorhebung i. O.). Folgerichtig konnte Edward Hartshorne in einem Brief vom 22. Juli 1941 gegenüber Henry Albert (Ms. 4) betonen. „Please communicate directly with me, as the project is now entirely in my hands.“ – Insgesamt ist das Verhältnis von Migration und Nationalsozialismus in den Sozialwissenschaften immer noch eher randständig erforscht (vgl. Pries 2014).

other *the specific utilization of the life-history as a technique of research*“ (Jandorf 1941, S. 1; Hervorhebung i. O.). Und etwas später betonte Jandorf. „We were unsuccessful in obtaining life-histories written by proponents of National Socialism“ (ebd., S. 2). Und nach einem Hinweis auf die Arbeit von Abel erläuterte er die sich daraus ergebenden Konsequenzen. „Since we [...] were unable to obtain Nazi life-histories, the prize competition from which our material is gathered, yields only the story of the revolution as told by its victims, the refugees from Nazi persecution“ (ebd., S. 3).

Aufgrund seiner bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten war der Projektleiter des psychologischen Teils, Gordon Allport, sehr gut, wenn auch überwiegend theoretisch, auf das Studium von Autobiographien vorbereitet. Die von ihm in den 1930er Jahren entwickelte Persönlichkeitstheorie betonte die Bedeutung von Eigenschaften bzw. Merkmalen (traits) im menschlichen Leben, wobei er zwischen kardinalen, zentralen und sekundären Merkmalen unterschied. Während Kardinalmerkmale, die die gesamte Persönlichkeit durchgehend determinieren, nur selten auftreten (als Beispiel: Jeanne d'Arc und ihre heroische Selbstaufgabe), bestimmen die zentralen Merkmale die Persönlichkeit in vielen Hinsichten und bilden deren Fundament (basic foundation); angesprochen sind hier bis zu 10 Merkmale, so u. a. Optimismus, Ängstlichkeit, Ehrlichkeit. Sekundäre Merkmale beschreiben schließlich (sehr) persönliche Eigenheiten bzw. Präferenzen wie Ess- oder Kleidungsgewohnheiten. Die jeweilige Kombination der Eigenschaften macht die Persönlichkeit aus.

Aber auch mit der biographischen Forschung im engeren Sinn hatte sich Allport zu dieser Zeit bereits beschäftigt, wie einerseits aus seinem Manuskript ‚A tentative set of rules for the preparation and evaluation of life histories and case studies‘ hervorgeht, das Ende der 1930er Jahre verfasst, aber erst 1981 von John Garraty veröffentlicht wurde.¹⁴ Andererseits legte Allport 1942 die umfangreiche und mittlerweile zum Klassiker gewordene Studie ‚The Use of Personal Documents in Psychological Science‘ vor (vgl. Hevern 2019).

Allport, der u. a. durch einen längeren Aufenthalt in Deutschland und Österreich (hier u. a. bei Freud) die deutschsprachige (Geistes-)Wissenschaft kennengelernt hatte, stand seinen US-amerikanischen Kollegen, die zu dieser Zeit mehrheitlich mit Experimenten, Statistiken und einem behavioristischen

14 Hevern weist darauf hin, wie wichtig die Beschäftigung mit Lebensgeschichten für Allport war. Noch in einem Essay aus dem Jahr 1967 (dem Jahr, in dem er verstarb) stellte er die Frage. „How shall a psychological life history be written?“ and suggested that pursuing an answer to this question was, perhaps, the unifying theme of his professional career“ (Hevern 2019, S. 82).

Ansatz das Ganze des psychologischen Feldes (nomothetisch) erklären wollten, skeptisch gegenüber, wobei er nicht prinzipiell gegen deren Vorgehen war. Was ihn vielmehr störte, war die Betonung der Ausschließlichkeit ihres Ansatzes, der er seine Überzeugung von der Bedeutung des jeweiligen Menschen im Sinne einer ideographischen Wissenschaft entgegenstellte.

2.2 Das forschungspraktische Vorgehen

a) die Daten-Erhebung

Im Rahmen des von ihnen ausgeschriebenem wissenschaftlichen Preisausschreibens baten die Forscher der Harvard Universität Gordon Willard Allport (Psychologie), Sidney Bradshaw Fay (Geschichtswissenschaft) und Edward Yarnall Hartshorne (Soziologie) Personen, „die Deutschland vor und seit Hitler gut kennen“, einen Bericht über ihre persönlichen Erlebnisse zu erstellen. Die Bedingungen zur Teilnahme wurden konkret benannt.

So waren neben Alter, Geschlecht, Status, Herkunftsregion und Religion folgende Anforderungen zu berücksichtigen:

„Ihre Lebensbeschreibung sollte möglichst einfach, unmittelbar, vollständig und anschaulich gehalten sein. Bitte BESCHREIBEN Sie wirkliche Vorkommnisse, die WORTE und TATEN DER MENSCHEN, soweit erinnerlich. Die Preisrichter haben kein Interesse an philosophischen Erwägungen über die Vergangenheit, sondern vor allem an einem Bericht persönlicher Erlebnisse“ (Hervorhebung i. O.; vgl. die Abb. 2 bis 4).

ANNOUNCING A
\$1,000
PRIZE COMPETITION

of interest to all Germans

AND

to all others

who are well acquainted with Modern Germany

WIDENER LIBRARY 776
CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS

JUDGES:
GORDON W. ALLPORT
SIDNEY B. FAY
EDWARD Y. HARTSHORNE

Abb. 2. Flugblatt mit der Ankündigung des Preisausschreibens (Kurzfassung).
MS Ger 91 (Box 1: 0), Houghton Library, Harvard University.

\$1,000 Preisausschreiben

★
AN ALLE

die Deutschland vor und nach Hitler gut kennen!

★

Zum Zweck rein wissenschaftlicher Materialsammlung, die für eine Untersuchung der *gesellschaftlichen und seelischen Wirkungen des Nationalsozialismus auf die deutsche Gesellschaft und das deutsche Volk* verwendet werden soll, stellen wir eintausend Dollar als Preis für die *besten unveröffentlichten Lebensbeschreibungen (Autobiographien)* mit dem folgenden Thema zur Verfügung—

“MEIN LEBEN IN DEUTSCHLAND VOR UND NACH DEM 30. JANUAR 1933”

Das Preisausschreiben steht unter der persönlichen Leitung der folgenden Mitglieder des Lehrkörpers der Universität Harvard, die auch das Preisrichterkollegium bilden werden. Sie tragen die alleinige Verantwortung für die Beurteilung der eingereichten Manuskripte und für die Preisverteilung:

GORDON WILLARD ALLPORT *Psychologe*
SIDNEY BRADSHAW FAY *Historiker*
EDWARD YARNALL HARTSHORNE *Soziologe*

Die folgenden Preise werden ausgesetzt:

ERSTER PREIS \$500 ZWEITER PREIS \$250 DRITTER PREIS \$100
VIERTER PREIS \$50 5 FÜNFTHE PREISE JE \$20

Manuskripte können unter *einem angenommenen Namen* oder *ohne Namensnennung* eingereicht werden; sie müssen aber *wahrheitsgetreu* sein.

Die Manuskripte können *Deutsch oder Englisch* geschrieben sein; die Wahl der Sprache hat keinen Einfluss auf die Beurteilung. Die Arbeiten können *beliebig lang* sein, sollen aber ein Minimum von 20,000 Worte betragen.

Das Preisausschreiben schliesst am 1. April 1940. (Manuskripte müssen den Poststempel spätestens dieses Datums tragen.)

Die Arbeiten werden *streng vertraulich* behandelt werden.

BESONDERE RICHTLINIEN:

Manuskripte werden nur angenommen, wenn auf der ersten Seite klar die folgenden Angaben gemacht werden: ALTER (ungefähr) und GESCHLECHT des Verfassers; die GEGEND Deutschlands, in der der Verfasser lebte, und die EINWOHNERZAHL SEINES WOHNORTS; die RELIGION des Verfassers, sowie weitere wesentliche Angaben über die GESELLSCHAFTLICHE STELLUNG des Verfassers in Deutschland (z.B. verheiratet oder ledig, Kinder, ungefähres Einkommen, Ausbildung, usw.) (Ihre gesellschaftliche Stellung als solche hat keinen Einfluss auf Ihre Gewinnaussichten.)

Ihre Lebensbeschreibung sollte möglichst *einfach, unmittelbar, vollständig und anschaulich* gehalten sein. Bitte BESCHREIBEN Sie wirkliche Vorkommnisse, die WORTE

und TATEN DER MENSCHEN, soweit *erinnerlich*. Die Preisrichter haben kein Interesse an philosophischen Erwägungen über die Vergangenheit, sondern vor allem an einem Bericht persönlicher Erlebnisse. Zitate aus *Briefen, Tagebüchern, Notizbüchern*, und sonstigen *persönlichen Schriftstücken* geben Ihrer Schilderung die erwünschte *Glaubwürdigkeit* und *Vollständigkeit*. Dies soll kein literarisches Preisausschreiben sein. Sie sollten sich daran wagen, selbst wenn Sie nie vorher geschrieben haben, wenn Sie nur ein gutes Gedächtnis, scharfe Beobachtungsgabe, und Menschenkenntnis besitzen. Selbst wenn Sie keinen Preis bekommen, kann Ihre Arbeit als Quelle für das Studium des neuen Deutschlands und des Nationalsozialismus sehr wertvoll sein.

Anschriften erbeten an:

S. B. FAY, 776 WIDENER LIBRARY, CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS, U. S. A.

Weitere Exemplare dieser Ankündigung stehen auf Ansuchen gern zur Verfügung.

Abb. 3. Die deutschsprachige Langfassung des Preisausschreibens.
MS Ger 91 (Box 1: 0), Houghton Library, Harvard University.

* Im deutschsprachigen Text heißt es fälschlicherweise ‚AN ALLE, die Deutschland vor und **nach** Hitler gut kennen‘. In der englischsprachigen Fassung lautet es dagegen richtigerweise ‚... before and **since** Hitler!‘.

PRIZE FOR NAZI STORIES

Harvard Faculty Men Seek Personal Histories of Experiences

CAMBRIDGE, Mass., Aug. 6.—A \$1,000 prize competition for the best unpublished personal life histories of persons who have experienced the effects of National Socialism in Germany was announced today by three members of the Harvard University faculty.

The purpose of the competition, which is open to "all persons who have known Germany well before and since Hitler," is to collect materials which will be used in a study of the social and psychological effects of National Socialism on German society and on the German people.

The Harvard faculty members who are personally sponsoring the competition and who will serve as judges are Dr. Gordon W. Allport, associate professor of psychology, chairman of the Harvard Department of Psychology; Dr. Sidney B. Fay, Professor of History and an authority on German history, and Dr. Edward Y. Hartshorne, instructor in sociology.

The competition awards will be a first prize of \$500, second prize of \$250, third prize \$100, fourth prize \$50 and five fifth prizes of \$20 each. Manuscripts may be submitted under a pseudonym or anonymously, but they must be authentic, and all papers submitted will be treated as strictly confidential.

Published: August 7, 1939

Copyright © The New York Times

Abb. 4. Artikel in der New York Times vom 7. August 1939.

Auf diese Ausschreibungen hin, die nicht nur auf Flugblättern, sondern neben der New York Times auch in anderen regulären Tageszeitungen sowie Emigrantenzeitenungen erfolgte, wurden die vorliegenden Manuskripte eingereicht.

b) die Daten-Auswertung

Vergegenwärtigt man sich die Schichtzugehörigkeit der Teilnehmer*innen anhand der (ausgeübten) Berufe, so überwiegen die Angehörigen von Professionen: Etwa 25 Rechtsanwälte (nur Männer), drei Richter (nur Männer); 25 Ärzte und Ärztinnen sowie 24 Lehrer (fast ausschließlich Männer) reichten ihre Beiträge ein. Eine weitere größere Gruppe umfasst Geschäftsmänner mit etwa 16% (N= 35); allerdings fallen in diese Rubrik sowohl Inhaber bzw. Leiter von großen Firmen als auch Besitzer von kleinen Einzelhandelsgeschäften, sodass diese Einteilung nicht allzu aussagekräftig ist. Darüber hinaus beteiligten sich Journalist*innen, Künstler*innen, einige Schüler*innen und Student*innen, Rabbiner und Priester sowie Bürokräfte (nur Frauen) und, last but not least, fünf Arbeiter.¹⁵

Berufe	N = 213	% (gerundet)
Arbeiter	5	2
Architekt	2	1
Beamte	5	2
Angestellte	7	3
Geschäftsmann	35	16
Handwerker	5	2
Hausfrau	13	6
Ingenieur	3	1
Journalist/Schriftsteller	26	12
Künstler	9	4
Rechtsanwalt/Richter	29	14
Lehrer	24	11
Arzt	25	12
Professor	3	1
Psychologe	3	1

¹⁵ Es ist nicht verwunderlich, dass sich in Angesicht des geforderten Umfangs der Beiträge überwiegend Personen beteiligten, die sich aufgrund ihrer Ausbildung bzw. ihres beruflichen Hintergrunds in der Lage sahen, diese Vorgabe zu erfüllen. Andere, die sich selten schriftlich ausdrücken mussten, wurden von einer Beteiligung vermutlich eher abgeschreckt.

Berufe	N = 213	% (gerundet)
Rabbi	3	1
Schüler/Student	6	3
Sozialarbeiter	2	1
Andere	8	4
Nicht angegeben	6	3

Schaubild 1: Berufe der Teilnehmer*innen (Eigene Darstellung)

Insgesamt zeigt sich, dass die (obere) Mittelschicht in diesem Sample überrepräsentiert ist. Aber: Für den Umgang mit den Unterlagen ist es wichtiger, dass die vorliegenden Manuskripte, obwohl sie nicht repräsentativ sind, die einzigen umfangreichen Aufzeichnungen darstellen, die in dieser Ausführlichkeit und fokussiert auf eine autobiographische Fragestellung aus dieser Zeit überliefert sind (ähnlich argumentiert Childers (1986) im Hinblick auf die von Abel erhobenen Unterlagen). Sie wurden zeitnah zu den Vorkommnissen und entsprechend erfahrungsnah verfasst, sodass spätere Ereignisse die autobiographischen Darstellungen noch nicht überschatten konnten. Sie wurden mehrheitlich zudem in der Zeit geschrieben, in der der Krieg schon begonnen hatte.

Trotz der Einmaligkeit der erhobenen Daten, „a unique source“, so Mary Fulbrook (2019, S. 64), haben die beteiligten Wissenschaftler wenig aus diesem ‚Schatz‘ gemacht bzw. machen können. Zunächst fällt auf, dass die doch interdisziplinär zusammengesetzte Forschergruppe in ihren Veröffentlichungen (strikt) innerhalb disziplinärer Grenzen blieb. Gordon Allport und Mitarbeiter waren für die psychologische Auswertung, Edward Hartshorne für die soziologische Analyse zuständig. Der Historiker Sidney Fay (der Schwiegervater von Edward Hartshorne) trat nur bei der Auslobung des Preisausschreibens in Erscheinung.

Bei der psychologischen Auswertung zeichneten neben dem Projektleiter Gordon Allport noch Jerome Bruner und Ernest M. Jandorf als Autoren; beide waren in dem von Allport verantworteten Bereich als Forschungsassistenten tätig. Dass nach 1941 keine einschlägigen Veröffentlichungen von Edward Hartshorne vorliegen, lässt sich dadurch erklären, dass er in diesem Jahr eine Stelle beim US-Geheimdienst (Coordinator of Information) antrat, die eine Publikationstätigkeit nicht zuließ.¹⁶ Nach 1945 war Hartshorne als US-Offizier

16 Allerdings interessierte sich Hartshorne auch in seiner Funktion als Mitarbeiter des Geheimdienstes für einige der Manuskripte, die er sich daher an seine neue Arbeitsstelle in Washington, D.C. nachschicken ließ. Das in der Ausschreibung hervorgehobene rein wis-

zuständig für die Wiederöffnung der Universitäten in der US-Besatzungszone. Er wurde unter ungeklärten Umständen Ende August 1946 während einer Fahrt auf der Autobahn in der Nähe von Nürnberg erschossen (vgl. Gerhardt 2009).

Die Auswertung erfolgte, indem Eintragungen in einen von der Forschungsgruppe vorbereiteten Analyseplan (analysis schedule) vorgenommen wurden. Den allgemeinen Angaben zur Person schlossen sich zwei Hauptteilungen an: Im ausführlicher ausgearbeiteten ersten Teil wurden auf den Seiten 1 bis 13 psychologische Faktoren in vier allgemeine Topoi unterteilt: 1) Die Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus, 2) die Erfahrungen der Frustration und des Erleidens, 3) die Reaktionen auf Frustrationen und Leid sowie 4) die Anpassung nach der Emigration (vgl. Jandorf 1941, S. 14).¹⁷ Um die Veränderungen in der biographischen Entwicklung dieser Personen zu erfassen, wurde eine Einteilung in vier Perioden vorgenommen:

1. der Zeitraum vom ersten Kennenlernen des Nationalsozialismus bis zum Jahr 1929
2. von 1929 bis zum 30. Januar 1933
3. vom 30. Januar 1933 bis zur Emigration und
4. vom Zeitpunkt der Emigration bis zur Abfassung des Manuskripts im Jahr 1939 oder 1940 (vgl. Allport et al. 1941, S. 8).

Die psychologische Auswertung gipfelte in einer ‚Thumbnail Summary‘ auf Seite 13.

Der kürzer gefasste Abschnitt zur soziologischen Analyse konzentrierte sich auf Faktoren wie Schicht, Beruf, Parteimitgliedschaft, Freundschaft, Freizeit etc., die auf den Seiten 14 bis 19 aufgezeichnet wurden. Die Analyse endete in einer ‚Conceptual-Interpretative Summary‘ auf Seite 19. – Sowohl der psychologische als auch der soziologische Teil wurden von einem Auswerter bearbeitet.

senschaftliche Interesse stößt hier an seine Grenzen (für den strukturell ähnlich gelagerten Fall bei den ‚Abel-Manuskripten‘ siehe S. 25).

17 Für die Zeit nach der Emigration wurden (sicherlich aufgrund der Engführung der Fragestellung: ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘) kaum Angaben gemacht.

III. Constrictions in life space in Germany

A. Constriction or expansion of freedom with respect to:

P. 50 The first 24 hours of the Nazi regime had already caused what might be called a serious psychic restriction. This certain state of mind feeling secure only alone at home ----- was like a psychic disease.

1. Family relations: He reports a pre-anchluss incident when in student lodging at the university his cousin with whom he had never had any argument investigated to shake him with a stick (p. 4) He breaks with his family over a dispute in- volving the forging of birth certificates (p. 50)
2. Friendships: a pre-anchluss incident where he travelled on the train with two Jewish friends. They were dis- missed because they were Jewish. He had met them by accident before the friends of his when alone in Germany, and the Jewish friends were worried that he would be a political enemy.
3. Occupation: He had never intended to be a soldier. He had met them by accident before the friends of his when alone in Germany, and the Jewish friends were worried that he would be a political enemy.
4. Occupational activities: He had never intended to be a soldier. He had met them by accident before the friends of his when alone in Germany, and the Jewish friends were worried that he would be a political enemy.
5. Religious activities: He had never intended to be a soldier. He had met them by accident before the friends of his when alone in Germany, and the Jewish friends were worried that he would be a political enemy.
6. Political activities: The author formerly despised politics, now finds himself discussing political issues.
7. Personal Ideology: The author emphasizes the loss of objectivity while he had always cherished complete independence in- (solved) individualism he now finds himself in a situation which forces him to take a pro or con stand.
9. Emigration: p. 66 As half-Jew he was member of the army. He could not try to obtain the necessary papers for emigration until he was released

Abb. 5. Ausschnitt aus der Begutachtung des Manuskripts Nr. 4 (Pseudonym: Henry Albert). MS Ger 91 (Box: 1, Identifier: MS Ger 91, [4]). Houghton Library, Harvard University. Das Manuskript ist im Archiv nicht mehr vorhanden; es wurde an den Verfasser zurückgesandt.

Welche für die biographische Forschung relevanten Daten liegen aus dem Projekt vor? Wie bereits zuvor erwähnt (vgl. Fußnote 13), konzentrieren sich die Veröffentlichungen aus dem Projekt auf den psychologischen Teil.¹⁸ In den Publikationen, die sich auf die Auswertung der autobiographischen Manuskripte von 90 Personen beziehen, findet sich, ganz in Übereinstimmung mit den theoretischen Überlegungen von Gordon Allport, an entscheidender Stelle die Aussage, wonach sich die zentralen Merkmale (traits) der Persönlichkeit selbst unter ‚katastrophalen Umständen‘ nicht veränderten: „Perhaps the most vivid impression gained by our analysts from the case-history material is of the extraordinary continuity and sameness in the individual personality“ (Allport et al. 1941, S. 7). Und selbst wenn sich Veränderungen zeigten, war dies nur der Fall, „to accentuate trends clearly present in the pre-emigration personality. Radical transformations do not occur“ (ebd., S. 8). Die Autoren führten eine Reihe von Beispielen für diese biographische Konstanz an.

„A light-hearted, optimistic, expansive advertising man, affable and adventurous, encounters the revolution and is ruined. [...] Finally without discoura-

18 Edward Hartshorne griff allerdings in seinem Buch ‚German Youth and the Nazi Dream of Victory‘ (1941) auf Auszüge aus den Manuskripten zurück (vgl. auch Meyer 2020).

gement and in a wholly adventurous spirit he emigrates to take up the same type of life in a new country, continuing his cheerful, unworried, and bouncy career“ (ebd., S. 7).

Diese Konstanz innerhalb der biographischen Entwicklung zeigte sich auch an anderen, inhaltlich unterschiedlich gelagerten Fällen.

„An individual of negligible social appeal after a long and colorless career as a gymnasium teacher encounters unemployment and persecution. [...] In the New World he continues his colorless existence, no more and no less submerged in manner and outlook, persisting somewhat vaguely in his efforts to be a routine teacher as he was in his homeland“ (ebd.).

Was sich hingegen änderte, und um dies zu erkennen, war die Unterteilung in historische Perioden sehr aufschlussreich, waren die Einstellungen (attitudes) der Emigrant*innen. Am offensichtlichsten zeigte sich dies im Fall der politischen Orientierungen. So konnten im Hinblick auf Einstellungen gegenüber dem Nationalsozialismus starke Veränderungen in den Werten Toleranz, Neutralität, Antagonismus und Furchtsamkeit festgestellt werden: In dem Maße, in dem Toleranz und Neutralität abnahmen, stiegen Antagonismus und Furchtsamkeit an.

Weiterhin wurde deutlich, dass die von dem Nationalsozialismus für die Betroffenen ausgehenden Gefahren (das Krisenhafte nach Oevermann 2014) über lange Zeit geleugnet wurden. Der Schutz- bzw., in der Sprache der Psychoanalyse: der Abwehrmechanismus, führte die Personen vielmehr dazu, sich verstärkt Routinen zuzuwenden. Bruner und Bruner wiesen in diesem Zusammenhang noch einmal besonders auf den ‚Vogel-Strauß-Komplex‘ sowie auf die ‚Verlockung durch das Vertraute‘ (the lure of the familiar) (1941, S. 3) als Merkmale hin, die sich selbst durch katastrophale äußere Ereignisse nicht änderten. Diese Äußerungen konnten in der Regel nicht auf ein ignoranten Verhalten zurückgeführt werden, auch wenn sie vordergründig naiv anmuten. „These streets, these buildings – how can I leave them?“ (ebd., S. 4), schrieb eine junge Frau, die in Berlin gelebt hatte.

Die Krise bzw. das Dilemma, das in eine Sackgasse führte, waren komplexer. „The conflict was not a case of either-or; it was one between the positive pull of the familiar in frustrating German environment and the disagreeable uncertainties waiting in an unknown land“ (ebd., S. 4). Insofern konnten Allport et al. im Hinblick auf die biographische Entwicklung zusammenfassend

festhalten. „Resistance to social catastrophe [...] is the outstanding characteristic of our cases“ (Allport et al. 1941, S. 7).¹⁹

2.3 Die autobiographischen Manuskripte und ihre Verfasser*innen

Durch die Zusammenarbeit mit der Zeitschrift ‚Atlantic Monthly‘ waren die Wissenschaftler in der Lage, den beachtlichen Betrag von insgesamt 1000\$ an Preisgeldern für die besten Manuskripte bereit zu stellen, wobei auch daran gedacht war, einige Beiträge beziehungsweise Zusammenfassungen davon in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen.²⁰ Die eingereichten etwa 260 Manuskripte stammen überwiegend von Emigrant*innen, die nun in den USA lebten, aber auch aus Palästina, England, Frankreich, der Schweiz, der ‚Freien Stadt‘ Shanghai,²¹ Südamerika und Australien gingen Beiträge ein.²²

19 Mit den von Theodore Abel und den Forschern der Harvard Universität initiierten und durchgeführten wissenschaftlichen Preisausschreiben liegen einzigartige autobiographische Dokumente vor. Einerseits können wir heute auf veröffentlichte Ergebnisse aus diesen beiden Projekten zurückgreifen und sie in die weitere Forschung einspeisen – was bisher nur unzureichend erfolgt ist, wobei Ausnahmen die Regel bestätigen. So sind die Abel-Materialien bereits früh von Peter Merkl (1975) ausführlich reanalysiert worden. Aus jüngerer Zeit liegen Veröffentlichungen zu den Frauen vor, die sich am Preisausschreiben beteiligt haben (vgl. Fehlhaber/Garz/Kirsch 2007; Kosubek 2017). Andererseits hat Wieland Giebel (2018) etwa 80 ausgewählte Kopien der Originalmanuskripte veröffentlicht und den Band mit einer umfangreichen Einleitung versehen (vgl. für eine ausführliche Verwendung der autobiographischen Daten in einem politikwissenschaftlichen Zusammenhang Kellerhoff 2017; für eine Regionalstudie Mühlenfeld 2019). Für Publikationen aus dem Harvard Projekt vgl. am Ende den Anhang ‚Veröffentlichungen im Anschluss an das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität‘.

20 Ich habe bisher lediglich den Beitrag einer Teilnehmerin finden können: Sibyl Peech: Women are misunderstood. In: The Atlantic Monthly 165, June 1940, S. 752–757.

21 Da es seit etwa 1937 immer schwieriger wurde, ein Land zu finden, das Emigrant*innen überhaupt noch aufnahm, geriet Shanghai, obwohl es von Japan besetzt war, als ‚letzte und nicht erwünschte Möglichkeit‘ zur Ausreise in den Blick. „Nach Shanghai konnte man ohne Vorlage eines Visums einreisen, es bedurfte keines Nachweises eines bestimmten Vermögens oder der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Berufsgruppe. Die jüdischen Hilfsvereine [...] proklamierten schon ab 1936 zunehmend Shanghai als Ausreiseziel, boten Informationen an und halfen bei den Vorbereitungen“ (Lohfeld/Hochstadt, Abschnitt 27). Etwa 20.000 Juden und Jüdinnen sind zwischen 1937 und 1943 nach Shanghai eingereist; fast alle haben das Land nach 1945 wieder verlassen (vgl. aber Garz (2018) über Wilhelm Mann, der bis 1966 in Shanghai blieb).

22 Mehr als ein Dutzend Personen griff auf die eingeräumte Möglichkeit zurück, das Manuskript anonym oder unter einem Pseudonym einzureichen; manche gaben dies direkt an, andere unterließen es, die Preisrichter auf die Verschlüsselung aufmerksam zu machen; so z. B. Helene Schneider (= Hilde Stern), deren Lebensgeschichte in Kapitel II.1 aus-

Zu den im Folgenden genannten Zahlen muss vorab angemerkt werden, dass sie mit Unsicherheiten behaftet sind: In der Houghton Library der Harvard Universität, dem primären Aufbewahrungsort der Unterlagen, liegen 263 Mappen/Aktendeckel (folder) vor. Nicht in allen befinden sich jedoch autobiographische Manuskripte. In einzelnen Fällen werden hier andere Unterlagen (z. B. das Flugblatt, das im Preisausschreiben eingesetzt wurde) aufbewahrt. In anderen Mappen finden sich bis auf einige Hinweise (z. B. dass das Manuskript sich nun im Leo Baeck Institute in New York City befindet; oder auch: ‚Das Manuskript wurde an den Verfasser zurückgegeben‘ bzw. ‚Das Manuskript ist verschollen‘) keine Unterlagen. Und bei den vorhandenen Beiträgen handelt es sich wiederum nicht nur um Autobiographien; vielmehr wurden auch andere ‚Textgattungen‘ eingereicht: Romane und Filmdrehbücher („Dschingis-Khan“), aber auch kurze Briefe sowie Reise- bzw. Urlaubsberichte.

Darüber hinaus muss bei einer Bearbeitung, insbesondere aus einer biographischen Perspektive, darauf geachtet werden, vor welchem Hintergrund die Manuskripte verfasst wurden. Eine zentrale Einteilung könnte die in ‚Betroffene‘ und Beobachter sein; d. h. sind die Beiträge von Migrant*innen verfasst oder von Personen, die über ihre Erlebnisse aus einer mehr oder weniger großen Distanz, d. h. aus der (sicheren) Beobachterperspektive, berichten? Zu dieser letzten Gruppe gehören (wenige) Deutsche, die schon vor 1933 emigriert sind und das Deutsche Reich nach 1933 besucht haben. Einen besonderen Status nehmen wiederum US-amerikanische Staatsbürgerinnen ein, die (in der Regel mit ihrem deutschen Mann) in Deutschland lebten. Weiterhin haben einige Personen sich am Preisausschreiben beteiligt, die Anhänger des NS-Regimes waren.

Schließlich muss festgehalten werden, dass manche Manuskripte nicht mehr oder zum Teil nicht mehr lesbar sind; vor allem, wenn sie sich auf Mikrofilmen befinden, die in den 1940er Jahren erstellt wurden und nun verblasst sind. – Und last but not least gibt es Manuskripte, die in den Harvard Korpus gehören, aber dort nicht inventarisiert sind. Für eine biographische Studie bedeutet dies, dass zwischen 180 und 200 Manuskripte für eine Auswertung zur

fürlich vorgestellt wird. Auch der Grund dafür wurde in der Regel benannt: Es war die Furcht, dass noch in Deutschland lebende Verwandte, Kolleg*innen, Nachbar*innen oder Kamerad*innen in Gefahr geraten könnten, würde das Manuskript (auf dem Postweg oder auch in den USA) in falsche Hände geraten. – Viele der Klarnamen konnten von unserer Forschungsgruppe zwischenzeitlich aufgedeckt werden.

Verfügung stehen. Die Zahlen im nachfolgenden Text (und die Abweichungen davon) sind vor diesem Hintergrund zu verstehen.²³

Die Mehrzahl der Einsendungen orientierte sich an den vorgegebenen Kriterien. Die Personen schrieben über ihr Leben: In der Regel beginnend mit ihrer Geburt; manche bezogen auch ihre Vorfahren ein, erzählten sich dann in die Gegenwart hinein, wobei die Begegnung und die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus offenkundig die größte Rolle spielte. Einige der Teilnehmer*innen machten schon zu Beginn der Weimarer Republik ihre Erfahrungen mit dem aufkommenden Nationalsozialismus, für andere war wirklich erst der 30. Januar 1933, d. h. die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler, das entscheidende Ereignis, das zu einem Wendepunkt in ihrem Leben werden sollte. Interessanterweise spielte dieses Datum in den meisten Manuskripten keine bzw. nur eine geringe Rolle; ihm wurde keine besondere Bedeutung beigemessen – was die Manuskripte sehr stark von den 1934 erhobenen autobiographischen Beiträgen von Mitgliedern der NSDAP („Alte Kämpfer“) unterscheidet. In diesen Erzählungen bildete der 30. Januar 1933 häufig geradezu den End- und Höhepunkt der nationalsozialistischen Bewegung. Alles schien erreicht, alle Wünsche waren erfüllt.

Für wieder andere der Teilnehmer*innen des Harvard-Preisausschreibens brach der Nationalsozialismus noch später in ihr Leben ein; für Personen aus Österreich war es der 13. März 1938, der Tag des ‚Anschlusses‘, für viele andere ‚die‘ Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938. In diesen Manuskripten stehen die Jahre von 1933 bis zur Emigration, spätestens also bis zum Herbst 1939, im Mittelpunkt der Erzählungen. Sie bilden den Hintergrund für die autobiographischen Erleidensgeschichten, die ihren oft tragischen Höhepunkt in Verfolgung, Vertreibung, Verhaftung und der Ausreise bzw. Flucht fanden.

Um die Höhe des mit dem Wettbewerb einhergehenden möglichen Preisgeldes besser einschätzen zu können, sollen einige Zahlen für die USA angeführt werden. So lag das Jahreseinkommen einer Sekretärin zu Beginn der 1930er Jahre bei etwa 1.000\$; ein Rechtsanwalt verdiente 4.218\$ und ein Stahlarbeiter 423\$; das Einkommen einer ausgebildeten Krankenschwester lag bei 936\$. Das Durchschnittseinkommen betrug um die 1.700\$. Ebenso

23 Hierdurch werden mindestens zum Teil die Unterschiede zu den Berechnungen von Liebersohn und Schneider (2001) sowie zu Meyer (2020), welcher sich in diesem Punkt allerdings überwiegend an deren Veröffentlichung anlehnt, verständlich. – Darüber hinaus stammen die Manuskripte mit den Nummern 137 (Martha Lewinsohn) und 164 (Martha Neumann) von einer Person; dies gilt vermutlich auch für die Beiträge mit den Nummern 107 und 108 (Hans und Harry Kaufman).

wichtig ist es, einen Blick auf die Ausgabenseite zu werfen. So betrug die Miete für eine Drei-Zimmer-Wohnung 27\$; ein Mantel kostete um die 7\$, Hosen um die 3\$, ein Anzug zwischen 10 und 20\$ und ein Paar Schuhe zwischen 2 und 4\$. Es ist offensichtlich, dass die ausgelobte Summe, vor allem für Emigrant*innen, die in aller Regel mit nicht mehr als ein wenig Gepäck einreisen, äußerst attraktiv war. – Ich werde darauf zurückkommen, wenn ich auf die Motive, an dem Preisausschreiben teilzunehmen, eingehe. Zunächst aber noch einige Angaben zu den Manuskripten.

1938 COST OF LIVING	
<u>LIVING</u>	
New House	\$3,900.00
Average Income	\$1,731.00 per year
New Car	\$860.00
Average Rent	\$27.00 per month
Tuition to Harvard University	\$420.00 per year
Movie Ticket	25¢ each
Gasoline	10¢ per gallon
United States Postage Stamp	3¢ each
<u>FOOD</u>	
Granulated Sugar	59¢ for 10 pounds
Vitamin D Milk	50¢ per gallon
Ground Coffee	39¢ per pound
Bacon	32¢ per pound
Eggs	18¢ per dozen

Abb. 6. Einkommen und Ausgaben. 1938 Cost of Living. Business Insider 2014.

Der Umfang der Manuskripte streut relativ breit. Nicht immer wurden die gewünschten 20.000 Wörter erreicht, häufig gelang es den Schreibenden dennoch, ihre Lebensgeschichte auch auf weniger Seiten anschaulich zu vermitteln (vgl. z. B. das anrührende Manuskript von Hugo Moses (159), das 12650 Wörter (22 Seiten) umfasst). Einer der Gewinner des an zwei Personen vergebenen ersten Preises, Carl Paeschke, präsentierte seine packende Lebensgeschichte mit 28.000 Wörtern auf 57 Seiten (vgl. Kap. II.2 in dieser Veröffentlichung), während die andere Preisträgerin, Gertrude Lederer Wickerhauser, ihre Lebensgeschichte auf 230 Seiten niederschrieb. Der Korpus besteht insgesamt aus mehr als 18.000 Seiten.

70 % der Manuskripte wurden von Männern verfasst, was aber auch heißt, dass 30% von Frauen verfasst wurden – was einen für diese Zeit hohen Anteil bedeutet. Ein großer Teil dieser Frauen hatte eine Berufsausbildung, sie hatten studiert und viele waren promoviert. Es ist bekannt, dass in den 1910er-, 1920er- und 1930er-Jahren nicht alle dieser Frauen ihren Beruf ausübten, viele sorgten als Hausfrauen für ihre Familien. Sie haben ihre Autobiographien entsprechend im Kontext ihres damaligen dominanten Lebenszusammenhang erstellt: In diesen Manuskripten steht das Familienleben und das alltägliche ‚private‘ Leben im Vordergrund, allerdings doch oft in einer Verbindung zum öffentlichen Leben und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Veränderungen.

Gerade die kleinen und/oder latenten Entwicklungen werden in diesen Aufzeichnungen sichtbar, das veränderte Verhalten des ‚Menschen auf der Straße‘, der Hausfrau beim Einkaufen, der sukzessive sich verringernde Spielraum der Kinder usw. Aber auch in den Manuskripten der berufstätigen Frauen spielen Kinder und das Familienleben in aller Regel eine wesentlich größere Rolle als in den von Männern verfassten Texten. In deren Manuskripten sind Frauen, angefangen bei der Mutter – häufig wird gar nur der Vater mit seinem beruflichen Status erwähnt – bis zur Ehefrau und der Familie generell wenig präsent. Oft wird nur in einem Nebensatz erwähnt, dass eine Eheschließung erfolgte oder ein Kind geboren wurde. „Ich hatte mich inzwischen im Sommer 1919 verheiratet und ein Jahr später ist unser Sohn Alfred geboren worden“, ist ein typisches Beispiel, das sich so bei Hermann Klugmann (Ms. 113, S. 21) findet. Die Ehefrauen werden dann häufig im Manuskript nicht mehr genannt.

Weiter zeigt sich, dass Frauen ihre Autobiographien oft aus einer Familien- bzw. Beziehungsperspektive und die Männer mehr in Auseinandersetzung mit ihren Berufen geschrieben haben, sodass sich ‚Beziehungsbiographien‘ und ‚Berufsbioographien‘ unterscheiden lassen. Alle wiederum setzen sich mit ihrer

Staatsbürgerschaft im Hinblick auf den deutschen bzw. österreichischen Staat sowie den aufnehmenden Staat auseinander.

Aus der Migrationsforschung ist bekannt, dass Frauen vielfach im Exil die Verantwortung für den Zusammenhalt der Familie und die ökonomische Existenzsicherung übernahmen. In Zeiten der Krise ‚fiel es ihnen leichter‘, sich den Notwendigkeiten des Alltags zu unterwerfen und die aus der Emigration resultierenden Schwierigkeiten zu meistern. In den vorliegenden Lebensbeschreibungen finden sich Beispiele dafür, dass diese Aussagen auch für die Zeit vor der Emigration zutreffen, nämlich dass Frauen das Überleben sicherten und die Emigration organisierten, wo Männer entmutigt und zunehmend depressiv reagierten. Sie erkannten z. T. frühzeitig das Bedrohliche der Situation und gelangten eher zu der Erkenntnis, ‚in diesem Land nicht mehr Leben zu können‘. So bereitete Vera (Severa) Deutsch intensiv die Emigration ihres Mannes vor, doch dieser war zu keiner Entscheidung fähig.

„In meiner Wohnung sah es merkwürdig aus. Ich hatte die Koffer vom Boden holen lassen, Wäsche und Anzüge meines Mannes lagen bereit in einer Weise, dass ich ihn binnen einer Viertelstunde zum Abschied für immer bereit gemacht hätte. Aber er konnte und wollte sich nicht entschließen, auch nur nach Prag zu fahren, wo wir ein größeres Auslandskonto hatten, das uns das erste Jahr in der Emigration sehr zu statten gekommen wäre“ (Vera Deutsch; Ms. 47, S. 23).

Und Eva Wysbar schrieb über das Emigrationsverhalten, abgeleitet aus den Erfahrungen innerhalb ihres Bekanntenkreises:

„Zumeist waren die Frauen die treibende Kraft, die auf der einen Seite weniger national gebunden, auf der anderen elastischer und wagemutiger als die Männer, sich leichter zur Aufgabe des alten wie auch zum Beginn des neuen Lebens entschlossen als diese“ (zitiert nach der Buchveröffentlichung 2000, S. 43).

Auch ihr eigener Mann, der bekannte Filmregisseur Frank Wysbar, zeigte in einer durch nationalsozialistische Maßnahmen herbeigeführten Krise diese Rat- und Tatlosigkeit.

„Mein Mann, völlig hilflos einer Situation gegenüber, deren praktischen Folgen er sich in keiner Weise gewachsen fühlte, hatte sich zunächst darauf beschränkt, den (gegen ihn erhobenen; DG) Vorwurf der ‘Vorspiegelung falscher Tatsachen‘ schriftlich in aller Form zu entkräften, und hatte alle weiteren Schritte bis zu meiner Rückkehr vertagt“ (ebd., S. 107).

Bemerkenswert an den Herkunftsorten der Teilnehmer*innen ist, dass ungefähr 30 % der Personen aus Berlin und knapp 20 % aus Österreich (und hier wiederum fast alle aus Wien) stammten. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass allein die Angabe des letzten Wohnortes nichts über eine zuvor erfolgte Binnenmigration, i. d. R. vom Land in die Stadt, aussagt.

Beim Alter zum Zeitpunkt der Emigration zeigt sich eine weitgehende Normalverteilung.

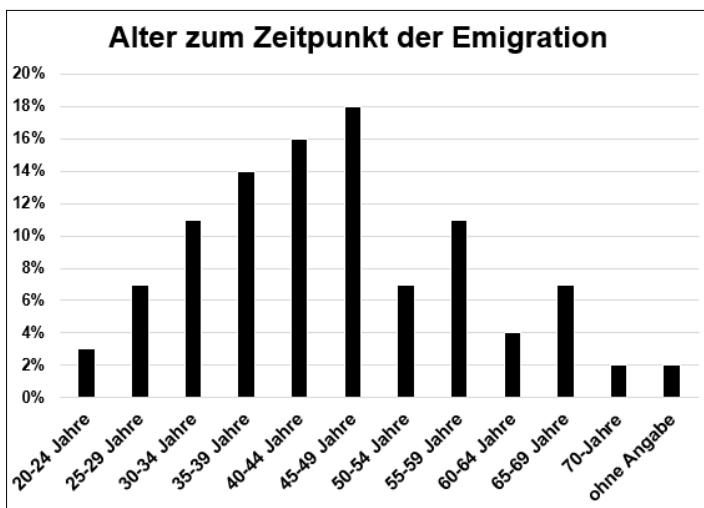


Schaubild 2: Altersverteilung der Teilnehmer*innen (Eigene Darstellung)

Ein weiterer sehr wichtiger Punkt zum Verständnis der sozialen Merkmale der Teilnehmer*innen ergibt sich durch die zu Beginn des Manuskripts anzugebende Religionszugehörigkeit. Ich bezeichne sie als abgefragte Religion, weil aus den Angaben nicht deutlich wird, inwieweit die Personen sich selbst der jeweiligen Gruppe zurechnen. Unklar und damit problematisch bleibt daher, ob es sich dabei um Eigen- oder Fremddefinitionen handelt; eventuell wurden Fremddefinitionen übernommen, so wie sie von den Nationalsozialisten vorgegeben wurden. Es finden sich die folgenden, also mit Vorsicht zu betrachtenden Angaben. Knapp 70 % der Teilnehmer*innen bezeichneten sich als jüdisch; etwa 26 % als christlich (darunter 8 % als katholisch); der Rest gab keine Religion an bzw. war konfessionslos.

Im Hinblick auf den Zeitpunkt, manchmal auch den Zeitraum der Emigration, konnten in 187 Manuskripten Belege bzw. Hinweise gefunden werden. Da die unmittelbare Bedrohung für die Emigrant*innen in Österreich erst nach

dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in der Nacht vom 11. auf den 12. März 1938 erfolgte, ist es sinnvoll, die Daten für Österreich und Deutschland getrennt aufzuführen. Von den 41 aus Österreich emigrierten Personen sind 20 im Jahr 1938 und 10 im Jahr 1939 emigriert; bei 11 Personen blieb unklar, wann die Emigration stattfand.

Aus Deutschland emigrierten zwischen 1933 und 1939 146 Personen.²⁴

1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939
20	6	9	13	11	29	58

Schaubild 3: Aufteilung der Emigrationen nach Jahren (Teilnehmer*innen)

Dieser Verlauf entsprach damit in etwa dem bekannten auf die gesamte Gesellschaft bezogenen Muster; danach konnten zwischen 1933 und 1939 ca. 325.000 Personen aus Deutschland emigrieren:

1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939
63.400	45.000	35.500	34.000	25.500	49.001	68.000

Schaubild 4: Aufteilung der Emigrationen nach Jahren (deutschlandweit)
(vgl. https://www.statistik-des-holocaust.de/stat_ger_emi.html [Abruf 9. Juli 2021])

Aus welchen Ländern reichten die Emigrantinnen und Emigranten ihre Manuskripte ein; wohin hatte sie die Emigration verschlagen? Mehr als 60 % der Teilnehmer*innen lebten zurzeit der Abfassung ihres autobiographischen Textes in den USA und allein davon wohnten beinahe 40 % in New York City. In England hatten 12 % Zuflucht gefunden und in Palästina 8 %. Etwas mehr als 5 % konnten in die Schweiz flüchten. Die anderen Teilnehmer*innen sandten ihre Berichte u. a. aus den Niederlanden, aus Frankreich, Schweden, Australien, Brasilien, Puerto Rico, Shanghai sowie aus Kolumbien, Belgien, Holland, Südafrika und Japan ein.

Leider enden die Manuskripte, auch aufgrund der Vorgaben durch die Veranstalter des wissenschaftlichen Preisausschreibens, in der Regel mit der Ankunft im neuen Land, sodass über die beschwerlichen Prozesse der Anpassung wenig bekannt wird.²⁵

²⁴ Bei fünf Personen lässt sich das genaue Datum der Emigration nicht feststellen; vor allem, ob diese 1938 oder 1939 erfolgte; bei zwei Personen ist es unklar, ob die Emigration 1935 bzw. 1936 erfolgte.

²⁵ Verschiedene Mitglieder unserer Projektgruppe, neben mir Sylke Bartmann, Ursula Blömer, Gesine Janssen, Sandra Kirsch, Wiebke Lohfeld und Hannelore Rüttgens-Pohlmann

Zu den Unterlagen

Die Unterlagen befinden sich seit 1958 im Houghton Archive (jetzt Houghton Library) der Harvard University, wo sie von Sidney Fay deponiert wurden. Sie werden dort in Mappen aufbewahrt, die zum Teil bis heute die großen braunen Umschlägen enthalten, die bereits 1940 benutzt wurden. Zwei Beispiele:

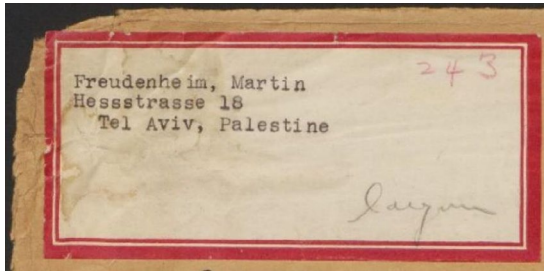


Abb. 7. Umschlag mit Anschrift von Martin Freudenheim.
(Box: 6, Identifier: MS Ger 91, [68]). Houghton Library, Harvard University.

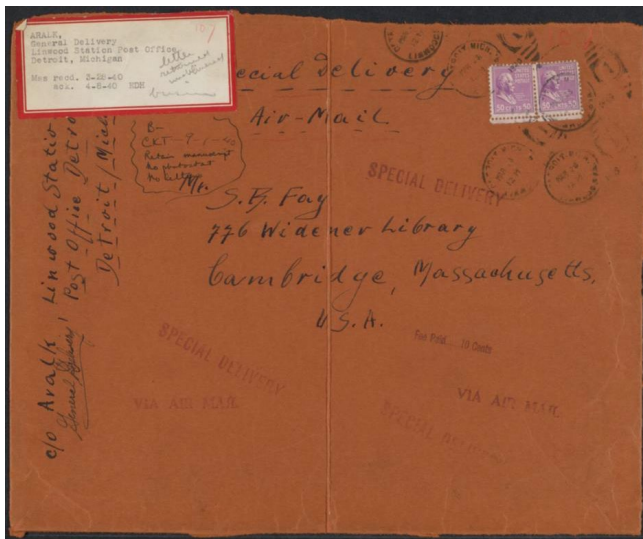


Abb. 8. Die Einsendung Nr. 8 mit dem Pseudonym Arakl (= Klara) und Bearbeitungsvermerken. (Box: 1, Identifier: MS Ger 91, [8]). Houghton Library, Harvard University.

haben allerdings auch mit Angehörigen der Teilnehmer*innen, in der Regel den Kindern, gesprochen bzw. diese interviewt. Gelegentlich gehen Ergebnisse dieser Forschungsarbeiten in meine Darstellung ein; ich bedanke mich bei allen Beteiligten.

Und schließlich ein Beispiel für ein Anschreiben, das einige der im Ausschreibungstext erwünschten biographischen Hinweise enthält.²⁶

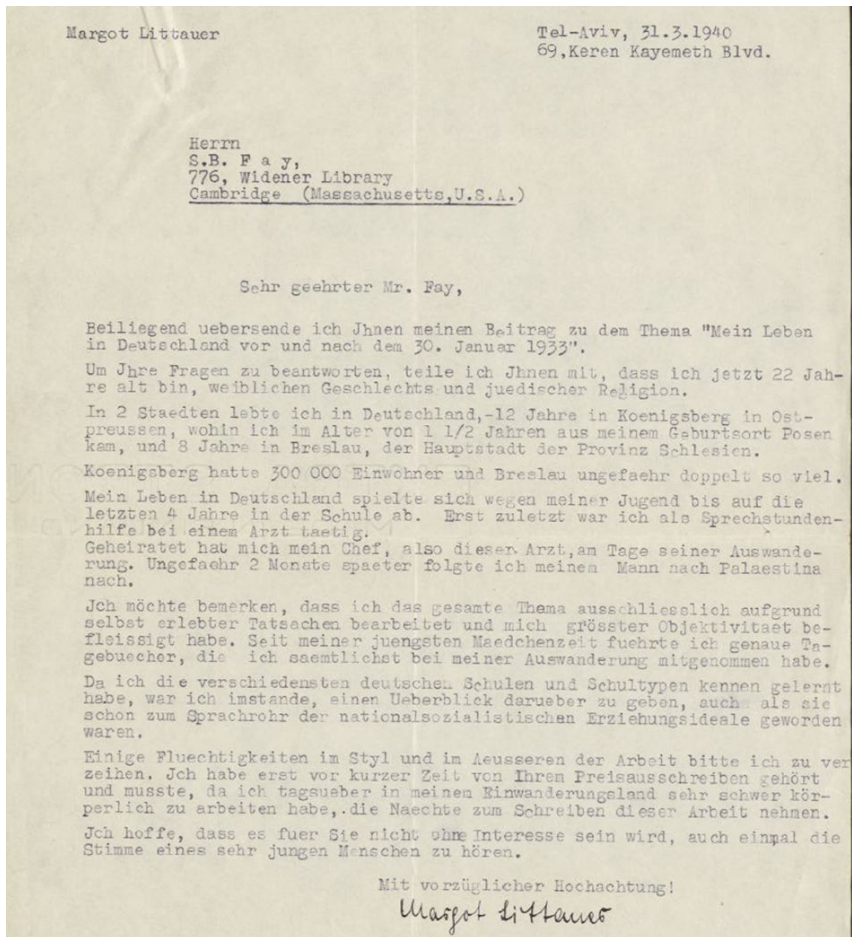


Abb. 9. Anschreiben von Margot Littauer.

(Box: 12, Identifier: MS Ger 91, [142]). Houghton Library, Harvard University.

²⁶ Das Manuskript von Margot Littauer (verehelichte Bruck) wurde (allerdings ohne das Anschreiben) unter dem Titel ‚Deutschland vor der Nacht: Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘ im Verlag edition winterwork von ihrem Sohn Uri Bruck im Jahr 2017 herausgegeben.

Heinrich Kromayer, die einzige Person, die sich neben dem Harvard-Preis Ausschreiben auch mit einem kurzen Beitrag am Wettbewerb des Instituts für Sozialforschung ‚Attitudes of the German People. The Institute’s Contest on the German People and Antisemitism under Hitler‘ aus dem Jahr 1943 beteiligte (vgl. Fn. 6), erkundigte sich nach dem Stand des Verfahrens.

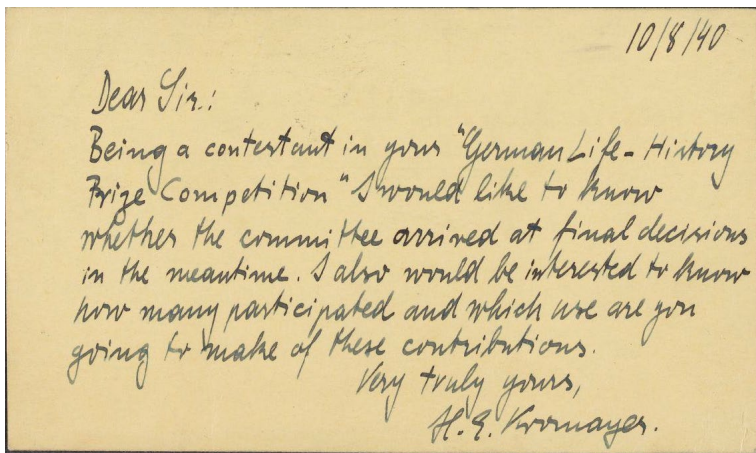
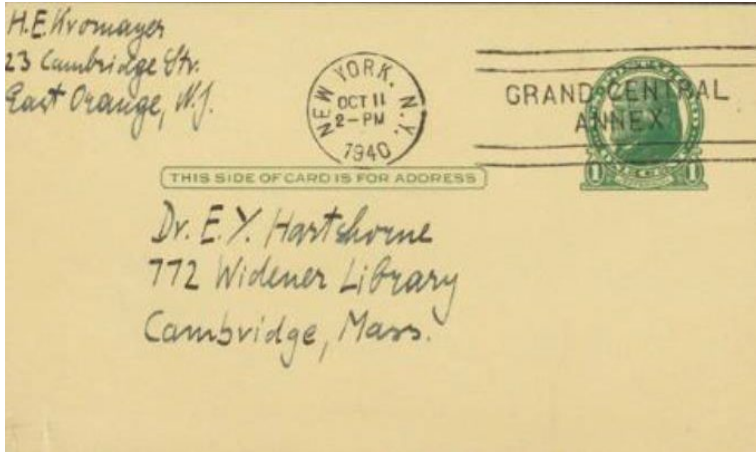


Abb. 10. Frage nach dem Stand des Preisausschreibens.
(Box: 10, Identifier: MS Ger 91, [122]). Houghton Library, Harvard University.

2.4 Zu den Motiven der Teilnehmer*innen

„Wissenschaftliche Preisausschreiben“ stellten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen durchaus üblichen Weg zur Gewinnung von autobiographischen Informationen dar. Sie ermöglichten es vor allem, gezielt bestimmte Gruppen von Menschen anzusprechen und diese zu veranlassen, über ihr Leben zu berichten. Die Erwartungen der Wissenschaftler*innen konnten ausführlich benannt und durch die Auslobung einer Preissumme konnte ein Anreiz zur Beteiligung geschaffen werden. Eine Lebensbeschreibung in schriftlicher Form zu erhalten, war schon allein deshalb wichtig, da ja kaum technische Möglichkeiten der Sprachaufnahme bestanden, um zum Beispiel Interviews aufzuzeichnen.

Als ein Nachteil dieser Vorgehensweise wird immer wieder vermutet, dass die Auslobung eines Geldbetrags die möglichen Ergebnisse verzerren könne. So wurde angenommen, dass die Beteiligten sich selbst überwiegend in einem positiven Licht darstellen oder auch dasjenige besonders betonen werden, von dem sie annehmen, dass es die Empfänger hören wollen („soziale Erwünschtheit“). Obwohl sich diese Gefahr nicht prinzipiell ausschließen lässt und daher bei jeder Auswertung auf diesen Aspekt besonders zu achten ist, zeigen zahlreiche Erfahrungen mit anderen umfangreichen Projekten – so auch das zuvor angesprochene Forschungsprojekt, das sich an Mitglieder der NSDAP richtete – dass die Teilnehmer*innen nicht (nur) danach trachteten, sich gut darzustellen bzw. die Erwartungen der Preisrichter zu erfüllen. Dementsprechend wurde in dem Harvard-Preisausschreiben durchaus von Annäherungen an das NS-Regime berichtet, von eigenen Schwächen und Unzulänglichkeiten erzählt, oder auch davon, dass man nach wie vor stolz darauf war, deutsch zu sein. Selbstverständlich stellte die Preissumme einen Anreiz zur Teilnahme dar, aber auch andere Vorstellungen, die von dem Versuch der Aufklärung der amerikanischen Bevölkerung, über das Bedürfnis, sich selbst besser zu verstehen, bis hin zu Rache und Revanche reichten, gingen mit der Teilnahme an dem Preisausschreiben einher.

Der bereits zu Beginn zitierte Martin Andermann (Ms. 6) formuliert in diesem Zusammenhang nach dem Hinweis, dass seine nichtjüdischen Schwiegereltern, die zu ihm als Juden keinen Kontakt hatten, möglicherweise „durch das Dritte Reich wieder glückliche Menschen geworden sind“ (S. 91), einen interessanten Vorbehalt, der sich, wenn auch sarkastisch formuliert, im Einklang mit den ursprünglichen Intentionen der Harvard Wissenschaftler befindet.

„Alles dies sollen nur Vorbemerkungen sein, gleichsam eine Verwahrung dagegen, als Kronzeuge über das Dritte Reich angesehen zu werden, denn dazu ist man als Jude nicht geeignet. Es ist so, als ob man den gehetzten Hasen als objektiven Zeugen über die Leistungen des Jägers und der Meute befragen würde. Da soll man sich lieber an die vergnügte Jagdgesellschaft wenden“ (ebd.).

Im Folgenden soll deutlich werden, dass es sich bei dem wissenschaftlichen Wettbewerb der Harvard-Wissenschaftler dann eben doch nicht um ein Preisausschreiben wie jedes andere handelte – zumindest nicht, was die angesprochenen Personen – die Emigrantinnen und Emigranten – betraf. Indem die Ausrichter sich an eine Gruppe von Menschen wandten, die ihre Heimat unter Drohungen und dem Durchleiden ernsthafter Gefahren verlassen musste und sich daran anschließend in einer ungesicherten Situation, in der Regel in einer Notlage, befand, trafen sie auf einen Erwartungshorizont, der oft weit über die geforderte nüchterne Betrachtungsweise hinauswies.²⁷

Untersucht man die eingereichten Beiträge, so lassen sich zahlreiche Manuskripte ausfindig machen, in denen die Verfasser*innen ausdrücklich auf die Frage eingehen, welche Intention sie leitete, wobei einige der Beteiligten mehrere Gründe angeben. Drei umfangreiche Motivbündel stechen hervor, wobei Überlappungen durchaus existieren, sodass es sich um analytische Unterscheidungen handelt. Zunächst, und zu erwarten, spielt das Preisgeld eine Rolle. Daneben stehen aber zwei weitere und sogar häufiger genannte Motive: Zum einen ein Beweggrund, der am besten als persönlich bezeichnet werden kann, zum anderen ein (zeit-) geschichtliches Interesse. Darüber hinaus lassen sich vereinzelt noch weitere Aspekte finden, so das Suchen nach einer Möglichkeit zur Veröffentlichung des Geschriebenen, Bitten um Hilfe bei der Lösung bestimmter Probleme sowie andere, zum Teil sehr spezifische Gründe. Schließlich geben einige Personen eine Vielzahl von Gründen an, die sie bewegt haben, an dem Preisausschreiben teilzunehmen. Dazu unten mehr.

Das Untypische des Preisausschreibens will ich zunächst an einem Beispiel verdeutlichen:

27 An diesen Beispielen zeigt sich die ethische Problematik eines wissenschaftlich motivierten Eingreifens in (krisenhafte) Prozesse, die nicht abgeschlossen sind; zu denken ist an Entscheidungen zur Abtreibung (z. B. die Studie von Carol Gilligan 1984) oder auch an Befragungen während der Zeit einer Arbeitslosigkeit (z. B. die Marienthal-Studie von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel [1933/1980]).

Ein besonderer Fall der Hilfeleistung durch die Preisrichter.

Am 26. Juli 1941 wandte sich der Arzt Arno Herz aus New York City mit folgendem Schreiben an Edward Hartshorne.

Dear Professor: I am writing to you on behalf of my brother, Mr. Sofoni Herz, who, you may remember, participated in your refugees' literary contest. Although he was not among the three prize winners, you liked his contribution and asked his permission to use it.

He was in Belfast, Ireland, at that time. When the war broke out, he was interned and through a tragic mistake was taken to Australia where he is suffering great mental and physical hardship in an internment camp.

The fact that my brother is a Jew, that he lost everything through and to Hitler's hordes, that he left his homeland because he could not endure living there under the Nazis, all these facts are not reasons good enough to satisfy the competent authorities that he is NOT an enemy, but rather an ally.

My brother has great hope that you could help him by writing a letter confirming that from his literary contribution at the time it definitely appears that he must be an enemy of the Nazis and of everything they stand for. Such a letter written by a reputable person like yourself or by an institution like yours might help to obtain his release. ...

My brother's address is -

Mr. Sofoni Herz,
Internee # 39750,
Orange Internment Camp,
c/o District Censor,
46 Reservoir Street,
Sydney, NSW, Australia

Edward Hartshorne antwortete am 7. August 1941. „I should be very glad indeed to write to the proper authorities about your brother who is now interned in Australia.“ Im Anschluss an diese Zeilen verfasste er am 14. August 1941 ein Schreiben, das ich in Auszügen wiedergebe; er bezieht sich damit auf das Manuskript von Itzhak (Yitzchok/Yitzchak) Sofoni (Sophoni) Herz (*18. Februar 1905 in Bad Homburg) mit der Nummer 96.

„Mr. Herz participated in a competition conducted by three members of the Harvard University faculty which ended April 1, 1940. For this competition he wrote a 20,000 word manuscript describing his experiences in the Nazi revolution. The judges regarded this manuscript among the twenty best documents out of more than 200 which came in to them. Dr.²⁸ Herz is clearly a man of the highest type of character. It was his task to supervise a home for Jewish orphan children and he succeeded in bringing these children through the terrible pogrom of November 1938 with the greatest courage and dignity despite the most unbelievable difficulties.

If my understanding is correct, namely, that Dr. Herz is interned because of some suspicion which may be felt by the authorities concerning his political reliability than I should like to assert that, on the basis of the document which he submitted to us, such suspicions would certainly seem to be unjustified. I should therefore like to urge most strongly that Dr. Herz be given an opportunity to contribute his energies to the worldwide struggle against the Nazi powers“.²⁹

28 Sofoni Herz hatte keinen Doktorgrad.

29 Das mutige Verhalten von Sofoni Herz am Morgen des 10. November 1938, an dem er sich für die von ihm im jüdischen Waisenhaus betreuten Kinder einsetzte, sowie sein weiteres Engagement, das den Kindern die Ausreise aus Deutschland ermöglichte, wird kurz geschildert in: <https://www.yadvashem.org/yv/de/exhibitions/novemberpogromnacht/jewish-orphanage.asp>; vgl. dazu ausführlicher sein Ms. (96), S. 30ff. und Herz Sofoni 2014. Herz war vom April 1942 bis November 1945 bei einer Arbeitskompanie der australischen Armee eingesetzt. Er blieb bis 1970 in Australien und wanderte dann mit seiner Familie nach Israel aus, wo er am 11. August 1993 verstarb.



Itzhak S. Herz, Lehrer im jüdischen
Waisenhaus Dinslaken vor dem Krieg

Aus den Erinnerungen von Itzhak Herz,
Yad Vashem Archiv 0.33/1767

Abb. 11. Sofoni Herz

Selbstverständlich spielte es ebenfalls eine Rolle, in welcher Situation sich die Person, die ein Manuskript verfasst, befand. Um nur einige Faktoren zu nennen: Wie groß war die Notlage? War die Person auf sich gestellt oder konnte sie von anderer Seite Hilfe erwarten? Lebte die Person allein oder mit Familie? Musste sie für andere sorgen bzw. wurde sie von anderen versorgt? Lebte sie im ‚sicheren‘ Ausland wie den USA, oder eher unsicher wie in England oder Palästina, oder gefährdet wie in Frankreich, Belgien, Holland oder in Shang-

hai? Wann war die Person emigriert, und wie viel Zeit war seit der Emigration vergangen? Gab es Angehörige in der ‚neuen Heimat‘, gab es noch Verwandte in Deutschland oder Österreich? Aus welchen Gründen hatte bzw. musste die Person das Land verlassen? War es eine ‚rassisch‘ motivierte Verfolgung oder wurde sie aufgrund von politischen Aktivitäten bzw. Anschauungen verfolgt? Traf eventuell beides zu? Wie war das Selbstverständnis von jüdischen bzw. als jüdisch definierten Personen? Wollten sie jüdisch, wollten sie deutsch, wollten sie deutsch-jüdisch sein? Oder waren sie Zionisten? Falls ja, wollten sie selbst nach Palästina gehen, oder sahen sie dort eher einen Platz für andere, zum Beispiel für ihre Kinder? Dies sind nur einige der Fragen, welche die Antworten nach dem möglichen Motiv beeinflussen konnten.

Geld als Hoffnung und als Quelle der Motivation

Dass bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern eines Preisausschreibens immer auch die Erwartung besteht, mit dem eigenen Beitrag einen der ausgelobten Preise zu gewinnen, ist offensichtlich und von den Initiatoren auch erwünscht. Und selbst von den Personen, die dies nicht ausdrücklich betonten, kann angenommen werden, dass der Gewinn eines Preises für sie, die sie als Emigrant*innen in einem fremden Land lebten, sehr willkommen gewesen wäre. Umso überraschender ist es, dass vergleichsweise wenige dieses Interesse unmittelbar zum Ausdruck brachten. Wesentlich häufiger wurden persönliche oder auch zeitgeschichtliche Motive genannt, und selbst die Personen, die ein finanzielles Motiv ansprachen, unterschieden sich in ihren Begründungen. Einige wiesen eher beiläufig darauf hin, dass ein Gewinn durchaus willkommen (gewesen) wäre; so formulierte die Schauspielerin Margarete Neff (die ihren Beitrag unter dem Pseudonym Franzsika Schubert (Mappe 205) eingereicht hatte), nachdem ihr mitgeteilt wurde, dass ihr Beitrag nicht unter den Erstplatzierten war: „(Y)ou will understand that [...] it would have been more than a great joy to me to win one of the prizes“ (Brief, 23.10.1940). Andere kommentierten den für sie negativen Ausgang des Preisausschreibens schärfer. So z. B. der 1890 in Wien geborene Fred (Frederick/Fritz) Rodeck (Mappe 188): „The outcome of the prize competition has been a great disappointment to me inasmuch as this was ‚the last straw‘, so to speak, my last hope.“ Als er an späterer Stelle seines Schreibens dem Komitee einen Atlas zum Kauf anbot, der von den Nationalsozialisten vorgenommene Fälschungen enthält, fügte er pointiert hinzu: „I am sorry that, due to my financial circumstances, I am not in a position to spend money for mailing or to make presents“ (Brief, 30.12.1940).

Wieder andere Teilnehmer*innen verwiesen bereits bei der Einsendung des Materials auf ihre schwierigen Lebensumstände und machten ihre prekäre Lage sowie ihre Wünsche damit nachvollziehbar.³⁰ So betonte der 58-jährige Alfred Fabian (Mappe 58; vgl. Kapitel II.1), der sich nach seiner Entlassung aus dem Konzentrationslager Buchenwald erst seit kurzer Zeit in Shanghai, dem einzigen Ort, der sich ihm zur Emigration noch angeboten hatte, aufhielt:

„Die Veröffentlichung des Preisausschreibens am 17. November 1940 in der in Shanghai erscheinenden Zeitschrift ‚Gelbe Post‘ erreichte mich überhaupt erst in den ersten Dezembertagen. Als ich mit der Niederschrift beginnen wollte, erkrankte ich am 6.12.39 an einer schweren Lungen- und Rippenfellentzündung. [...] – Die eigentliche Niederschrift des gesamten Lebenslaufes begann am 18. Februar 1940“ (aus dem Vorwort).

In seinem Schreiben an die Veranstalter vom 29. März 1940 fügte er noch hinzu: „Nur die Unterstützung eines guten Freundes hat es mir ermöglicht, die Mittel, die ich zur Durchführung der Arbeit benötigte, zu erhalten“. Schließlich bat er für den Fall, dass er keinen Preis bekommen könne, um die Erstattung der Auslagen in Höhe von 10\$.

Ebenfalls aus Shanghai, aus dem „Abstieg ins Elend“, reichte der 1899 geborene und zuvor in Wien lebende Holzgroßhändler Arthur Goldstein (Mappe 80) sein kurzes Manuskript ein. Er besaß eine Einreiseerlaubnis nach Chile, jedoch fehlten ihm die für die Passage notwendigen Mittel: „So würde ich es als ein Geschenk des Himmels betrachten, wenn mir einer der ausgesetzten Preise zufiele, sodass ich wenigstens meine Passage in der Höhe von etwa US\$ 270.-- oder einen Teil derselben bezahlen könnte“ (Ms., S. 9).

Am direktesten im Sinne einer *do ut des*-Vereinbarung (Wie ich Dir, so Du mir) kam der aus der Not geborene Vorschlag des Geschäftsmanns Walter Gottheil, der sich in Tel Aviv aufhielt und dort, wie er betonte, auch aufgrund seines Alters, er ist 57 Jahre alt, keine Arbeit fand. Er schrieb am 13. September 1940 (Mappe 81), noch bevor er vom Ergebnis des Preisausschreibens erfah-

30 In einer Nachbemerkung zu der Veröffentlichung des autobiographischen Manuskripts ihres Mannes, des Philosophen Karl Löwith, der seinen Beitrag aus Sendai, Japan einreichte, wo sich das Ehepaar seit Ende 1936 aufhielt, schreibt Ada Löwith im Jahr 1986. „Wir hatten vor, im Jahr darauf in die USA zu übersiedeln, wo meinen Mann bereits eine Stelle am Theologischen Seminar in Hartford (Conn.) erwartete. Im Hinblick auf die Übersiedlung nach Amerika hatte die Aussicht auf einen Preis, der in Dollars ausbezahlt wurde, eine beträchtliche Anziehungskraft für uns“ (Löwith 2007, S. 194). Karl Löwiths Arbeit ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933 – ein Bericht‘ erlangte von den veröffentlichten Beiträgen sicher die größte Aufmerksamkeit.

ren hatte, an Sidney Fay: „Ich habe versucht, Ihnen in Ihrer wertvollen Arbeit zu helfen, bitte helfen Sie auch mir in meiner Situation“. – Die Gutachter entschieden daraufhin, Walter Gottheil einen Trostpreis in Höhe von 2.50\$ zuzuerkennen.

Recht gut lässt sich die große Hoffnung auf finanzielle Unterstützung anhand eines Briefes von Ida Fanny Lohr nachvollziehen. Die 1884 in Berlin Geborene lebte zurzeit der Abfassung ihrer Autobiographie zusammen mit ihrem Mann in der Bronx, in New York City. Nachdem sie im Oktober 1940 den Standardbrief der Gutachter erhalten hatte, der einerseits die Nachricht enthielt, dass ihr kein Preis zuerkannt werden konnte, andererseits die Bitte, das Manuskript im Archiv der Harvard Universität zu hinterlegen, antwortete sie am 30. Oktober, indem sie sich in die Rolle der Gutachter versetzte und aufzählte, welche andere Reaktion sie erwartet hatte (Mappe 148):

„In realizing the fact, that you had to leave your home, your family, practically all of your belongings and fortune and came over here into this democratic country poorer than the last of its inhabitants, we cannot accept your manuscript for the purposes of our library as a mere **gift**, as not only the costs of postage, writing paper, typing, not to speak about the time it took you, in order to do the best possible, must have swallowed your few pennies [...] (A)nd so we decided to enclose a very small check, not yet as a prize, but because we cannot afford to accept your manuscript as a gift.

Dr. Mr. Hartshorne,–

This was the letter or about the kind of letter, which I expected to get from you. [...] (I) really expected a small financial return, which would help me in our situation [...], as jobs in this country are for everybody but not for people past 50“ (Brief Lohr vom 30. Oktober 1940).

Auch hier reagierten die Wissenschaftler. Einerseits wiesen sie vorsichtig, aber doch sehr deutlich auf die Regeln eines jeden Preisausschreibens hin, andererseits mussten sie erkennen, dass sie die besondere Situation zu berücksichtigen hatten. So antwortete Edward Hartshorne am 1. November 1940.

„Your arguments are [...] perfectly convincing that we owe you at the very least a small ‚consolation prize‘, which would perhaps serve to compensate you for your efforts and expenses on participating in the competition. Although it would be difficult to obligate ourselves to compensate in this way everyone of the 250-odd contestants who did not win a prize, I am very glad to say that our Committee has agreed to send you a special token of their appreciation in the form of a check for \$7.00“.

In ihrer Antwort vom 8. November 1940 bedankte sich Ida Fanny Lohr, jedoch nicht ohne noch einmal auf die ihrer Meinung nach ungerechte Behandlung hinzuweisen.

„Thank you very much for your understanding letter and your check, which came in very handy, so I could at least pay my long overdue gas bills. Of course I still feel that my work, which took so much time, nerves and tears to accomplish had deserved a better fate“.

Ebenfalls sehr eindringlich wurde die Notlage im Anschreiben des am 4. August 1905 in Freiberg in Sachsen geborenen Arbeiters Erich Dudek geschildert, der im Frühjahr 1933 als Mitglied der Kommunistischen Partei interniert und nach 33 Monaten Haft im Dezember 1935 aus dem Konzentrationslager Sachsenburg entlassen worden war; verbunden damit war die Ausbürgung und die Ausweisung aus Deutschland. Er gelangte zunächst in die Tschechoslowakei, emigrierte dann weiter nach Spanien, wo er als Freiwilliger in eine Internationale Brigade eintreten wollte. Jedoch: „Durch lange Haft geschwächt, wurde ich in Barcelona schwer krank [...] und so musste ich im Mai 1938 leider Spanien verlassen“ (aus dem handschriftlichen Manuskript 55, o. S.). Dudek hielt sich, als er sein Manuskript verfasste, in Brüssel auf. In seinem Begleitschreiben vom 29. August 1939 äußerte er sich wie folgt.

„[Ich] teile das Los mit jenen, die bereits jahrelang von der Polizei der Gastländer von einem Land zum anderen gejagt werden und vor Hunger auf den Landstraßen Europas verrecken. Sollte mir eine Kleinigkeit durch die Herren Preisrichter zufallen, wäre ich natürlich sehr dankbar, denn Sattessen ist bei mir zur Seltenheit geworden und die wirtschaftliche Notlage unbeschreibbar“.³¹

31 Erich Dudek wurde am 20. Mai 1940 „von der deutschen geheimen Feldpolizei aufgespürt u. verhaftet“. Nach 4 Jahren Zwangsarbeitslager in Calais und Brüssel wurde er im September 1944 durch die englische Armee befreit. 1946 kehrte er nach Freiberg zurück, wo er als Schlosser und Sanitäter arbeitete. Er starb dort am 30. September 1969.

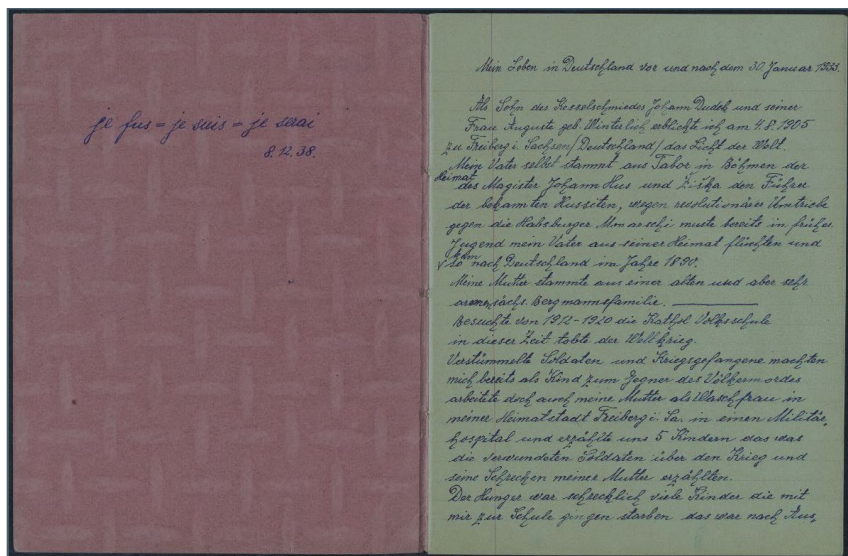


Abb. 12. Eines der wenigen handgeschriebenen Manuskripte, eingesandt von dem Schlosser Erich Dudek am 8. September 1939 aus Brüssel mit dem Motto: ‚Ich war, ich bin, ich werde sein‘. (Box: 4, Identifier: MS Ger 91, [55]). Houghton Library, Harvard University.

Die Bitte um Hilfe

Die verschiedenen Formen der Bitten um Hilfe, in denen aus einer unmittelbaren Notlage heraus argumentiert wurde, sind ebenfalls unterschiedlich motiviert. Auch hierbei ging es den Teilnehmer*innen um einen Ertrag, der jedoch nicht in Form von Geld, sondern in Form von anderen Unterstützungsleistungen erbeten wurde, wobei diese durchaus mannigfache Formen annehmen konnten. Beispielsweise bat die 28-jährige Textzeichnerin Gerta Pfeffer (Mappe 177), die nach London emigrieren konnte, um Unterstützung für die Einreise in die USA.

„Es ist alles so hoffnungslos und verzweifelt. Helfen Sie mir aus dieser Situation, in dem Sie ein Affidavit³² schicken. Ich werde Ihnen nicht zur Last fallen“ (Brief, 18. Mai 1940).

32 Affidavit bedeutet generell die Bürgschaft des Einwohners eines Aufnahmelandes für einen Einwanderer. Konkret beinhaltet das Schreiben die Verpflichtung, für den Unterhalt der betreffenden Person aufzukommen.

Die Gutachter konnten dieser Bitte nicht entsprechen.

„We have, as you may well understand, received many requests for aid in this and other ways but there are no funds available for such purposes, and the Committee as such could not be responsible for any individual“ (Brief an Gerta Pfeffer, 3. Juni 1940).

Anders war die Situation im Falle von Arthur Samuel. Der aus Bonn stammende Arzt bat um Hilfe bei der Zulassung zu seiner erforderlich gewordenen medizinischen Prüfung beim ‚State Board‘ in New York. Unter diesen besonderen Umständen versuchten die Gutachter zu helfen, indem sie dem 56-jährigen bestätigten, dass er, wie es anhand seiner biographischen Aufzeichnungen nachvollziehbar war, schon in Deutschland lange Zeit als Arzt gearbeitet hatte. Der Brief (Mappe 196) bestätigte die Angaben von Dr. Samuel:

„From the document we judge that he is a man of high abilities, high sensitivities, and considerable literary gifts. [...] While I am not in a position to speak about his qualifications as a doctor, I thought it might be interesting to you to know that he is known to this group at Harvard“ (Brief, 30. Januar 1941).

Persönliche Motive

Eine sehr große Gruppe der Schreibenden, die ihre Gründe zur Teilnahme benannte, hob persönliche Motive hervor. Ja, es ist offensichtlich, dass es sich dabei um Motive handelte, die häufig selbst einen autobiographischen Schwerpunkt aufweisen – angefangen bei der (reflexiven) Inbetrachtung des eigenen Lebenswegs, bei der oft auch Abwehr- und Bewältigungsmuster bzw. das ‚Nach-innen-Wenden‘ oder ‚Nach-außen-Tragen‘ von Emotionen eine entscheidende Rolle spielten, bis hin zu dem Wunsch der Übermittlung biographischer Erfahrungen an Kinder, Verwandte und Freunde bzw. an kommende Generationen.

Nach innen gerichtet – Erinnern

Zu den nach innen gerichteten Erzählungen gehören zunächst jene, die im Moment des Erinnerns selbst den Auslöser des Schreibens sehen.

In diesem Sinne äußerte sich die Schauspielerin Margarete Neff (Mappe 205), indem sie die Freude beim Schreiben und das damit einhergehende Erinnern hervorhob.

„Please, be assured that I considered the writing of this little life-story of mine from the very beginning only as some inciting reminiscence; I was pleased in going back to my childhood as well as I tried to recapitulate my experience of the last sinister events“ (Brief, 23. Oktober 1940).

Auch die 1898 geborene Hausfrau Edith Bielchowsky – die mit ihrem Mann, einem Anwalt, von Berlin aus nach New York City gekommen war – betonte den Aspekt des Erinnerns wie auch die Möglichkeit, durch das Verfassen des autobiographischen Manuskripts ihre Erlebnisse ordnen zu können. Sie reichte das schon zuvor angefertigte Manuskript am 19. August 1939 ein und betont im Begleitschreiben (Mappe 27).

„I wrote the story for myself to remember it and I had no desire to have it published.

But reading of your competition I thought it might interest you“.

Diese Angaben präziserte sie noch in einem späteren Schreiben.

„The following manuscript was written by me after my arrival in the U.S.A. for the sole purpose to allow me to bring order in the various kind of experiences I have had since Hitler came into power in Germany and besides to let me have always a possibility to remember everything I had experienced. [...]

If my little story would be helpful to you in some way or the other I already would feel greatly rewarded“ (Brief, 20. März 1940).

Der 1875 geborene Weinhändler Oscar (Oskar) Schloss stellte seinem Beitrag die folgenden, wehmütig gestimmten Sätze voran.

„Perhaps I will stop writing seeing that it is not worthwhile to retain moments of a life such as mine have been, but in every case some hours of writing brought me back reminiscences of by-gone times, and – so Jean Paul said – ‚Die Erinnerung ist das einzige Paradies, woraus wir nicht vertrieben werden können‘“ (Oscar Schloss, Ms. 201, S. 1).

Schließlich findet sich die Idee des Erinnerns noch in einem weiteren Manuskript und in einem anderen Zusammenhang, wenn der Lehrer Heinrich Kromayer davon schreibt, dass er sich ‚von der Last des Erinnerns befreien will‘. Für ihn nahm dieses Motiv zweierlei Gestalt an. Zum einen die bisher hier dargestellte Idee der Vergewärtigung des Geschehenen, zum anderen mag diese Erinnerung aber auch in besonderem Maße auf ihm lasten, da er sich, so berichtete er selbst, zu sehr an das NS-Regime angepasst hatte.

„Zurückblickend erkenne ich, dass in dem Sommer 33 bei mir der Prozess des langsamen Hingetriebenwerdens zum Nationalsozialismus einsetzte. [...] Es war eben keine Entscheidung für oder wider mit der Möglichkeit, alle Konsequenzen übersehen zu können. Es war ein langsames Getriebenwerden; die ‚Gleichschaltung‘; wie der offizielle Ausdruck lautete, ging in vielen kleinen Schritten vor sich, und das Bedürfnis der menschlichen Seele mit sich und der Umwelt in Frieden zu leben, war der Motor, der diese Bewegung von innen her in Gang hielt“ (Kromayer, Ms. 122, S. 42f.; vgl. Blömer/Garz 1998a; Blömer 2004, S. 129ff. und Kap. III.1 in dieser Veröffentlichung).

Nach innen gerichtet – Reinigung, Enttäuschung, Befreiung

Einige Manuskripte drücken eine Reihe von Emotionen aus, die ebenfalls die eigene Befindlichkeit zum Ausdruck brachte, die aber über das Erinnern hinausging und es gewissermaßen zu einem Abschluss bringen möchte.

So betonte die mit einem deutschen Rechtsanwalt verheiratete US-Amerikanerin Miriam Arrington den Aspekt der Selbsterkenntnis und deutete zugleich ein reinigendes Element an.

„If my manuscript in the German Life Contest can be any use to you I should be very glad for you to keep it. Writing it helped me clarify my own mind about my experiences and it has therefore served its purposes with me“ (Brief, 17. Dezember 1940).

Wieder andere nahmen ihre Enttäuschung über das deutsche Volk und vor allem deren führende Persönlichkeiten zum Anlass des Schreibens, so der Handelsvertreter Georg Abraham. „Wir wurden alle bitter enttäuscht, und ich will Ihnen in meinen Ausführungen über das Wesentlichste in dieser Zeit wahrheitsgemäß berichten“ (Abraham, Ms. 1, S.1).

Der nach Topeka in Kansas emigrierte Werbefachmann Edmund Heilpern schilderte zunächst die Schwächen seines Manuskripts ebenso wie die Schwierigkeiten, die er beim Verfassen zu gewärtigen hatte, bevor er auf seine Situation einging, um dann den befreienden Aspekt des Schreibens zu betonen (Mappe 92).

„Manches ist wiederholt gesagt. Manches ist zu kurz ausgedrückt und müsste vielleicht genauer erklärt werden, um besser verstanden zu werden. Stil und Rechtschreibung sind mangelhaft. Ich weiß das alles. Aber ich bin ein armer Emigrant, der hart sein tägliches Brot verdienen muss. Dieses Buch zu schreiben ist eigentlich Luxus. Und doch nicht. Es macht mich freier“ (Anschreiben, 1. April 1940).

Nach außen gerichtet – Aufrütteln und Verurteilen

Wieder andere hoben als Motiv für ihr autobiographisches Schreiben den aktiven, auf ein Handeln gerichteten Aspekt, durch die Teilnahme etwas erreichen zu wollen, stärker hervor.

So lag das Motiv des Angestellten und späteren Fabrikarbeiters Julius Blum darin, seinem neuen Heimatland die Augen für die Gefahr, die vom Nationalsozialismus ausging, zu öffnen.

„Ich bin jetzt ½ Jahr in den Vereinigten Staaten u. ich sehe, auch hier hat man das deutsche Nazisystem noch nicht in seiner ganzen Gefahr erkannt. Ich möchte keine Kritik ausüben, möchte aber jeden freiheitsliebenden Menschen aufrütteln und vor Augen halten, dass man es nicht mit anständigen Politikern zu tun hat, nicht mit Staatsmännern, sondern mit den größten Verbrechern, die die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, die vor nichts zurückschrecken, um ihren krankhaften und unbegrenzten Machthunger zu befriedigen. Es gibt nur einen Weg:

Völker der Erde, vernichtet Hitler und sein System oder ihr alle ohne jede Ausnahme werdet unter seine Knute kommen“ (Ausleitung Blum, Ms. 30, S. 9; Hervorhebung i. O.).

Noch stärker, noch drohender, wirkt dies bei dem aus Wien emigrierten Oskar Scherzer, der zum Zeitpunkt der Abfassung seines Manuskripts erst 20 Jahre alt war.

„Ich bin dessen sicher, dass meine folgenden Ausführungen, in denen ich meine Erinnerungen und Erlebnisse jener Tage niederschreibe, manchen, vielleicht sogar vielen, nicht so schrecklich erscheinen werden, im Vergleich zu den Qualen, die z. B. Tausende von Juden in den Konzentrationslagern auszustehen hatten und haben. Ich glaube aber, dass man auch solche ‚Kleinigkeiten‘, wie ich sie jetzt erzählen werde, nicht vergessen darf, ja man muss sich diese Dinge wohl merken, damit wir dann am Tage der Anklage keinen Belastungspunkt vergessen“ (Scherzer, Ms. 200, S. 40).

Last but not least findet sich die Auffassung von der eigenen Bedeutung im Kampf gegen den Nationalsozialismus bei Werner Daya, einem ehemaligen Kaufmann und späteren Journalisten, der aber zudem auf seine politischen Erfahrungen wie auf die Veröffentlichung einer nicht unbedeutenden Schrift über die deutsch-russischen Beziehungen verweisen konnte. Ohne aufdringlich wirken zu wollen, stellte er seine Motivation selbstbewusst dar (Mappe 46).

„Es würde nicht geschehen, wenn ich nicht überzeugt wäre, dass ich durch meine Kenntnisse zur Bekämpfung des Nationalsozialismus und der diktatorischen Aggression und damit zur Rettung unserer westlichen Kultur vielleicht in größerem Maß als andere Personen beitragen könnte und dass Sie mich jetzt in U.S.A. brauchen könnten“ (Brief Daya, 27. November 1940, S. 3).

Erinnerungen für die Nachkommen

Neben dem Selbst-Erinnern ist für einige der Teilnehmer*innen vor allem die für andere, und zwar für ‚signifikante andere‘, aufgeschriebene Erinnerung von Bedeutung.

Eher allgemein formuliert diese Vorstellung Charles Ahronheim:

„All das, was ich hier beschreibe, sind wahre Erlebnisse. Ich habe alles aufgezeichnet und mit Documenten belegt. Sie sollen später eine Erinnerung für meine Nachkommen sein“ (Ahronheim, Ms. 2, S. 1).

Demgegenüber werden in anderen Autobiographien die Adressaten – die Kinder – unmittelbar benannt.

Der Kaufmann Leopold M. Dinkel formulierte:

„Immer schon habe ich daran gedacht, für unsere Tochter Erinnerungen niederzuschreiben. Nicht weil ich glaubte, mein Leben sei besonders bemerkenswert, sondern eben darum, weil es im Einzelnen normal verlief, so lange die Welt normal war & daher wertvolle Erfahrungen allgemeiner Art birgt. Als die große Welt aus den Fugen ging, zerbrach auch meine kleine. Wie ich dann im Strudel mich zurecht fand, mag für einen werdenden Menschen lehrreich sein. Einmal, weil solche einfachen Beispiele in Büchern selten zu finden sind & dann auch wieder, weil zu sehen ist, wie man's nicht machen soll“ (Leopold M. Dinkel, Ms. 51, S. 2).

Schließlich sprach die Ärztin Marianne Geisler ihre Kinder direkt an und wies auf jene eher verborgenen Aspekte hin, die ohne eine Niederschrift möglicherweise verloren gehen würden.

„Ich will diese Erinnerungen Euch, meinen Kindern, Brigitte und Hans Emanuel, widmen. Wer weiß, wohin das Schicksal uns und Euch noch verschlägt. Gewiss werdet Ihr nach 20 Jahren Euch der historischen Ereignisse unseres Lebens erinnern, aber von den seelischen Zusammenhängern werdet Ihr nichts

wissen. Ich will versuchen, mich kurz zu fassen und doch das Wesentliche zu bringen“ (Marianne Geisler, Ms. 74, S. 1).

Und der nach Holland emigrierte und im Herbst 1944 im KZ Auschwitz ermordete Facharzt für Säuglings- und Kinderkrankheiten Siegfried Wolff sprach allgemein, wenn auch sehr gewunden, über die weitreichende Bedeutung von

„dokumentarisch belegten Autobiographien: [...] Sollen diese Biographien der kommenden Generation in Deutschland, die ja zwangsweise keine Gelegenheit mehr hat und darum auch in einiger Zeit gar nicht mehr wird haben sollen, Juden, anständige und tüchtige Juden, kennen zu lernen, die Möglichkeit geben, selbst zu urteilen, ob unsere Ausschaltung und Beseitigung ein so großer Segen war, und ob sie wirklich nur Schlechtes ausmerzte“ (Siegfried Wolff, Ms. 245, S. 2).

Geschichtliche Motive

Annähernd ebenso umfangreich wie sich die Aufstellung der privaten Beweggründe gestaltet, ist die Liste der historischen bzw. zeitgeschichtlichen Motive. Die Teilnehmer*innen, die diesen Zugang wählten, unterstrichen in erster Linie die wissenschaftliche Ausrichtung ihres Beitrags sowie die des Preisausschreibens und wiesen in aller Regel besonders auf die Wahrheit, Belegbarkeit und auf das Authentische ihrer Darstellungen hin. Aus dieser ‚positivistischen‘, d. h. einzig auf Fakten ausgerichteten Perspektive heraus fühlten sie sich verpflichtet und berechtigt, die Dinge, ‚so wie sie sind‘ zu benennen und zu dokumentieren. Dass die Teilnehmer*innen dann doch häufig eher subjektive Metaphern wählten und damit auf die Perspektivität ihrer Angaben verwiesen, wurde von ihnen nicht weiter kommentiert bzw. erkannt. Schließlich fügte auch diese Personengruppe in ihre ‚wissenschaftliche Präsentation‘ gelegentlich persönliche Kommentare ein.

Dokumentieren und Fakten liefern

Am dichtesten an den Vorgaben des Preisausschreibens blieb der österreichische Anwalt Paul Brüll (Ms. 40), der lediglich die im Ausschreibungstext genannte Formulierung wiederholte und daran anschließend begründete, wieso er davon ausging, dass sich nicht nur Deutsche, sondern auch Österreicher am Preisausschreiben beteiligen könnten – eine Einschätzung, der die Gutachter im Übrigen im Hinblick auf alle aus Österreich kommenden Emigrant*innen zustimmten.

Ein anderer Autor, der sein Manuskript anonym aus Palästina einreichte und als Beruf ‚politischer Schriftsteller‘ angab, wies in einer ‚persönlichen Vor-

bemerkung‘ darauf hin, dass er seinen Beitrag unter dem Vorherrschen einer Reihe von behindernden äußeren Faktoren erstellen musste und dieser damit notwendigerweise unvollständig sei. Des ungeachtet hoffte er, „zur Historiographie der verunglückten deutschen Republik und ihrer Folgen beitragen zu können“ (Anonym, Ms. 263, S. 3).

In seinem schon zuvor in Teilen zitierten Brief griff Fritz/Fred Rodeck (Mappe 188) das Thema der ‚richtigen‘ Darstellung von Geschichte auf und zeigte, dass er die dem Preisausschreiben zugrunde liegende Idee der Bedeutung lebensgeschichtlicher Erzählungen nicht verstanden hatte – und sie wohl auch jetzt noch anzweifelte. Für ihn konnte es nach wie vor nur darum gehen, Fakten zu liefern und daraus Schlüsse zu ziehen; autobiographische Überlegungen gehörten für ihn jedenfalls nicht in einen wissenschaftlichen Kontext.

„I was trained to hide behind my work and always thought that a good writer should remain in the background personally. That is why I organized my manuscript more from a general historical point of view since I did not assume that my person or my personal experience could be of greater interest than historical, political, military and economic facts and conclusions“ (Brief, 30. Dezember 1940).

Ein Bild vermitteln

Der zur Zeit der Erstellung des Manuskripts in San Francisco lebende Kaufmann Eugen Altmann artikuliert sein Interesse am Ende seines Textes und wies dabei auch auf die ambivalenten und normativen Gefühle hin, die ihn beim Schreiben der Autobiographie begleiteten.

„Ich hoffe, dass die angeführten Tatsachen dem Leser ein genügend rundes Bild meiner Zeit in Deutschland vor und seit Hitler geben und dadurch dem Zwecke dieser Aufgabe dienen werden.

Ich will es doch sagen, was ich bei Verfertigung dieser Schrift fühlte, auch dann, wenn ich bitter sein musste: ‚Wer hilft dem trotz allem von mir geliebten deutschen Volke aus den Klauen des Bösen und rettet das, was noch zu retten ist, vor dem Böse-werden! ‘“ (Eugen Altmann, Ms. 5, S. 53).

Auch die nach London emigrierte Reiseleiterin Elisabeth Bartels wiederholte zu Beginn ihres Manuskripts, wie Paul Brüll, einen zentralen Aspekt des Preisausschreibens, schränkte ihn dann jedoch – realistischere Weise – etwas ein (Mappe 18).

„Wenn sich auch mein Bericht nur auf Berliner Verhältnisse beschränken kann, so hoffe ich doch, Ihnen damit zu helfen, sich ein klares Bild von der ‚gesellschaftlichen und seelischen Wirkung des Nationalsozialismus auf die Deutsche Entwicklung und das Deutsche Volk‘ zu machen“ (Brief 25. März 1940).

Gegen Ende ihres Beitrags folgte dann der Hinweis auf die (angestrebte) Wahrheit der Darstellung:

„Und ich hoffe, dass mein Bericht, der in jedem Punkt ein absolut wahrer Tatsachen- und Erlebnisbericht ist, dazu beizutragen hilft, Ihnen ein unverfälschtes Bild des heutigen Nazideutschland zu vermitteln“ (Elisabeth Bartels, Ms. 18, S. 20).

Der aus Wien nach New York City emigrierte Architekt Fritz Czuczka berichtete in seinem Beitrag fast ausschließlich über seine Verhaftung und die sich daran anschließende Zeit in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald (Mappe 45). In seinem Brief reagierte er auf die Benachrichtigung, keinen Preis gewonnen zu haben, und wies noch einmal auf die besondere, von ihm und seinen Mithäftlingen erfahrene und konsequenterweise gewählte Perspektive hin:

„When I wrote this manuscript – as I thought for publication – I intended to give a real picture of the life in peacetime Germany as it is reflected in the life of concentration camp inmates“ (Brief, 28.1.1941).

Auch Ida Fanny Lohr, aus deren Beschwerdebrief bereits oben zitiert wurde, betonte am Ende der Ausführungen ihren Anspruch auf Wahrheit:

„Wenn diese Zeilen, die absolut wahre Schilderungen enthalten, dazu beitragen sollten, dem Leser und damit dem amerikanischen Volk ein wirklichkeitstreues Bild von jener Weltseuche zu verschaffen, die sich ‚Nationalsozialismus‘ nennt, so ist damit ein Hauptzweck erfüllt, der Kulturwelt zu zeigen, auf welcher unendlich niederen Stufe die deutsche Zivilisation gesunken ist“ (Ida Fanny Lohr, Ms. 148, S. 103).

Aufklären und eigene Analyse erstellen

Das Manuskript, das der 1876 geborene Rechtsanwalt und Schriftsteller James Broh einreichte, und das er mit dem Untertitel ‚Memoiren eines deutschen Juden und Sozialisten‘ versehen hat, legt Zeugnis ab von dessen politischem Engagement, das auch noch im Pariser Exil sein Handeln leitete:

„Der Bericht, den ich im Folgenden über mein Leben erstatte, das im besonderen Maße Bewegung, Aufsuchen neuer Wege war, gibt historisches Material nicht nur für die revolutionäre und die konterrevolutionäre Epoche, sondern auch für das geistige Werden meiner Generation“ (James Broh, Ms. 39, Vorwort, o. S.).

Die bekannte Pädagogin und dem linken Flügel der SPD angehörende Reichstagsabgeordnete Anna Siemsen, die in die Schweiz emigrierte, reichte keine Autobiographie ein, sondern eine historische Abhandlung mit einigen persönlichen Anmerkungen, in der sie ihr geschichtliches Verständnis zu Beginn ihrer Arbeit wie in einer Nuss-Schale zusammenfasste:

„Anregung zu dieser Niederschrift gab mir das Preisausschreiben der Widener Library, Cambridge, Massachusetts. Aber auch nur die Anregung. Ich schreibe diese Erinnerungen vor allem deswegen auf, weil ich überzeugt bin, jedes Zeugnis über die deutsche Vergangenheit, die zum Dritten Reiche Adolf Hitlers führte, sei wichtig, weniger, um dessen Charakter zu erkennen – der ist heute nicht mehr umstritten – sondern um zu verstehen, dass dieser Ausgang kein Zufall, kein Unfall war, sondern nichts anderes als letzte Entwicklung von Tendenzen, die von Anbeginn in Hohenzollern-Preußen vorhanden waren und zur europäischen und Weltgefahr wurden durch ihre Verbindung mit den imperialistischen Tendenzen der spät und rasch sich entfaltenden vorwiegend westdeutschen Industrie“ (Anna Siemsen, Ms. 213, S. I).

Nachdem sie ihre Ausführungen entwickelt und ihr Vertrauen in eine durch Bauern und Arbeiter veränderbare deutsche, ja europäische Politik bekräftigt hatte, beschloss Anna Siemsen ihr Vorwort, in dem sie darauf verwies, dass diese Menschen keiner preußischen Erziehung mehr unterliegen dürften.

„Die Hoffnung eine solche Entwicklung zu fördern, in dem ich an meinem Teil dazu beitrüge, das Verständnis für ein unbekanntes und von Preußen vergewaltigtes Deutschland zu wecken, hat mich zu dieser Niederschrift veranlasst“ (ebd., S. II).

Sonstige Motive

Einige Manuskripte lassen sich den bisher genannten Kategorien nicht oder zumindest nicht eindeutig zuordnen. Sie bilden mehr oder wenige eigenständige Motive bzw. Motivbündel aus. Möglicherweise liegt ihnen der gemeinsame Wunsch nach Aufklärung zugrunde.

Der bekannte österreichische Schriftsteller Raoul Auernheimer begründete seinen Beitrag damit, dass er nach seiner Entlassung aus dem Konzentra-

tionslager einem Wunsch nachkommen bzw. ein Versprechen gegenüber jenen Kameraden einlösen wollte, die noch gefangen sind:

„Nun gut, so will ich erzählen, will ES erzählen; ohne Entstellung, ohne Beschönigung: für mich, für Euch und für die Zeit, die kommen wird. Ihr seid, ein kleiner Beitrag zur Geschichte des Zeitalters, in diesen Blättern aufbewahrt“ (Raoul Auernheimer, Ms. 10, S. 3f. Hervorhebung i. O.).

Edmund Heilpern fügte seinem Schreiben außer dem bereits genannten persönlichen Motiv der Befreiung zwei weitere Aspekte hinzu, neben der Aufklärung den der Dankbarkeit (Mappe 92):

„Möge das Buch einen Beitrag bringen für die USA-Bürger, um durch Vergleich ihr eigenes Land besser verstehen und mehr lieben zu lernen. Möge dieses Büchlein ein Zeichen meiner Dankbarkeit sein gegen das Land, das mir so großzügig die Möglichkeit gibt, neu aufzubauen. Friede und Gerechtigkeit für alle!

GOTT SEGNE AMERIKA !“

(Anschreiben, 1. April 1940)

Last but not least soll die Soziologin Dr. Hilda Weiss hier zu Wort kommen. Sie hatte zu Beginn der 1930er Jahre an dem von Max Horkheimer geleiteten Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main als Forschungsassistentin zusammen mit dem Psychologen und Psychoanalytiker Erich Fromm an einer Untersuchung zum politischen Bewusstsein von Arbeitern und Angestellten gearbeitet (Fromm 1929/1980; Smith 2020) und war – als Jüdin und Sozialistin doppelt bedroht – im April 1933 zunächst über die Schweiz nach Paris, im April 1939 in die USA emigriert, wo sie zur Zeit der Abfassung ihres Manuskripts an einem ‚Negro-College‘ in Durham, North Carolina unterrichtete (vgl. Weiss 2006). Aufgrund dieses wissenschaftlichen Hintergrunds ist es verständlich, wenn Hilda Weiss ihr Motiv folgendermaßen beschreibt (Mappe 240):

„Being a sociologist myself, I would like very much to know something about the manuscripts you received for the contest, how many you received, which one was awarded and how you are going to use the material that I consider most important for every analysis of present day Germany“ (Brief, Herbst 1940; das genaue Datum ist unleserlich).

2.5 An wen gingen die Preise?

Die Qualität der Manuskripte wurde anhand der oben aufgeführten psychologischen und soziologischen Kriterien in Auswertungsbögen, die 19 Seiten umfassten, ermittelt und dann in einer Gesamtbewertung (von der ‚Benotung‘ A bis D) festgehalten.³³ Die Gewinnerinnen und Gewinner des Preisausschreibens waren, soweit sich feststellen lässt:³⁴

1. Preis (aufgeteilt in je 250\$): Paeschke, Carl (Ms. 174). *17. Oktober 1895 in Kriescht/Neumark, Preußen, †14. Dezember 1983 in Zürich. Konfession: evangelisch-lutherisch, später Buddhist. Paeschke war zunächst als freier Journalist, später als Redakteur (und SPD-Mitglied) in Langenbielau in Schlesien tätig. Er wurde am 3. März 1936 ausgebürgert (Liste 5 Deutscher Reichsanzeiger und Preußischer Staatsanzeiger Nr. 53 vom 3.3.1936, Nr. 20). Der Ort der Emigration war Zürich. Das Manuskript umfasst 58 Seiten. Der Gutachter der Autobiographie hat folgenden Vermerk angebracht: „A+ +, /To be considered for first prize. Equally valuable sociologically and psychologically/ awarded ½ 1st prize“. – Vgl. Kapitel II.2 in dieser Veröffentlichung.

33 Jandorf (1941, S. 19) gab an, dass die Analysen von zehn Personen (einschließlich Allport und Hartshorne, aber ohne Fay) durchgeführt wurden (vier Psychologen, fünf Soziologen und ein Anthropologe). Die bekannteste dieser Personen ist neben den an dem Projekt Beteiligten der hier als (Kultur-)Anthropologe eingeführte George Devereux. – Nach Durchsicht der erhalten gebliebenen Begutachtungen lässt sich sagen, dass sich die Zuerkennung der Preise für die Gewinner*innen durchaus nachvollziehen lässt. Es finden sich aber auch eine Reihe von Bewertungen, die stark vorurteilsbehaftet und wenig objektiv sind (vgl. dazu auch die Fußnote 86).

34 In einem Brief, der sich in der Mappe mit der Nummer 103 (Berta Kamm) befindet, heißt es. „None of the prize winning ms were written in English“.

194 Brattle St.
Cambridge, Mass.
November 13, 1940

Dear Dr. Paeschke:

It gives me great pleasure to inform your very interesting contribution to the "Prize Contest" was one of the two best manuscripts among more than 250 that were sent in. The Committee of Judges found it impossible to decide between the two best manuscripts and therefore decided to divide the first prize of 500\$. I shall be glad to send you at once the check for 250\$ as soon as I hear from you that the address to which I'm sending this letter is the correct address to which send the check.

Your manuscript has so much value for the social science and for the study which we are making that I want to ask whether you would willing to permit me to place your manuscript under the strictest confidence and supervision of the committee of judges in an special, confidential archive of the Harvard University library – at least for the present – for safe-keeping?

Would you also be willing, as I hope you will, that I make, and perhaps publish in English translation, a condensed summary (not more than 15 to 20 pages) of certain parts of your manuscript? Of course I should take care that absolutely nothing was included which could in any way give a hint as to the authorship, circumstances under which it was written, etc.

With best wishes and highest regards,

Sincerely yours,

Sidney B. Fay

Dr. Carl Paeschke
Hardlaubstr. 7
Zurich VII, Switzerland

Abb. 13. Mitteilung an Carl Paeschke.

(Box: 15, Identifier: MS Ger 91, [174]). Houghton Library, Harvard University.

1. Preis (aufgeteilt in je 250\$): Lederer Wickerhauser, Gertrude (Ms. 130). *28. Dezember 1895 in Gresten im Bezirk Scheibbs, Österreich, †16. Juni 1956 in Easton, MD, USA. Konfession: katholisch (Ehemann: jüdisch). Gertrude Lederer Wickerhauser war als Übersetzerin und Schriftstellerin in Wien tätig. Der Ort der Emigration war Wilmington, Delaware, USA. Das Manuskript umfasst 230 Seiten.³⁵

35 Die Tatsache der Preisverleihung geht aus den Unterlagen von Sidney B. Fay hervor, die im Archiv der Harvard Universität (Pusey Library) unter HUG 4385.10 zu finden sind; siehe auch Heiskanen 1989.

2. Preis (aufgeteilt in je 125\$): (de) Sevin, Barbara Dr., verheiratete Mrs. W. Schütz (Ms. 262). *4. März 1912 in Berlin, †4. (12.?) August 1993 in Bonn. Konfession: evangelisch. Sie studierte in Berlin, Heidelberg und München und war als Journalistin tätig. Der Ort der Emigration war London. Das Manuskript umfasst 357 Seiten.

2. Preis (aufgeteilt in je 125\$): Menzel, Rudolfine (Rudolphina), geb. Waltuch, Dr. phil. (Ms. 155). *1. März 1891 in Wien, †September 1973 in Israel. Konfession: jüdisch. Menzel arbeitete als Verhaltensforscherin (mit Hunden) in Linz. Der Ort der Emigration war Haifa. Das Manuskript umfasst ca. 267 Seiten. – Vgl. das Kapitel II.3 in dieser Veröffentlichung.

3. Preis (100\$): Gyssling, Walter (Ms. 83). *18. März 1903 in München, †14. Oktober 1980 in Zürich. Konfession: evangelisch, später religionslos. Gyssling arbeitete als Journalist, unter anderem für den ‚Süddeutschen Zeitungsdienst‘ in München, als freier Journalist in Berlin und war von 1930 bis zu seiner Emigration 1933 leitender Mitarbeiter und Archivar beim anti-nationalsozialistischen ‚Deutschen Volksgemeinschaftsdienst‘ des ‚Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens‘. Der Ort der Emigration war zunächst Paris, dann Zürich. Das Manuskript umfasst 103 Seiten. Es wurde 2003, um weitere Dokumente ergänzt, unter dem Titel ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933‘ im Donat Verlag in Bremen veröffentlicht.

4. Preis – unbekannt

Darüber hinaus wurden fünf weitere Preise a 20\$ vergeben an:

- a) Levy, Joseph B. (Ms. 135). *6. Oktober 1870 in Kiel, †1950 in New York. Konfession: jüdisch. Levy arbeitete als Kantor an der orthodoxen Gemeinde und als Lehrer am Philantropin in Frankfurt am Main. Der Ort der Emigration war Dorchester, Mass. Das Manuskript umfasst 103 Seiten.
- b) Frankenthal, Käte, Dr. med. (Ms. 67). *30. Januar 1889 in Kiel, †21. April 1976 in New York. Konfession: jüdisch. Frankenthal arbeitete als Ärztin und Landtagsabgeordnete in Berlin. Der Ort der Emigration war zunächst Prag, dann Zürich und Paris, schließlich New York. Das Manuskript umfasst 314 Seiten. Es wurde 1981 unter dem Titel ‚Der dreifache Fluch. Jüdin, Intellektuelle, Sozialistin‘ (Hg. von K.M. Pearle und St. Leibfried) in Frankfurt am Main veröffentlicht.

- c) Heilpern, Edmund P. (Ms. 92). *3. Februar 1892 in Wien, †(vermutlich) Oktober 1980 in New York. Konfession: jüdisch. Heilpern arbeitete als Werbeleiter und -manager in Leipzig sowie (ab 1933) in Wien. Der Ort der Emigration war Topeka, Kansas. Das Manuskript umfasst 142 Seiten.
- d) Samuel, Arthur, Dr. med. (Ms. 196). *25. November 1885 in Bonn, †17. Oktober 1974 in Seattle. Konfession: jüdisch. Samuel arbeitete als Arzt in Bonn. Der Ort der Emigration war New York (ab 1963 Seattle). Das Manuskript umfasst 50 Seiten. Laut Anmerkung des Auswerters gehörte das Manuskript zu den 11 besten. Das Manuskript wurde veröffentlicht in ‚Bonner Geschichtsblätter‘ 49/50, 1999/2000, S. 399–457.
- e) – unbekannt

Bei den folgenden Manuskripten besteht Unklarheit darüber, ob ein bzw. welcher Preis zuerkannt wurde:

1. Schreier, Fritz, Dr. jur. (Ms. 204): *4. April 1897 in Wien, †7. Juni 1981 in Kalifornien. Konfession: jüdisch. Schreier arbeitete als Rechtsanwalt und war Privatdozent für Rechtsphilosophie an der Universität Wien. Der Ort der Emigration war zunächst Genf, später die USA. Das Manuskript umfasst 42 Seiten. Es wurde einer Anmerkung des Gutachters zufolge („consider for prize“) für preiswürdig befunden.
2. Worm, Fritz, (Ms. 248). *1. Juni 1884 in Leobschütz (Schlesien), †8. Mai 1940 in Rio de Janeiro. Konfession: jüdisch. Worm war Direktor der Kulturabteilung von Radio Köln. Der Ort der Emigration war Rio de Janeiro. Das Manuskript umfasst 97 Seiten. Ein Gutachter hat den folgenden Vermerk angebracht ‚consider for II or III prize‘. Eventuell wurde von der Zuerkennung eines Preises abgesehen, da Worm im Mai 1940 verstarb.
3. Bendix, Ludwig.³⁶ *28. Juni 1877 in der Nähe von Dortmund, †3. Januar 1954 in Alameda, Kalifornien. Konfession: jüdisch. Bendix arbeitete als Rechtsanwalt und war Mitbegründer der Zeitschrift ‚Die Justiz‘, er gehörte der SPD an. Die Emigration erfolgte 1937 nach Palästina, 1947 in die USA. Das Manuskript umfasst 518 Seiten und trägt den Titel: ‚Konzentrationslager Deutschland und andere Schutzhafterinnerungen‘.

36 Dieses äußerst umfangreiche Manuskript befindet sich nicht in der Houghton Library, sondern im Archiv des Leo Baeck Instituts in New York. Dass es zu den eingereichten Manuskripten gehört, geht aus den mir von Professor Dr. John Bendix zur Verfügung gestellten Unterlagen hervor.

Darüber hinaus wurde eine Reihe weiterer Preise („special prizes“) vergeben.

1. Tobias, Paula, geb. Sussmann, Dr. med. (Ms. 235). *15. Januar 1886 in Hamburg, †13. November 1970 in Pacific Grove, Kalifornien. Konfession: jüdisch. Paula Tobias war nach dem Medizinstudium in Berlin, Heidelberg und München als Landärztin in Bevern bei Braunschweig tätig. Der Ort der Emigration war Grass Valley, Kalifornien. Das Manuskript umfasst einen 12seitigen Lebenslauf (in englischer Sprache) und ca. 220 Seiten Anlagen, Briefe etc. (in deutscher Sprache) und erhielt einen Sonderpreis in Höhe von 12\$.³⁷
2. Wolf, Richard, Dr. med. (Ms. 244). *26. Mai 1891 in Koblenz, †6. August 1956 in Rochester. Konfession: protestantisch; jüdische Vorfahren. Er war als Arzt in Berlin tätig. Er emigrierte (über die USA) nach Puerto Rico und lebte dort in San Germán, bevor er wieder in die USA zurückkehrte. Das in deutscher Sprache erstellte Manuskript umfasst 89 Seiten. Wolf erhielt einen Preis in Höhe von 10\$.
3. Nathorff, Hertha, geb. Einstein, Dr. med. (Ms. 162). *5. Juni 1895 in Laupheim, †10. Juni 1993 in New York. Konfession: jüdisch. Nathorff arbeitete als Ärztin in Berlin. Der Ort der Emigration war New York. Das in deutscher Sprache erstellte Manuskript umfasst 72 Seiten und wurde mit einem Sonderpreis von 15\$ bedacht. Es wurde in erweiterter Form 1987 unter dem Titel ‚Das Tagebuch der Hertha Nathorff‘ veröffentlicht.³⁸
4. Polke, Max Moses, Dr. (Ms. 178). *1896 in Breslau, † im Juni 1941 in Haifa durch einen Fliegerangriff. Konfession: jüdisch. Polke arbeitete als Anwalt und Notar in Breslau. Er emigrierte nach Palästina und beteiligte sich am Preisausschreiben von Petach-Tikvah aus. Das in deutscher Sprache erstellte Manuskript umfasst 150 Seiten. Es wurde mit einem Sonderpreis in Höhe von 5\$ bedacht.
5. Shiller (Schiller), Hettie (Ms. 210). *1906 in Berlin, †Juli 1940 in Cleveland/Ohio. Konfession: jüdisch. Shiller war nach einem Biologie- und Psychologiestudium als Dozentin an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität tätig, sie gab ernährungswissenschaftliche Kurse und publizierte

37 Zu Paula Tobias vgl. die Studie von Wiebke Lohfeld (2003).

38 Vgl. auch Koerner 1991.

zu dieser Thematik. Der Ort der Emigration war Cleveland, Ohio. Das in deutscher Sprache erstellte Manuskript umfasst 100 Seiten. Es trägt den Titel ‚Es geschah in einer Generation‘ und wurde mit einem ‚special prize‘ in Höhe von 10\$ ausgezeichnet.

6. Fiedler, Kuno (Ms. 62). *3. Februar 1895 in Schwiebus, Brandenburg, †13. August 1973 in der Schweiz. Konfession: protestantisch. Fiedler arbeitete als Studienrat und Theologe in Altenburg in Thüringen. Der Ort der Emigration war St. Antönien in der Schweiz. Das in deutscher Sprache erstellte Manuskript umfasst 394 Seiten und wurde mit einem Preis von 10\$ bedacht.

Die folgenden Manuskripte wurde 1941 von den Preisrichtern angefordert, stellen also Auftragsarbeiten dar:

Grünberg, Emil (auch Emile Grunberg, Emile Gruenberg), Dr. (Ms. 257). *1. August 1905 in Baden, Niederösterreich, †16. Oktober 1988 in Akron, Ohio. Konfession: jüdisch. Wirtschaftswissenschaftler. Emile Grünberg war der Sohn von Carl Grünberg, dem ersten Leiter des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, und arbeitete an selbigem Institut sowie in der Erwachsenenbildung. Der Ort der Emigration war Chicago. Das in englischer Sprache erstellte Manuskript umfasst 87 Seiten und wurde mit einem ‚special prize‘ über 30\$ ausgezeichnet.

Eine weitere Auftragsarbeit liegt mit dem Manuskript von Kurt Sabatzky (Ms. 261, 64 Seiten) vor, dem Syndikus des ‚Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens‘ und Mitglied des Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten, die erst im September 1941 erstellt und aus London eingereicht wurde.

II. Ausgewählte Lebensgeschichten

„An meiner Mutter ist so ein
Talent verlorengegangen.
Also eigentlich hätte sie noch
allerhand anderes geschafft,
aber die ganzen Umstände waren dagegen.“

Die Tochter Hannah Obermann in einem
Interview aus dem Jahr 2003, S. 3.

1. Hilde Rosa Stern (1900–1961)³⁹ – Pflicht und Gerechtigkeit: „Es gibt nur eine Moral, die Kampfmoral: für unsere Freunde und gegen unsere Feinde“

1. Kindheit

Es gibt nur wenige Biographien, bei deren Rekonstruktion Unterlagen zur Verfügung stehen, die das Leben der interessierenden Personen von der Geburt bis zur frühen Jugend fast minutiös abbilden. Auf Hilde Stern trifft dies in besonderer Weise zu. Schauen wir jenen Eintrag an, der am Tag ihrer Geburt, dem 7. April 1900, notiert wurde.

„Geburt erfolgte nach 24stündigen Wehen. Als nur der Kopf geboren war und dem Kind die Augen m. kaltem Wasser ausgewischt wurden, verzerrte d. Kind d. Gesicht, so wie zum Weinen. Erster Schrei, als es bis auf einen Fuß geboren war.

Auf den Tisch gelegt, lutschte es sofort am Daumen. Das Schreien am ersten Tage liess ganz deutlich hören ein ähä, der ä Laut etwas zum a hinneigend, namentlich der zweite. Das h unverkennbar deutlich. Fast alles Schreien hatte diese Form.

³⁹ Hilde Stern hat unter dem Pseudonym Helene Schneider an dem Preisausschreiben teilgenommen. Sie hat damit darauf verzichtet, Gordon Allport, einen der beteiligten Wissenschaftler, der bei ihrem Vater Anfang der 1920er Jahre an der Universität Hamburg studiert hatte, darauf aufmerksam zu machen, dass sie die Tochter des von ihm sehr geschätzten Wissenschaftlers war.

Gleich nach der Geburt reagierte es weder auf Schall (Hände klatschen) noch auf Licht (Gasflamme). Dagegen schien es 5 Stunden alt auf kurzes scharfes schsch der Mutter zu reagieren, indem es dann 2 mal sofort mit Schreien innehielt.

Abends wurde es angelegt a.d. linke Brust und begann nach wenigen Sekunden die Saugbewegungen richtig zu machen“.

(https://archive.mpi.nl/islandora/object/lat%3A1839_00_0000_0000_0015_15CB_F) [Abruf 12. April 2019].

Es folgen nun fortlaufende Tagebucheinträge, die nicht nur Beobachtungen, sondern auch Gesprächswiedergaben und Kommentare umfassen. So heißt es fast 13 Jahre später:

„20.01.1913 Gestern auf dem Wege zur Eisbahn definierte mir Hilde im Laufe der Unterhaltung den Unterschied zwischen Schwärmerei und Liebe. Sie sagte, nicht wörtlich, aber dem Sinne nach ganz korrekt, folgendes: ‚Wenn man für Jemanden schwärmt, dann ist es nicht nötig, ihn sehr gut zu kennen. Meist lernt man ihn nur von ein paar Seiten kennen, und das sind die guten. Meist muss er auch äußerlich hübsch sein. Wenn man einen liebt, dann muss man ihn gründlich kennen, seine guten und schwachen Seiten. Der Mensch braucht gar nicht hübsch zu sein; da sieht man eben, dass Liebe was Höheres und Schöneres ist‘“ (https://archive.mpi.nl/islandora/object/lat%3A1839_00_0000_0000_0015_15C0_4) [Abruf 12. April 2019].

Woher stammen diese Aufzeichnungen? Hilde Stern war die Tochter des jüdischen Entwicklungs- und Sprachpsychologen und des ‚Erfinders‘ des Intelligenztests William Stern sowie seiner Frau Clara,⁴⁰ die mit ihm zusammen wissenschaftlich arbeitete. Das Ehepaar Stern hatte die Entwicklung seiner drei, alle in Breslau geborenen Kinder durch das Führen von Tagebüchern akribisch festgehalten. Als Fazit ihrer Langzeitbeobachtungen hielt Clara Stern kurz vor dem 13. Geburtstag von Hilde das Folgende in einem ‚Nachtrag‘ fest:

40 Clara Stern hatte keine wissenschaftliche Ausbildung, sondern war Autodidaktin. Umso höher ist ihre Leistung bei der Erstellung und Bearbeitung der Tagebücher zu würdigen. Dies wurde auch von der ‚scientific community‘ (wenn auch spät) erkannt und honoriert. So fanden ihre Biographie sowie ihre wissenschaftlichen Leistungen Eingang in den von Sibylle Volkmann-Raue und Helmut Lück herausgegebenen Band ‚Bedeutende Psychologinnen des 20. Jahrhunderts‘. Das Max Planck-Institut für Psycholinguistik in Nijmegen (Holland) präsentiert ihre Büste in der Eingangshalle des Gebäudes als einzige Frau unter den Pionieren der psycholinguistischen Forschung.

„Wie ich Hilde sehe.

Ihre Veranlagung fordert gebieterisch intensives Arbeiten; alles mechanisch zu Erlernende, alles mehr gedächtnismäßig zu erwerbende, fällt ihr schwer: so die unregelmäßigen Verben der Fremdsprachen, geographische Namen, Daten. Besonders die Sprachen muss sie in häuslichen Übungen befestigen, um wenigstens Durchschnittsleistungen zu erzielen. Alles mit Verstand und Logik zu meisternde wird ohne Anstrengung in freudiger Emsigkeit vollbracht: Aufsätze gelingen verhältnismäßig rasch; H. schreibt frisch ohne große Wortfülle und ohne falsches Pathos. An mathematischen Aufgaben ergötzt sie sich geradezu; deutscher Grammatik brachte sie schon mit 9 Jahren gutes Verständnis entgegen – zu einer Zeit, da sie mit der Orthographie noch mehr zu kämpfen hatte. Ihre avisuelle Veranlagung war von jeher orthographischem Erwerb ungünstig; sie trug nie Wortbilder im Innern, arbeitete desto mehr verstandesmäßig und schrieb aus Überlegung -- falsch.

Im Gegensatz zum Bruder ist sie gar nicht ‚schauend‘. Sie sieht keine Schilder, Reklamen, Straßennamen, elektrische Bahnen mit Bewusstsein. [...] Ganz zweifellos trägt sie am Erbe der mütterlichen Familie; einige Mitglieder derselben führen ein reiches Innenleben, zum Teil auf Kosten des ‚Schauens‘.

Was sie auch vornimmt, jede Arbeit steht unter dem Zeichen ihres ausgezeichneten Pflichtgefühls. Nie tut sie halbes; ganz durchdrungen ist sie von dem Begriff der Pflicht; er ist ihr bewusst und selbstverständlich geworden. [...] Und ihr Eifer ist gleich angespannt, handele es sich ums Klavierspielen, um englische Verben, orthopädisches Turnen oder um Tanzstunde. Hilde nimmt alles ernst – das ist der Grundzug ihres Wesens.

Freundschaften mit Gleichaltrigen haben nie eine tiefere Rolle gespielt. Bis zu 9 Jahren ward sie allein unterrichtet und wusste so nichts von Schulkameradschaft. [...] (In der Schule): Nur einem körperlich hilfsbedürftigen, gebrechlichen kleinen Mädchen ihres Alters suchte sie eine Stütze zu werden, und ganz gewiss war hier auch wieder das Pflichtgefühl stärker als das Freundschaftsgefühl.

Jede körperliche Betätigung erfrischt sie auch geistig und gemütlich. [...] Sie kennt keine Zaghaftigkeit, kein Sichgehen-lassen. Tagesmärsche und Kälte hält sie gut aus, und Nachtwanderungen im Gebirge bringen sie nicht aus dem seelischen Gleichgewicht. Die sonst bei einem Kinde verbreiteten Phobien, Furcht vor Dunkelheit, vor Gewitter, vor bestimmten Tierarten, Raupen, Spinnen, Fröschen hat sie in ihrer seelischen Robustheit nie gekannt.

H.'s Charakterbild wäre unvollständig, wenn ich nicht den Mangel jeder Eitelkeit betone. Bis zu zehn Jahren machte sie sich weder bei sich, noch bei anderen Gedanken über hübsch und hässlich. [...] Nie vermisste sie im Kinderzimmer den Spiegel, und höchst selten guckte sie in den der Eltern. Noch jetzt, mit fast 13 Jahren, hat sie kein sonderliches Interesse an ihrem Spiegelbild.

So steht H. vor uns als ein werdender Mensch in der Fülle der Möglichkeiten. Eine große Begabung eignet ihr nicht, eine überragende intellektuelle Veranlagung ist ihr auch nicht gegeben. Ihre Stärke liegt in den Wurzeln ihres Charakters. Hier müssen wir ihr Allerpersönlichstes suchen, und schon heute als 12-jähriges Mädchen trägt sie an einer Eigenart, an einer Ursprünglichkeit, die Kraft und Entwicklung eben aus ihren Gemüts- und Temperamentsqualitäten zieht“. (https://archive.mpi.nl/islandora/object/lat%3A1839_00_0000_0000_0015_15C0_4) [Abruf 12. April 2019].

Diese Zeilen, von der Mutter in ihrer Rolle als Wissenschaftlerin über ihre älteste Tochter geschrieben, erzeugen beim Lesen ein durchaus ambivalentes Gefühl. So hilfreich diese Aufzeichnungen, einerseits, für die weitere Erforschung der Sprache und der kindlichen Entwicklung generell sein können, so befremdlich ist, andererseits, das nüchterne, das wenig emphatische Urteil, das hier über die Tochter gefällt wird. Und so überrascht es nicht, dass Eva, die jüngere Schwester, als sie im Alter von 91 Jahren interviewt wurde, sehr trocken dagegenhält, als sie das Tagebuch ihrer Mutter anspricht: „Meine Mutter hat ihre Kinder nicht richtig erfasst: Eine Mutter kann die Kinder nicht sachlich beurteilen“ (Interview Michaelis-Stern 1991, 6:05). Dennoch lohnt es sicherlich, einige der Attribute zusammenfassend für die Betrachtung des weiteren Lebenswegs festzuhalten. Ich denke vor allem an die Betonung des Pflichtgefühls, an das Unpräzise sowie an die Bedeutung von Logik und Verstand.

2. Familie Stern

An dieser Stelle will ich aber zunächst einen Schritt zurücktreten und über die Familie Stern, ihre Herkunft sowie über die Geschwister von Hilde Stern berichten.⁴¹

Ihr Vater, William Stern, wurde am 29. April 1871 als Ludwig Wilhelm Stern in Berlin geboren. Sein Vater Sigismund (1837–1890) war Kaufmann – allerdings ohne Fortune, sodass die finanziellen Verhältnisse der Familie zeitlebens bescheiden blieben. William konnte nach dem Abitur (1888) in Berlin Philosophie und Philologie studieren – u. a. weil er Geld verdiente, indem er Nachhilfestunden gab (vgl. Michaelis-Stern 1991, S. 133). William Stern wur-

41 Dabei ist zu betonen, dass Hilde Stern keine umfassende und, anders als fast alle der übrigen eingereichten Manuskripte, auch keine chronologisch geordnete autobiographische Erzählung verfasst hat. Sie konzentrierte sich vielmehr auf die Zeit ihrer Inhaftierung, die sie in drei Abschnitte unterteilt: Einzelhaft, Untersuchungshaft und Strafhaft. Und nur gelegentlich fügte sie in das 104 Seiten umfassende Manuskript weitere Hinweise auf ihr bisher gelebtes Leben ein.

de im Jahr 1892 in Berlin promoviert. In seinem Streben orientierte er sich stark an dem schon vor seiner Geburt gestorbenen Großvater mütterlicherseits, Sigismund Stern (1812–1867), der als Lehrer zuerst in Berlin, dann am Philanthropin in Frankfurt am Main, dessen Direktor er 1855 wurde, tätig war. Sigismund Stern war Verfechter eines liberalen, reformorientierten Judentums. Er wurde mit einer sprachphilosophischen Arbeit promoviert und veröffentlichte zahlreiche Bücher, u. a. biographischen Inhalts.

1897 habilitierte sich William Stern, jetzt an der Universität Breslau. Damit war, im Prinzip, der Weg für eine akademische Karriere bereitet. Allerdings erwarteten viele Universitäten, dass ihre Professoren, sofern sie jüdisch waren, sich von ihrem Glauben lossagten. Das aber wollte William Stern, obwohl er nicht im strengen Sinn gläubig war, nicht.⁴²

So überrascht es kaum, dass er erst einmal zehn Jahre als Privatdozent tätig war, bevor er 1907, und dann auch nur zum außerordentlichen Professor für Psychologie am Philosophischen Seminar der Universität Breslau ernannt wurde. Ab 1908 war er einer der Herausgeber der Zeitschrift für Angewandte Psychologie.

Bereits 1899 hatte er im Alter von 28 Jahren die am 12. März 1877 in Berlin geborene Clara Joseephy geheiratet; eine junge Frau aus einer wohlhabenden Familie, die mit dem neuen Schwiegersohn, der als Privatdozent noch auf der unteren Stufe einer Universitätskarriere stand, und von dem man nicht wissen konnte, ob er jemals reüssieren würde, (zunächst) nicht einverstanden war. „Vater war ein ‚armer Schlucker‘“, so die Tochter Eva Michaelis-Stern (1991, S. 133) – das ökonomische Kapital schätzte, zumindest in diesem Fall, das Bildungskapital als einzigen ‚Leistungsausweis‘ nicht besonders. Claras Vater war ein Großgrundbesitzer aus Mecklenburg, der nach seiner Heirat als Bankier in Berlin tätig wurde und sich eher einen solventen Schwiegersohn, der in einem verwandten Geschäftsbereich tätig war, gewünscht hätte. Sei dem wie es sei: Clara setzte sich gegen den Willen ihrer Eltern durch, und das junge Paar heiratete im Frühjahr 1899.

Die im April 1900 in Breslau geborene Hilde war das älteste Geschwisterkind. Ihr Bruder Günther Siegmund, der später unter dem Namen Günther Anders als Philosoph und Schriftsteller bekannt wurde, wurde am 12. Juli 1902

42 Rudolf Schottlaender, der erste Mann von Hilde Stern, beschreibt diese Situation sehr plastisch: „Daß er solchen Traditionsbruch nicht vollzog, sich also nicht taufen ließ, versperrte ihm den Weg zu der längst wohlverdienten ordentlichen Professur“ (Schottlaender 1986, S. 29). Ähnlich äußert sich auch seine Tochter Eva Michaelis-Stern in ihrem Interview aus dem Jahr 1991: „Sie wollten ihn nicht, er sollte sich taufen lassen; das hat er verweigert“ (Interview 1991, 13:00).

geboren (†17. Dezember 1992); die jüngere Schwester Eva, später Eva Michaelis-Stern, die Hilde in den 1930er Jahren sehr unterstützen sollte, kam am 29. Dezember 1904 zur Welt und starb am 24. Januar 1992.

In ihrem autobiographischen Manuskript beschreibt Hilde in dem kurzen „Rückblick: Kindheit und Jugend“ (HS, 44), dass sie in einem behütenden Elternhaus aufgewachsen sei. Bei einem Versuch, sich wieder in die Vergangenheit zu versetzen, erinnerte sie sich:

„Meine Kindheit war unendlich glücklich gewesen. Wahrhaft: eine Kinderwelt. So sah ich mich, mindestens schon 10 Jahre alt, in einem Wald am Boden liegen und mit den Beinen strampeln – vor lauter Glück und zum Gaudium meiner Eltern. Oder ein anderes Bild: ein Sommertag am Ostseestrand; Wettkriechen auf allen Vieren im Sand – eine Schar Kinder, bekannte und fremde – und mein Vater mitten drin“ (ebd., 44f.).⁴³



Abb. 13a. Hilde, Eva und Günther Stern, ca. 1910. Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien, Nachlass Günther Anders, Sign.: 237/L24.

43 Auch ihr Bruder betont an verschiedenen Stellen, zum Teil sehr übersteigert, das Glücksgefühl, das er während seiner Kindheit empfand (vgl. Bahr 2010).

Aber es gab auch andere Seiten der „Erinnerungen, die etwas problematischeren Charakter tragen“ (ebd., 45).

„Zur Schule wurde ich die ersten Jahre nicht geschickt – um mir die Kinderwelt zu erhalten. Ich lernte unregelmäßig bei meiner Mutter – später bei einer Privatlehrerin. Und als ich, 10jährig, endlich zur Schule kam, hatte ich bitter zu büßen: keine Anpassungsfähigkeit, Lücken, keine schulmäßige Schönschrift, miserable Orthographie.

Ich brachte ein Diktat nachhause mit unzähligen Fehlern und einer sehr schlechten Note. Meine Mutter fand, dass meine Fehler intelligent waren: Henne hatte ich mit einem h in der Mitte geschrieben (weil es doch von Huhn kam) und dafür in dem berühmten Thron, an dem man nicht rütteln durfte (seither schreibe ich es immer richtig), das h fortgelassen. Ich wusste, dass ich einfach in Orthographie schlecht war. Sie, die Mutter, sah nur ‚Intelligenz‘. Sie ging zur Lehrerin und beschwerte sich. Ohne Erfolg natürlich“ (ebd.).



Abb. 14. Familienurlaub mit Walter Benjamins Schwester Dora, vor 1914. Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien, Nachlass Günther Anders, Sign.: 237/L24.

3. „Von der Sekurität in die Insekurität geworfen“

Hilde Stern entwickelte im Anschluss an dieses Beispiel eine grundsätzliche und weitreichende Betrachtung über die Jugend und deren Verhältnis zu den Erwachsenen sowie dem Aufwachsen in dieser Zeit, die ich aufgrund ihrer Eindringlichkeit und klugen diagnostischen Fähigkeiten (sowohl im Hinblick auf das Verhältnis der Generationen, den ‚Generationszusammenhang‘, als auch im Hinblick auf die Ausbildung eines Habitus) ausführlich zitieren will:

„Als Kinder eines Wissenschaftlers wurden wir aufgezogen in der Vorstellung, dass wir als Glieder einer geistig hochstehenden Familie selbst etwas Besonderes waren. Das wurde nicht direkt ausgesprochen – aber gehörte zur allgemeinen Atmosphäre des Persönlichkeitskultes. Dieser Persönlichkeitskult, in Blüte stehend bei den Künstlern und Wissenschaftlern jener Zeit, war der Abglanz der wilhelminischen Ära – der Konzentration des Reichtums – auf die intellektuellen Schichten des Vorkriegs-Deutschlands, die sozusagen die geistigen Güter auf sich konzentrierten. Und dieser Glanz verschwand nicht, als sich diese Schichten faktisch bereits auf dem Marsch abwärts befanden.

Den Kindern, auf deren persönliche Neigungen und Anlagen pfleglich geachtet wurde, gewährleistete dieser Kult zwar eine angenehme Jugendzeit – für den heranreifenden Menschen wurde er bereits eine Gefahr und für den jungen Erwachsenen eine Hemmung, mit den Alltagsaufgaben fertig zu werden, sich und andere – und sich im Verhältnis zu anderen richtig zu beurteilen. Egozentrik, Selbstüberschätzung, Überschätzung des schillernden Intellekts waren an der Tagesordnung in den Schichten, zu denen auch mein Elternhaus gehörte. Sie waren so sehr an der Tagesordnung, dass sie selbstverständlich geworden waren und nur von Außenstehenden bemerkt wurden.

Nur sehr tastend – im Prozess der Verselbständigung gegenüber elterlicher Führung, glaubte man zu erkennen, dass unter dem Glanz noch allerhand existierte, was nicht vollkommen, nicht so klar und entschlossen zu sein schien. Die Gloriette der Vollkommenheit habe ich den Erwachsenen gerade deswegen solange zugelegt, als diese mir nicht autoritativ, sondern mit – wie mir schien – richtigen Argumenten gegenübertraten. Ich war sehr lange überzeugt, dass der Erwachsene immer wisse, was falsch und richtig, vor allem aber: was böse und gut sei; dass er immer richtige Entscheidungen fällte. Daher zweifelte ich daran, ob und wann ich selbst je erwachsen würde, da ich mich so unendlich fern von dieser Vollkommenheit fühlte.

Umso stärker wurde ich erschüttert, als ich begann, die Unsicherheit hinter dem Glanz festzustellen. Diese tiefe Unsicherheit aber war es, die im Grunde diese Menschen bestimmte, bedrohte – und zum Schluss zerbrach. Unsicherheit gegenüber allen unvorhergesehenen Wendungen des Lebens: des privaten, des beruflichen, des politischen. Das wusste ich jetzt, da ich nicht nur ein

abgeschlossenes Kapitel meiner eigenen Entwicklung überdachte, sondern das Leben derer, von denen ich herkam.

Auf die eigene Sicherheit hatte man in den Jahren zwischen den Kriegen, von 1871 bis 1914, allgemein fest gebaut – schon damals nicht mit Recht. Die Erschütterungen des Weltkrieges? Nicht davon reden. Die Sicherheit überlebte sich selbst als Illusion. Die Illusion entartete zur Vogelstrauß-Politik; solange nur des Nachbarn Haus getroffen wurde, steckte man den Kopf in den Sand. Man wollte nicht mehr sehen. War das denn nicht einfach? Wie aber, wenn der Blitz einen selbst fällte? Panik war der legitime Erbe eines falschen Sicherheitsbewusstseins.

Das unklare Gefühl der Jugend, das im Leben der Älteren irgendetwas nicht stimmte, führte damals in vielen Intellektuellenfamilien zu einem krisenhaften Verhältnis zwischen den Generationen, wie es so ausgesprochen nur in Zeiten sprunghafter Veränderungen entsteht. Es äußerte sich als ‚Vater-Sohn-Komplex‘ oder als ‚Revolution der Jugend‘, was in Wirklichkeit eine gesellschaftliche Umschichtung war. Es äußerte sich in den Schichten, die am stärksten in den Veränderungsprozess einbezogen wurden, am deutlichsten. Der Niedergang der deutschen Mittelklasse, die von der Sicherheit in die Insekurität geworfen wurde, brachte eine Verschärfung dieses, immer vorhandenen, Generationsproblems. Die Jugend, unfähig, die echten Ursachen zu erkennen, trug die Konflikte romantisch aus. So lebte und webte auch ich im Alter zwischen 16 und 20 Jahren in den Ideen, Lebensformen, romantischen Kämpfen der Jugendbewegung. Allmählich aber klärte sich das Bewusstsein. Durch Krieg, Umschichtung in sozial ‚niedrigere‘ Berufe und Erwerbslosigkeit wurde die junge Generation sehr handgreiflich, sehr praktisch über die Unsicherheit des Lebens belehrt. Unabhängigeres Denken und Handeln, bescheidenere Ansprüche ans Leben, große Umstellungsbereitschaft waren die Folge. Besonders dies letztere: Das Sich-zurecht-Finden unter neuen, auch schlechteren Lebensbedingungen unterschied diese Generation von der vorhergehenden. [...]

Mein Heranwachsen spielte sich ab in dieser Epoche der Generationen-Scheide. Und es traf nicht ein, was die ältere Generation prophezeit hatte: Warte, bis Du älter wirst, dann wirst Du unseren Ansichten recht geben.

Sie haben nicht recht behalten – für uns gab es keine Sicherheit mehr, und wir haben uns – wenn auch auf Umwegen, wenn auch auf Irrwegen – richtiger aufs Leben vorbereitet, als unsere Eltern es konnten. Noch vor ihren Augen ging ‚ihre‘ Welt unter.

So war es einem Elternpaar, das alles Interesse und alle Liebe auf die Kinder konzentrierte, nicht vergönnt, die Kinderzimmer-Harmonie hinüberzuretten in die Periode des Heranwachsens der Kinder. Aber das war nicht alles: Die Harmonie, die meine Eltern überhaupt im Leben wirksam zu sehen glaubten, wurde ihnen brutal zerstört“ (HS, 46ff.).

In dieser kraftvollen Analyse beschreibt Hilde Stern nicht nur ihre Auseinandersetzung mit ihren Eltern, sondern sie macht zugleich darauf aufmerksam, dass dieser Konflikt zu dieser Zeit in besonderem Maße nicht nur eine immer wieder auftretende ‚Generationen-Scheide‘ repräsentierte, sondern dass er darüberhinausgehend für einen radikalen, das Alte auflösenden gesellschaftlichen Umbruch stand.

4. Schule, Ausbildung, Heirat – Scheidung

In ihrem Lebenslauf gab Hilde Stern den erteilten Privatunterricht nicht an, sondern schrieb, dass sie von 1906-1917 die Volksschule, später das Mädchenrealgymnasium in Breslau besuchte. Nach dem 1916 erfolgten Umzug nach Hamburg – ihr Vater hatte einen Ruf auf die Professur für Philosophie (und Psychologie) im Rahmen des ‚Allgemeinen Vorlesungswesens‘, einer Vorläufereinrichtung der Hamburger Universität, angenommen –, setzte sie ihren Schulbesuch dort fort. Sie verließ das Mädchenrealgymnasium 1917 mit dem Abschluss der ‚Primareife‘ (d. h. ohne die Unter- & Oberprima durchlaufen zu haben).⁴⁴

In den Jahren 1917/18 besuchte sie das ‚Landschulheim Pestalozzi-Fröbel-Haus‘ in Berlin im Rahmen einer einjährigen Ausbildung in den Bereichen Kindergartenpädagogik und Hauswirtschaft. Nach dem Abschluss kehrte sie nach Hamburg zurück und studierte von 1918 bis zu ihrem Examen 1922 an der ‚Sozialen Frauenschule und am Sozialpädagogischen Institut‘, die bis 1920 von der bekannten Pädagogin Gertrud Bäumer geleitet wurden.

Zugleich war sie von 1920 bis 1922 zunächst als Praktikantin, später als Sozialarbeiterin und Berufsberaterin am Arbeitsamt in Hamburg tätig.

In ihrem Lebenslauf gab Hilde Stern weiter an, dass sie im Sommer 1922 in Heidelberg Nationalökonomie, u. a. bei dem renommierten Professor für Sozialpolitik, Emil Lederer, studiert hat.

Der Aufenthalt in Heidelberg lässt sich aber auch anders interpretieren bzw. akzentuieren:⁴⁵ Im ersten Halbjahr 1922 hatte ihr Bruder Günther, der

44 Die Primareife konnte i. d. R. nach dem Besuch eines humanistischen Gymnasiums, eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule erreicht werden. Die Primareife bedeutete die Versetzung von der Obersekunda in die Unterprima, also die vorletzte Klasse. Das Zeugnis der Primareife, das im Durchschnitt im Alter von 17 Jahren erreicht wurde, genügte nicht, um zu einem Universitätsstudium zugelassen zu werden.

45 Diese Vermutung lässt sich auch dadurch stützen, dass im Archiv der Universität Heidelberg keine Unterlagen über ein mögliches Studium von Hilde Stern zu finden sind (Auskunft Universitätsarchiv der Universität Heidelberg [Herr Korschak] vom 5. Juni 2018).

in Freiburg studierte, seinen jüdischen Studienfreund Rudolf Schottlaender⁴⁶ als Gast mit in das Hamburger Haus seiner Eltern gebracht. Dort lernte dieser auch die beiden „hübschen“ Schwestern kennen. Schottlaender führt die sich daraus ergebende Entwicklung zugleich beiläufig wie kryptisch ein.

„[Ich] wurde freundlich aufgenommen. Mehr schien es zunächst nicht zu sein, obwohl ein paar Monate später sehr viel mehr daraus wurde. Die ältere Schwester Hilde, mit mir ungefähr gleichaltrig, hatte sich Heidelberg als vorübergehenden, gar nicht in erster Linie akademischen Aufenthalt ausersehen. Dort traf ich sie wieder und verliebte mich in sie. Dass daraus eine Ehe werden sollte, entsprach anfangs nicht den Wünschen ihrer Mutter“ (Schottlaender 1986, S. 29).

So gesehen war Hilde Sterns Anwesenheit in Heidelberg nur zum (geringeren) Teil ihrem akademischen Interesse geschuldet, wie sich auch aus ihrer weiteren Biographie entnehmen lässt.

Denn das Paar heiratete bereits am 20. September 1922 – „nach Überwindung einiger Bedenken“ (ebd., 30) seitens der Schwiegereltern, wie Rudolf Schottlaender noch einmal betont.⁴⁷ Der frühe Termin der Hochzeit resultierte auch daraus, dass die Berliner Wohnung der Familie Schottlaender nach dem Tod der Mutter bzw. Schwiegermutter leer stand, sodass das Paar unmittelbar einziehen und zugleich Teile der Wohnung vermieten konnte. Die finanzielle Situation war damit in diesen wirtschaftlich schwierigen Zeiten, vor allem der beginnenden Inflation, die 1923 ihren Höhepunkt fand, einigermaßen gesichert.

Ebenfalls in den Jahren 1922 und 1923 arbeitete Hilde Schottlaender als Sekretärin und Assistentin von Gertrud Bäumer, der ehemaligen Leiterin der Sozialen Frauenschule in Hamburg, die seit 1920 in Berlin als Ministerialrätin im Innenministerium tätig war und das Referat für Schule und Volkswohlfahrt leitete. Gleichzeitig war Bäumer Reichstagsabgeordnete für die Deutsche De-

46 Der aus einem bürgerlichen Elternhaus stammende Rudolf Schottlaender (5. August 1900–4. Januar 1988) studierte Philosophie und Altphilologie. Er war seit 1947 Professor in Dresden, von 1949 bis 1959 Studienrat in West-Berlin; danach bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1965 Professor für Klassische Philologie an der Humboldt-Universität in Ost-Berlin. Schottlaender unterlag aufgrund seiner kritischen politischen Haltung der Überwachung durch das Ministerium für Staatssicherheit.

47 Die entsprechenden Argumente der Eltern dürften für Hilde in Anbetracht der Tatsache, dass diese auch gegen den Willen ihrer Eltern bzw. Schwiegereltern geheiratet hatten, wenig überzeugend gewesen sein.

mokratische Partei (DDP) und gab weiterhin die Zeitschrift ‚Die Frau – Monatschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit‘ heraus.

Hilde Schottlaender wurde am 28. März 1924 Mutter eines Sohnes, Michael,⁴⁸ am 25. Oktober 1925 kam Tochter Hannah zur Welt. Die Ehe sollte jedoch nicht lange Bestand haben. Ebenso knapp wie auf den Beginn der Ehe geht Rudolf Schottlaender auf deren Ende ein: „Meine erste Ehe zerbrach in der Form, daß Hilde, meine Frau, mit unseren beiden Kindern Michael und Hannah mich Anfang Dezember 1926 verließ und zu ihren Eltern nach Hamburg zurückkehrte“ (ebd., 33). Dass die Auflösung der Ehe für Rudolf Schottlaender augenscheinlich mit keiner nennenswerten Krise verbunden war, geht aus der unmittelbar folgenden lapidaren Äußerung und der Nennung des Termins der erneuten, raschen Heirat hervor. „Erst danach wandte ich mich Wally Damm zu, und wir heirateten im Oktober 1927“ (ebd.).

Weshalb der ‚Bund fürs Leben‘, aus dem immerhin zwei Kinder hervorgegangen waren, schon nach weniger als fünf Jahren 1927 beendet wurde, lässt sich nicht aufklären. Hilde Schottlaenders Tochter Hannah gibt allerdings einen Hinweis: „Mein Vater wollte dann unbedingt, der war ziemlich altmodisch [...], dass sie zu Hause bleibt, ja, und das war auch mit ein Grund für ihre Scheidung“ (Interview Hannah Obermann, 16. Oktober 2003, S. 2). Raimund Bahr stellt in seiner Biographie über ihren Bruder Günther Anders noch weitere Vermutungen an: „Ausschlaggebend [...] dürfte eine dritte Schwangerschaft gewesen sein, die Hilde nicht zu Ende führen wollte. Ganz sicher aber gab es massive politische Differenzen“ (Bahr 2010, S. 54).

Hilde Schottlaender ging jedenfalls gemeinsam mit ihren Kindern zurück nach Hamburg und zog erneut in ihr Elternhaus ein. Ab 1928 oder 1929 war sie wieder beim Arbeitsamt tätig und für die ‚Anstellung von arbeitslosen Mädchen‘ zuständig. Bald darauf wurde sie zur ‚Direktorin‘ für die Berufsvermittlung für junge Frauen in Hamburg-Harburg ernannt; zu diesem Thema hielt sie auch Vorträge im Rundfunk.

48 Michael änderte in den 1940er-Jahren seinen Nachnamen in Scott; er blieb in den USA und war im Werdebereich tätig; er starb 1989.

5. Ausgrenzung

Das von den Nationalsozialisten im April 1933 erlassene ‚Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums‘, das u. a. dazu diente, jüdische Menschen mit dem Anschein der Legalität aus ihrem Beruf zu entfernen, galt auch für das Arbeitsamt Hamburg und damit für Hilde Schottlaender. Die Umsetzung der Maßnahme innerhalb ihrer Behörde bis hin zu ihrer Kündigung hält sie in ihrem Manuskript fest:

„Ich war in einem großen Amt beschäftigt. Die Angestellten – auch die Vorgesetzten – gehörten zum kleinen Mittelstand oder stammten aus der Arbeiteraristokratie. Denn dieses Amt – eine Neugründung der Nachkriegszeit, war unter der Ägide der abklingenden Revolution meist mit sozialdemokratischen oder Gewerkschafts-Funktionären besetzt worden. [...] Die obersten Spitzen der Behörden waren bereits in Händen der Nazis und derjenigen, die ihnen zufielen wie welkes Laub. Aber in den mittleren und unteren Positionen saßen noch all die anderen: unpolitische Leute, Sozialdemokraten u.s.w. Die Soldateska des Faschismus – die SA und SS Männer mussten ihre Belohnungen bekommen: es hieß also, Plätze für sie frei zu machen – es hieß: Entlassungen. Und es kam ein Geheimerlass von oben an die mittleren Instanzen, jeden einzelnen Angestellten auf seine ‚Zuverlässigkeit gegenüber der nationalen Bewegung‘ hin zu überprüfen. [...]

Der 1. April war als der Tag des Judenboykotts offiziell festgelegt worden. Keiner ahnte, was bevorstand, und Tausende von Juden verließen in den Tagen vorher das Land. Ich hatte noch meine Anstellung und war entschlossen, auch in diesen Tagen mein Amt wie immer auszuführen.

Und nun – zwei Tage vor dem 1. April – werde ich zu meinem Chef gerufen. Ich sollte um Verlegung des Urlaubs einkommen, ihn jetzt, anstatt im Sommer, wie bereits festgelegt war, nehmen. Ich weigerte mich. Ich hatte keine Angst vor dem Judenboykott. ‚Wir haben aber Angst und können keine Verantwortung für Sie übernehmen‘. Eine schöne Behörde, dachte ich, die für ihre Angestellten keine Verantwortung übernehmen kann. ‚Gut‘, lenkte ich ein, ‚dann werde ich an den 1, 2 Tagen des offiziellen Boykotts wegen des Boykotts zuhause bleiben‘. Ich wollte diese Tatsache klar festgelegt haben. Nein, das ginge nicht, so offiziell könnte die Behörde sich mit dem Boykott nicht identifizieren. Ich sollte von mir aus Gesuch einreichen, dass ich die Verlegung des Urlaubs wünsche. Das war der Gipfel der Feigheit. Ich habe es nicht getan – und erhielt dann von oben Bescheid, dass ‚aus Gründen des Geschäftsgangs mein Urlaub verlegt worden sei‘.

Während meines Urlaubs wurde mir dann die Kündigung ins Haus geschickt. Da ich lange Jahre beschäftigt gewesen war und noch nicht alle Gesetze über den Haufen geworfen waren, konnte man mich nur mit vierteljährlicher Frist

entlassen. Nach meinem Urlaub bin ich noch einmal 8 Wochen zur Arbeit gegangen. Die Herren hatten gehofft, ich würde um vorzeitige Entlassung bitten“ (HS, 25ff.; Hervorhebungen i. O.).

Hilde Schottlaenders Anstellung endete im Juli 1933.⁴⁹ Im Anschluss an die Entlassung konnte sie eine Tätigkeit an der Jüdischen Berufsberatungsstelle in Hamburg, genauer: dem ‚Berufsamt der Jüdischen Gemeinde‘, aufnehmen. Hier war sie zuständig für die Unterstützung bei Ausreisen, sie beteiligte sich an der Suche nach vermissten jüdischen Personen, und sie engagierte sich in der Arbeitsvermittlung- bzw. Arbeitsaufnahme: „Familien wurden auseinandergerissen, Väter, Söhne verhaftet. Die Ernährer der Familien wurden brotlos und hatten keinerlei Aussicht auf Erwerb – und die Jugend stand an der Schwelle eines völlig zukunftslosen Lebens“ (HS, 42).

6. Widerstand

Etwa zwei Jahre später überschlugen sich die Ereignisse in Hilde Schottlaenders Leben.⁵⁰ Sie hatte sich inzwischen einer Widerstandsgruppe um den Kommunisten und ehemaligen Bürgerschaftsabgeordneten Hans Westermann (*1890)⁵¹ angeschlossen. Ihre Schwester, Eva Michaelis-Stern, kommentierte diesen Schritt in einem Brief aus Jerusalem an Ursula Wamser und Wilfried Weinke im Jahr 1990.

„Meine Eltern haben immer von Anfang an, sehr hohe moralische Ansprüche an ihre Kinder gestellt, die Hilde in ihrem späteren Leben immer bemüht war, in die Tat umzusetzen. Ich bin überzeugt, dass ihre politische Tätigkeit und ihr

49 Auch ihr Vater wurde zu dieser Zeit entlassen: „Im April 1933 wurde er per Telefonanruf instruiert, dass er von nun an sein Institut nicht mehr betreten dürfe“ (Probst 2014, S. 108). In der Antwort auf ein Schreiben des Hamburger Bürgermeisters von Melle hielt er seine tiefe Enttäuschung fest. „Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre so freundlichen Zeilen. Sie haben gewiss Verständnis für die Bitterkeit, die mich erfüllt: Durch ein Telefongespräch von der Lehrtätigkeit ausgeschaltet zu werden, die ich 17 Jahre lang nach besten Kräften und sicher nicht zur Unehre meiner Universität ausgeübt habe – derselben Universität, zu deren Zustandekommen ich seinerzeit durch Anregung der Notkurse beitragen konnte“ (ebd., S. 109).

50 Auf diese wichtige Zeit und den daraus resultierenden Konsequenzen im Leben Hilde Schottlaenders gehen vor allem Ursula Wamser und Wilfried Weinke in ihrem Artikel aus dem Jahr 2006 ein. Ich führe hier diese Informationen mit jenen aus dem autobiographischen Manuskript von Hilde Stern zusammen.

51 Hilde Schottlaender hat laut Anklageschrift vom 19.8.35 Hans Westermann Anfang 1932 auf einem Vortragsabend der ‚Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland‘ kennengelernt“ (Anklageschrift, S. 17).

Anschluss an linksgerichtete Kreise der Ausdruck ihres Gerechtigkeits sinnes war. Sie hat immer betont, dass sie kein Mitglied der kommunistischen Partei war, da sie jede Gewaltanwendung ablehnte. Sie schloss sich deshalb einer Widerstandsgruppe an, die mit ihrer Auffassung übereinstimmte“ (Wamser/Weinke 2006, S. 279).

Es ist in diesem Zusammenhang sicher als eine kluge Vorsichtsmaßnahme zu verstehen, dass sie ihre Kinder bereits im April 1934 in das benachbarte Ausland, in eine kurz zuvor von den Quäkern gegründete Schule nach Eerde⁵² (Niederlande), schickte.

Hans Westermann, ein Kommunist, der anders als die Parteiführung für die Zusammenarbeit mit der SPD eintrat (die sogenannte Versöhnler-Fraktion) und daher aufgrund seiner Prinzipientreue mal in der KPD war, dann wieder ausgeschlossen wurde bzw. ausgetreten war, agitierte nach 1933 zusammen mit seiner Lebensgefährtin Käte⁵³ Latzke und einigen anderen Gleichgesinnten illegal insbesondere in der Gruppe der Hafen- und Werftarbeiter.⁵⁴ Westermann wurde im Juni 1933 verhaftet, in ‚Schutzhaft‘ genommen, und im Dezember 1933, ohne dass ein Verfahren eröffnet worden wäre, wieder entlassen. Von Juli bis September 1934 wohnte er bei Hilde Stern (vgl. Wamser/Weinke 2006, S. 280). Westermann, so berichten Wamser und Winke, reiste dann „Anfang November 1934 ins Ausland“ (ebd.) (d. h. in das Saargebiet⁵⁵; DG), um die Wiederaufnahme in die KPD anzubahnen; nach der erfolgreichen Verhandlung kehrte er im Januar 1935 nach Hamburg zurück. Er hielt sich, arbeits- und wohnungslos, ab diesem Zeitpunkt „tagsüber in der Wohnung von Hilde Schottlaender in der Klosterallee 31 auf“ (ebd.). Die Gestapo nahm ihn erneut, diesmal zusammen mit seiner Partnerin und weiteren Personen, zu denen auch Hilde Schottlaender gehörte, am 6. März 1935 fest und überstellte ihn in das Untersuchungsgefängnis Fuhlsbüttel, das zugleich als Konzentrationslager diente.

52 Die Schule nahm im März bzw. April 1934 den Betrieb auf und richtete sich als Zufluchtsort explizit an Kinder aus Deutschland, die dort aufgrund der ‚neuen politischen Ordnung‘ mit Schwierigkeiten zu rechnen hatten.

53 Ich verwende hier wie im Folgenden die in amtlichen Dokumenten zu findende Schreibweise Käte anstelle der in der Literatur auch verwendeten Schreibweise Käthe.

54 Hans Westermann war während des Krieges bei der Marine gewesen und 1918 in den Kieler Marinematrosen gewählt worden. Vom Kieler Matrosenaufstand am 3. und 4. November nahm die Revolution ihren Anfang.

55 Aufgrund des Versailler Vertrags wurde das Saargebiet von 1929 bis 1935 dem Völkerbund unterstellt.

Hilde Schottlaender hat die von ihrer Gruppe geleistete illegale Arbeit in ihrem Manuskript anhand eines Beispiels genau, wenn auch distanziert,⁵⁶ beschrieben.

„Allenthalben entstanden Untergrund-Nachrichtendienste: gedruckte, mimeographierte und schreibmaschinenhergestellte. Letztere waren etwas weniger gefährlich, weil die Polizei, wenn sie sie fand, nicht ohne weiteres an eine Massenverbreitung glaubte. Oft aber steckte eine ungeheure Arbeit dahinter – da die Berichte wieder und wieder abgeschrieben wurden.

In irgendeiner Wohnung saß einer, der die Manuskripte schrieb. Er hatte nur einen Verbindungsmann, der ihm das Material zutrug. Berichte über Vorgänge in Fabriken und Kontoren; aus dem Arbeitsdienstlager, der Landhilfe und den Arbeitslosenämtern. Überall dort saßen Freunde, die ihre Beobachtungen dem Verbindungsmann mündlich mitteilten. Andere wiederum verfolgten die noch zugelassenen ausländischen Zeitungen und übersetzten wichtige Nachrichten (fremdsprachige Zeitungen galten für so unzugänglich, dass sie die erste Zeit nur teilweise verboten wurden). Zusammen mit einem klugen Studium der faschistischen Presse ergab sich so ein einigermaßen klares Bild, und man konnte ans Zeitungsschreiben gehen. Selbstverständlich wurden auch auswärtige Radiosendungen abgehört – trotz der schweren Strafen, die darauf standen.

In einer anderen Wohnung wurde das abgeschlossene Manuskript vervielfältigt. Schreibmaschinenschreiben in Privathäusern, das von den Nachbarn gehört werden konnte, war keine gefahrlose Sache. Selbst das Einkaufen von Schreibmaterial wurde erschwert. Eine Verordnung war erlassen worden, nach der die Ladeninhaber verpflichtet wurden, alle Käufer größerer Mengen Papiers mit Namen und Adresse der Gestapo zu melden. Man musste also an verschiedenen Plätzen und in kleinen Mengen einkaufen.

Bevor es an die Verteilung ging, mussten die Freunde benachrichtigt werden. In einem Park traf man sich, ging als Spaziergänger aneinander vorbei und – wenn alles unbeobachtet erschien – übergab sich die Päckchen. Jeder einzelne hatte wieder Freunde, an die er in gleicher Weise weiter verteilte. Keiner wusste, woher es kam und an wen es ging. Jeder einzelne Schritt war mit Gefahr verbunden“ (HS, 34f.).

Dass diese Kenntnisse auf selbstgemachten Erfahrungen beruhen, ist offensichtlich.

56 Diese distanzierte Darstellung ist sicher darin begründet, dass sie keine Informationen zur Verfügung stellen wollte, die zu ihrer Identifizierung oder der im Manuskript genannten Personen hätten führen können.

7. Verhaftung, Konzentrationslager Fuhlsbüttel, Untersuchungshaft und Verurteilung wegen „Beihilfe zur Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens“

Hilde Schottlaender wurde in der Nacht vom 5. zum 6. März 1935, „morgens um 5 Uhr“ (ebd., S. 16), verhaftet.

„Nach stundenlanger Haussuchung ging's mit dem Flitzwagen⁵⁷ der Gestapo durch die Stadt in rasender Geschwindigkeit. Plötzlich halt (sic) vor einem Haus, das aussieht wie andere Häuser in der Stadt auch. Raus aus dem Wagen und die Treppen hinauf in Windeseile. Hinter mir treiben die SS Leute an“ (ebd., S. 13f.). „Bei einer Durchsuchung der Wohnung wurden“, so die Anklageschrift, „63 kommunistische und marxistische Bücher und Broschüren sowie 1000 Blatt Durchschlagpapier sowie weiter Tageszeitungen, in denen die Artikel über Politik und Wirtschaft rot angestrichen waren, gefunden“ (Anklageschrift, S. 18).⁵⁸

An die Verhaftung schlossen sich Stunden des Wartens, der Schikane, des erneuten Wartens sowie der Verhöre, an; letztere erfolgten sowohl ‚im Guten‘ als auch unter Drohungen. Wamser und Weinke zitieren dazu aus der ‚Tagesmeldung der Staatspolizei Hamburg‘ vom 7. März 1935 (Bundesarchiv Berlin P St 3/27), in der „die Festnahme der Sozialbeamtin Hilde Schottlaender“ dokumentiert und der Tatvorwurf festgehalten wurde: „Hat der Latzke [...] Unterkunft gewährt und von der illegalen Tätigkeit derselben Kenntnis gehabt“ (Wamser/Weinke 2006, S. 279).

Mit der Verhaftung setzte für Hilde Schottlaender eine Zeit des Leidens ein. Es folgten:

1. 90 Tage Einzelhaft im Konzentrationslager Fuhlsbüttel (vom 6. März bis zum 5. Juni 1935),
2. etwa vier Monate Untersuchungshaft sowie die Gerichtsverhandlung und schließlich

57 Gemeint ist eventuell ein (leichter) LKW der Marke Opel Blitz bzw. ein Jeep.

58 Ihre Schwester Eva schrieb 1991 (demgegenüber): „Ich werde nie vergessen, mit welchem Wagemut Mutter in der Nacht nach der Verhaftung meiner Schwester in deren Wohnung ging, um alles belastende Material zu vernichten“ (Michaelis-Stern 1991, S. 138). Vermutlich ist dies eine fehlerhafte Erinnerung, da sich die Eltern seit 1934 in den USA aufhalten.

3. eine zweijährige Haftstrafe (Strafgefängenschaft) wegen „Beihilfe zur Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens“, die sie in der Frauenhaftanstalt Lübeck-Lauerhof verbüßte.

Über den gesamten Zeitraum berichtete sie in ihrem autobiographischen Manuskript ausführlich:

90 Tage Einzelhaft im Konzentrationslager Fuhlsbüttel

In diesem bereits im März 1933 errichteten Lager wurde sie zum Opfer all der Roh- und Gemeinheiten der dort tätigen SS-Mannschaft. Bereits kurz nach ihrer Verhaftung wurde sie mit einem tragischen Ereignis konfrontiert und vor eine schwierige Entscheidung gestellt. Sie erfuhr unter der Hand von der Ermordung Hans Westermanns und fragte sich, ob sie dies seiner ebenfalls inhaftierten Partnerin Käte Latzke erzählen dürfe oder solle oder sogar müsse. Hilde Schottlaender berichtete, dass sie nach einem Verhör, bei dem sie geschlagen wurde, und der qualvollen Gegenüberstellung mit einem gefolterten Mitglied ihrer Gruppe, während der sie leugnete, diese Person zu kennen, von diesem Vorfall erfuhr. Ich wurde

„endlich hinauskommandiert. Es war Essenspause, Geklirr von Blechschüsseln, Unruhe. Die nutzte ich sofort aus. Frage einen Gefangenen ganz leise und ohne ihn anzusehen: ‚Wie geht’s bei Euch? Viel geschlagen?‘ ‚Ja‘. ‚Tote?‘ ‚Ja, letzte Woche, (Hans Westermann)⁵⁹. Aus. –

Das war der Mann meiner Freundin, die mit mir verhaftet worden war – ein guter Freund von mir“ [...]

Was dann geschah, habe ich nie mehr deutlich erinnern können. Stundenlang muss ich mit der Nase an der Wand gestanden haben – dann Rücktransport ins KZ – ich finde mich erst wieder, als ich unter Fluchen von einem SS-Mann vorwärts gestoßen wurde. ‚Kannst nicht mehr laufen, Du Schwein‘. Nein, ich konnte wohl nicht mehr. Das war beim Ausgeladenwerden im Konzentrationslager. Dann sehe ich mich in meine Zelle gebracht. Die Wachtmeisterin beobachtet mich – ich muss so ausgesehen haben, dass selbst dieses Weibsbild einen Augenblick erschrak. Sie fragt ‚Was ist mit Dir los?‘ – Ich musste Gewissheit haben und sage schroff: ‚Kommen Sie rein‘. Ich lehne die Tür an, um auf dem Flur nicht gehört zu werden. [...]

Dann stelle ich mich vor sie hin und frage. ‚Ist (Westermann) erschlagen worden?‘ ‚Ja‘, sagt sie, überwältigt von der ungewohnten Situation, schlägt die Hand vor den Mund – und geht – flüchtet hinaus.

59 Im Manuskript verändert sie neben dessen Namen auch einige andere Angaben.

[Später kommt die Wachtmeisterin noch einmal in die Zelle]. ‚Haben Sie gefragt, wie er gestorben ist? Er ist an Herzschlag gestorben – natürlich – hatte ärztlichen Beistand‘. Sie redet lange und selbst zu Tode geängstigt. Ich antwortete nicht. Ich wusste, was ich wusste. Ehe sie ging, flehte sie: ‚Verraten Sie mich nicht‘. Ich schwieg“ (HS, 8f.).⁶⁰

Vom Tod des Freundes erfahren zu haben, führte bei Hilde Schottlaender zu einer tiefgehenden Erschütterung: „Tage der Erstarrung – Nächte des Grauens folgten“ (ebd., S. 9); bis hin zur Überlegung, sich das Leben zu nehmen. Hilde Schottlaender fand erst wieder zurück ins Leben, als in die Nachbarzelle eine junge Frau eingeliefert wurde, um die sie sich kümmern musste. Der Konflikt, ob sie ihrer Freundin vom Tod ihres Partners berichten sollte, hielt jedoch an.

„Ein wochenlanger Gewissenskonflikt blieb mir nicht erspart: Soll ich es seiner Frau sagen?“⁶¹

Am Tage meines Verhörs hatte sie beim Marsch auf den Hof gemerkt, dass ich fehlte. Am nächsten Tag trug sich folgendes zu: Sie musste hinter meinem Rücken vorbei zu ihrer Zelle, als wir vom Ausmarsch zurückkamen. Sie verlangsamte den Schritt und flüstert: ‚Was Neues?‘ Ich schüttelte stumm den Kopf – das gleiche die nächsten Tage.

Was hätte ich tun sollen? Auf dem Hof ihr zuschreien: (Hans) ist tot. Ich kannte diese Frau gut. Sie wäre so zornig geworden – hätte so allen Selbstschutz fahren lassen – ich war in Angst um sie.

60 In der Anklageschrift vom 19. August 1935 heißt es auf Seite sieben wiederum, dass Hans Westermann an einer Lungenentzündung gestorben sei.

61 Gemeint ist Käte Latzke, die Partnerin Hans Westermanns. Käte Latzke wurde 1899 in Königsberg in einen Arbeiterhaushalt geboren und schloss sich in den 1920er Jahren der Kommunistischen Partei (KPD) an. Nach ihrer Verhaftung wurde sie im August 1935, anders als Hilde Schottlaender, die eine Gefängnisstrafe erhielt, zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Ebenso wie Hilde Schottlaender verbüßte sie die Strafe in Lübeck-Lauerhof. „Zwischen Zuchthäusern und Gefängnissen bestand ein Unterschied. Herrschten in Zuchthäusern harte Arbeit, strenge Isolierung und militärische Disziplin vor, so waren die Bedingungen der Gefängnisse an der Besserung des Straftäters ausgerichtet und damit für die Inhaftierten günstiger“ (Wever 2013, S. 5). Nach Ablauf der Haft wurde Käte Latzke allerdings nicht entlassen, sondern in das KZ Moringen als ‚Schutzhäftling‘ eingeliefert und dort gefoltert. Erst 1940 kam sie frei; sie zog nach Stralsund, wo sie sich abermals einer Widerstandsgruppe anschloss. Käte Latzke wurde „Ende 1943 auf Veranlassung der Hamburger Gestapo erneut verhaftet und im April 1944 in das KZ Ravensbrück verschleppt, wo (sie) am 31. März 1945 an Typhus starb“ (Biographische Angaben aus dem Handbuch der Deutschen Kommunisten; <https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/recherche/kataloge-datenbanken/biographische-datenbanken/kaethe-latzke>) [Abruf 27. April 2021].

Oder sollte ich es ihr beim Baden sagen? Wenn wir uns nackt und armselig unter den Brausen wuschen. Das war zu schauerlich. Einmal hatte ich schon auf die Seife das Wort ‚tot‘ gekratzt; ich wollte versuchen, mein Stück mit ihrem zu tauschen. Löschte die Kratzer aber wieder aus.

Hatte sie ein Anrecht auf die Wahrheit? Hatte ich die Pflicht, sie ihr zu sagen? Hatte ich überhaupt das Recht dazu?

Langsam beruhigte ich mich. Denn mir schien, als ob es mir nicht zustände, diese Frau in eine Lage zu bringen, die über menschliche Kräfte ging.

Sie hat es später – unter günstigeren Bedingungen – bei der Überführung in die Untersuchungshaft erfahren“ (HS, 11).

Vier Monate Untersuchungshaft bis zur Gerichtsverhandlung

Nach etwa drei Monaten Aufenthalt im Konzentrationslager Fuhlsbüttel wurde Hilde Schottlaender überraschend und ohne jede Erläuterung in das Untersuchungsgefängnis überführt. Obwohl es überbelegt war und zwei bis vier Frauen in einer Einzelzelle untergebracht werden mussten, waren die Haftbedingungen wesentlich humaner. Als Hilde sich nach der Überführung, wie im KZ üblich, mit dem Gesicht zur Wand aufstellt, entgegnete die ‚Wachmeisterin‘. „Hier brauchen Sie das nicht“ (HS, S. 54). Mehr noch: „Wir durften lesen, erhielten gelegentlich Arbeit, hatten Gesellschaft und konnten uns Esspakete und Rauchwaren von Angehörigen senden lassen – wir konnten sogar Briefe schreiben und empfangen“ (ebd., S. 55) – wobei sie im Hinblick auf das Briefeschreiben noch eine wichtige Bemerkung hinzufügt:

„Diese Briefe sind ein Kapitel für sich. Sie spielten eine ungeheuer große Rolle und man zerbrach sich tagelang den Kopf, ob und wie man etwas mitteilen oder fragen könnte. Wenn man schon vor der Verhaftung den Gebrauch der Sklavensprache gelernt hatte – die verbergende, andeutende Sprache der Unterjochten – so wurde sie jetzt ungeheuer verfeinert. Am wichtigsten war, dass Familie und Freunde draußen beruhigt wurden, dass sie merkten, man sei widerstandsfähig und gesund. [...] Dann die Briefe an die Kinder. Da kam es mir vor allem darauf an, dass sie von mir, ihrer Mutter, erfuhren, dass ich nichts Schlechtes getan hätte, dass ich es für ehrenvoll hielt, im Gefängnis zu sitzen, dass uns und echte Freunde keine Macht der Welt im Geiste trennen könnte – und so wurden auch diese Briefe gleichzeitig Briefe an die Freunde draußen“ (ebd., S. 55f.).

8. „Das war mein Vater“

Zu einem für beide Seiten schwierigen Treffen kam es allerdings, als ihr Vater sie besuchte.⁶²

„Meinen Vater, der jetzt vorübergehend in der Stadt weilte, hatte ich seit 3 Jahren nicht mehr gesehen. Er stand direkt vor seiner Auswanderung. Er war alt – ich ahnte nicht, was aus mir werden würde. Würde ich ihn je wiedersehen?

Nach 7 Monaten Haft bekam ich Besuchserlaubnis. Ich werde herausgerufen, über Treppen und Gänge in einen schmalen, langgestreckten Bureauroaum geführt. Der Beamte gibt Anweisungen: ‚Laut, deutlich, langsam sprechen. Handgeben ist verboten. Sie bleiben hier auf dem Stuhl sitzen‘. Dann stellt er in 15 Schritt Entfernung einen zweiten Stuhl auf. Mein Vater tritt ein, zieht den Hut – ich sehe, die Haare sind weiß geworden. Unwillkürlich stehe ich doch auf, will ihm entgegen gehen. Der Beamte tritt dazwischen, barsch: ‚Sie sollen sitzen bleiben, das wissen Sie doch‘. Verteufelt noch mal, ja, ich wusste das – aber welche Tochter bleibt sitzen, wenn ihr alter Vater ins Zimmer tritt, den sie jahrelang nicht gesehen hat? Ich setze mich also. Er setzt sich auch hin. Er sieht so hilflos aus – dieser Mann kann nicht ganz fassen, dass seine Tochter im Gefängnis sitzt. Aber er fragt freundlich: ‚Wie geht’s Dir, mein Kind?‘ (Da war ich plötzlich nochmal ein Kind). ‚Gut, und ich bin immer gesund gewesen‘. Ich wiederhole das mehrmals, da ich nichts Besseres weiß; und er soll Zeit haben, sich etwas Neues zu überlegen. Ich habe auch Angst vor einer Gesprächspause. Er versucht einen Scherz; auf meine lang gewordenen Haare deutend, fragt er: ‚Trägt man hier die Haare so, ist das hier Mode?‘ Ich erkläre, dass es keinen Haarschneider für Frauen gibt.

Der Beamte: ‚Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass bereits 3 Minuten verstrichen sind, haben Sie sich nichts Wichtigeres zu sagen?‘

Nein, offenbar nicht. Ich erkundigte mich noch schnell nach dem Ergehen von Mutter und Geschwistern. Der Beamte hält seine Uhr in der Hand und schielt dauernd drauf. Die 5 Minuten müssen gleich um sein. Ich bitte, alle Freunde und die Familie zu grüßen – wünsche Glück für Amerika --- aus. Ich finde mich wieder auf den Treppen, und dann in der Zelle. [...] Ein übles Gefühl im Magen werde ich lange nicht los. Ich wusste – mit dem Verstand – gut vorher, dass so ein Besuch gespenstisch verlaufen müsse. Aber die Wirklichkeit machte mir übel“ (HS, 62f.).

62 Das Treffen muss, soweit sich die Angaben rekonstruieren lassen, im September 1935 stattgefunden haben. William Stern kam für einige Wochen aus den USA nach Europa zurück (vgl. die Angaben im nachfolgenden Exkurs zu William Stern).

Es bietet sich an dieser Stelle an, ein Porträt ihres Vaters, das Hilde Stern an anderer Stelle ausführlich entwickelt hat, einzufügen. Es macht nicht nur den bereits oben geschilderten Unterschied zwischen den Generationen deutlich, der ja jedem Verhältnis von Eltern und Kindern innewohnt, sondern es zeigt darüber hinaus auch noch einmal das gesellschaftlich Besondere des Unterschieds in dieser spezifischen historischen Situation auf.

„Mein Vater sah im Staat unser aller Vater, der für Recht und Zusammenklang des Ganzen einstand. Er sah ihn so unter Wilhelm II wie unter der Weimarer Republik. Im Weltkrieg war er von der Gerechtigkeit der deutschen Sache überzeugt und hielt sich mit kantischer Strenge an alle Verordnungen, die uns hungern machten. Jedwede Kritik verstummte angesichts dieser höheren Instanz. Diese naive Gutgläubigkeit des Vaters gegenüber dem Staat machte mir Kopfzerbrechen. Was lag dahinter, wie war sie entstanden? Die merkwürdige Identifikation von Preußen-Deutschland mit der Idee vom vollkommenen Staat erheischte eine Erklärung. Denn dieser Mann, mein Vater, der auf verschiedenen fachwissenschaftlichen Gebieten kritisch vorwärts schritt, derselbe Mann war in eine blinde Anerkennung des Staates verfangen. [...].

Es musste wohl daran liegen, dass der wilhelminische ebenso wie der weimari-sche Staat der Schicht der Intellektuellen wenig zuleide getan hatte. Er ließ sie ziemlich frei forschen – allerdings während des Krieges schon sehr eingeschränkt – er ließ ihnen einen verhältnismäßig guten Lebensstandard. Das war allerdings schon wieder problematischer – aber die ältere Generation hatte ihn meist noch aufrechterhalten können. Allzu anspruchsvoll war diese Schicht nicht – sie hatte Gelder genug, um die Kinder lange Jahre lernen zu lassen, um Bibliotheken zu sammeln, zu reisen und in Ruhe zu arbeiten, zu forschen oder zu lehren. Das war ein Leben, maßvoll aber sorglos. Was Wunder, dass diese Schicht einen Staat für gut und gerecht hielt, der ihr dies Leben zu garantieren schien; und in dessen Dienst ein Teil ihrer Angehörigen direkt stand.

Freilich – ohne Scheuklappen ging das nicht ab. Man durfte nicht rechts und nicht links sehen – sich nicht ‚ablenken‘ lassen.

Als ich so 18, 19 Jahre alt wurde, begann ich, meinem Vater soziale Probleme vorzulegen. Meine eigenen Ansichten waren zwar noch sehr unausgegoren. Das Kriegs- und Revolutionserlebnis lag gerade hinter uns. Bei all den ungeheuerlichen und vergeblichen Opfern, bei all der herrschenden Armut und Verelendung mussten dem um sich blickenden jungen Menschen die krassen Gegensätze empören, die jetzt noch offener zutage traten als im Kriege selbst. Gute Dinge erschienen wieder in erstklassigen Hotels und Delikatessenzläden: Braten und Würste und Champagner – die breiten Massen hungerten noch bei Rüben. Der neue Reichtum kleidete sich protzig und fuhr in funkelneuen Autos daher – die blassen Kriegswaisen liefen auf Holzschuhen und ohne

Mäntel; verhärmte und überarbeitete Mütter, weit über die Jahre gealtert, bemühten sich, ihre Kinder satt zu machen; die Väter, zum Teil Kriegskrüppel, im schäbigen Soldatenrock, suchten vergeblich nach Arbeit.

Die Jugend sah darin Zeichen der Zeit – Warnungen, Gefahren. Der Vater musste es auch sehen: ‚Übergangsmomente‘, meinte er, ‚bis alles wieder normal ist‘, und ging an seine Arbeit, forschte zum Besten einer Welt, die wieder normal werden würde. Er, der selbst keine Profitsucht kannte, der selbst anständig war, niemanden etwas Böses zufügen konnte – er konnte nicht sehen, dass bei anderen Menschen weniger edle Motive vorherrschten; dass sie aus der Aufrechterhaltung nicht normaler Zustände Profit schlügen.

Es sah fast so aus, als ob es wirklich wieder normaler werde. Aber jedesmal, wenn man gerade etwas eingeschläfert war, platzte eine neue Bombe: Ruhrbesetzung – Inflation; Krise – Millionen Erwerbslose; Faschismus. Nein, es wurde nie mehr normal. Aber – wegsehen konnte man noch immer.

Welch ein Zusammenbruch, als dann der Faschismus ans Ruder kam. Jetzt hatte der Blitz im eigenen Haus eingeschlagen. Das Böse gab es nicht nur – nein, es herrschte offen, es triumphierte und verwüstete alles Gute, Anständige. Freie Forschung – zum Teufel. Gute Menschen wurden eingesperrt, misshandelt, umgebracht. Die eigene Tochter verhaftet. Bisherige Freunde waren plötzlich Feinde, die einen mieden oder sogar anzeigten.

Die Schüler – und wie hatte der Vater an seinem Lehrberuf gehangen – waren plötzlich Anhänger von obskuren Rassentheorien – sie hatten ihn nie begriffen. Einer, der treu war, nahm sich verzweifelt das Leben.⁶³

Eine Schicht, die anständig und blind durchs Leben gegangen war, das Niedrige und Gemeine nicht sah und nicht glaubte, hatte dem Ausbruch des Bösen nichts entgegenzusetzen. Der plötzlich gealterte Mann verließ das Land, in dem seine Vorfahren durch Jahrhunderte als Lehrer, Kaufleute und Gelehrte gewirkt hatten. Ein Lebenswerk zerbrach. Das war mein Vater“ (HS, 48ff.).

Um die Verbindungen und Verflechtungen zwischen den Lebensverläufen der Eltern und ihrer Tochter Hilde besser verstehen zu können, soll an dieser Stelle knapp auf die Emigrationsgeschichte der Eltern eingegangen werden; dies ist

63 Gemeint ist Otto Lipmann (*1880), der Mitherausgeber der Zeitschrift für Angewandte Psychologie. 1933 wurde seine Herausgeberschaft beendet, sein (privates) Institut von der SA verwüstet und sein Lehrauftrag nicht mehr erteilt. Er verstarb am 7. Oktober 1933. Ob er sich das Leben genommen hat oder an Herzversagen starb, konnte nicht geklärt werden (vgl. Wolfradt et al. 2017, S. 282f.). Martha Muchow (*1892), Doktorandin und spätere Mitarbeiterin von William Stern, setzte ihrem Leben am 29. September 1933 ein Ende. „Am 25.9.1935 (war) das Psychologische Institut an den nationalsozialistischen Erziehungswissenschaftler Gustav Deuchler übergeben“ worden (ebd., S. 325).

auch deshalb wichtig, da in der Literatur keine bzw. keine einheitlichen Daten vorliegen.

William Stern emigrierte 1934 gemeinsam mit seiner Frau Clara in die USA und trat im September, zu Beginn des ‚Herbstsemesters‘, seine Stelle als Gastdozent (visiting lecturer) am Psychologischen Department der Duke University in Durham, North Carolina, an. Am 4. Juni 1935 reiste er in den Semesterferien, wiederum mit seiner Frau, nach Europa und hielt sich in Deutschland, in den Niederlanden und in der Schweiz auf. In den Niederlanden stellte er sein Buch ‚Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage‘ fertig, dessen Vorwort er bereits in Durham am 20. November 1934 abgeschlossen hatte. Das Buch erschien in deutscher Sprache im Verlag Martinus Nijhoff, Den Haag, im Jahr 1935. Stern widmete es „dem Andenken meiner Freunde Otto Lipmann und Martha Muchow“ (vgl. Fn. 63). In der Schweiz machte das Paar Urlaub und traf sich auch mit der Tochter Eva, die an dem vom 20. August bis zum 6. September veranstalteten 19. Zionistenkongress in Luzern teilnahm. In Hamburg wurde William Stern schließlich am 9. September das Visum für die Wiedereinreise in die USA ausgestellt. Das Ehepaar Stern verließ Europa am 21. September 1935 via Rotterdam mit der S.S. Volendam; die Ankunft in New York erfolgte am 1. Oktober 1935. Innerhalb dieser Zeitspanne, vermutlich im September 1935, muss das zuvor geschilderte Treffen mit der Tochter Hilde, die zur Untersuchungshaft in Hamburg im Gefängnis einsaß, stattgefunden haben.

9. Der „Gerichtstag“ und die Zeit im Gefängnis: Die „Kampfmoral“

Über den Prozess, in ihren Worten: den „Gerichtstag“, berichtete Hilde Stern eher knapp. In einem Absatz ging sie auf das Verhör von Käte Latzke, der Partnerin des ermordeten Hans Westermann, ein – jetzt war in den Akten als Todesursache nicht mehr, wie von der Wärterin angegeben, ‚Herzschlag‘, sondern „an Lungenentzündung verstorben“, festgehalten (HS, 65). Käte Latzke bestritt dies vehement. „Er ist ermordet worden“, schreit die Frau in den Saal. ‚Ich behaupte es auch hier und heute‘. Atemlose Stille (ebd.). Frau Latzke war es damit gelungen, etwas anzusprechen, das den Vorsitzenden Richter, „ein Mann vom alten reaktionären Schlag“, der dennoch „die Verhandlung im Rahmen der Gesetze zu führen“ suchte (ebd., S. 64), und den jungen Staatsanwalt, mit „der Haltung eines scharfen SS-Mannes, [...] in scharfen Gegensatz“

(ebd.) brachte. – Hilde Latzke, darauf habe ich oben schon hingewiesen, wurde, anders als Hilde Schottlaender nicht zu einer Gefängnisstrafe, sondern zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt – und im Anschluss an diese Strafe kam sie nicht frei, sondern wurde in das KZ Moringen als ‚Schutzhäftling‘ überstellt.⁶⁴

Die Anklage, das Urteil und die sich anschließende zweijährige Haftstrafe (Strafgefängenschaft)

Am 19. August 1935 lag die Anklageschrift „in der Sache Wendt und Genossen“ (Anklageschrift, S. 1), darunter als einzige Jüdin Hilde Schottlaender, vor. Der generelle Vorwurf lautete, „in den Jahren 1933–1935 fortgesetzt und teilweise gemeinschaftlich handelnd, das hochverräterische Unternehmen, mit Gewalt die Verfassung des Reichs zu ändern, vorbereitet zu haben“ (ebd., S. 5). Konkret wurde Hilde Schottlaender vorgeworfen, dass

„sie kommunistisch eingestellt ist, und dass sie den Westermann in seiner illegalen Arbeit unterstützen wollte. Sie ermöglichte ihm überhaupt erst dadurch, dass sie ihn in ihre Wohnung aufnahm, und ihm ihre Wohnung zur Verfügung stellte, die Wiederaufbauarbeit der illegalen Westermann-Gruppe. Ihre Tätigkeit ist deshalb nicht etwa als Beihilfe anzusehen, sondern als Vorbereitungs-handlung zum Hochverrat, im Sinne des § 83 Abs. II“⁶⁵ (Anklageschrift, S. 18).

Am 8. Oktober 1935 begann der Prozess gegen die elf Angeklagten.⁶⁶ Das Hanseatische Oberlandesgericht unter Leitung des Vorsitzenden Richters Carlsson begründete den Gegenstand der Verhandlung wie folgt:

64 Dabei dürfte auch ihr konsequentes und unnachgiebiges Auftreten eine Rolle gespielt haben. „Bei der Latzke handelt es sich um eine auch heute noch völlig überzeugte und sehr gefährliche Kommunistin. Bei ihrer Vernehmung am 26.6.1935 gab sie an: ‚Ich bin heute noch Kommunistin und werde auch stets Kommunistin bleiben‘. Die Latzke ist weiter sehr störrisch und verstockt“ (Anklageschrift, S. 15).

65 Im ‚Gesetz zur Änderung des Strafrechts und des Strafverfahrens‘ vom 24. April 1934 heißt es hierzu im ersten Abschnitt ‚Hochverrat‘ in § 83.

„[1] Wer öffentlich zu einem hochverräterischen Unternehmen auffordert oder anreizt, wird mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft.

[2] Ebenso wird bestraft, wer ein hochverräterisches Unternehmen in anderer Weise vorbereitet.

[3] Auf Todesstrafe oder auf lebenslanges Zuchthaus oder auf Zuchthaus nicht unter zwei Jahren ist zu erkennen, wenn die Tat darauf gerichtet war, zur Vorbereitung des Hochverrats einen organisatorischen Zusammenhalt herzustellen oder aufrechtzuerhalten“.

66 Von einem der Angeklagten, Dr. Franz Zorell, sind die ‚Wiedergutmachungsunterlagen‘ vorhanden. Daraus geht hervor, wie sehr der an Lungentuberkulose Erkrankte nach 1945 um seine berufliche Rehabilitation (Wiedergutmachung im öffentlichen Dienst) kämpfen

„Die Angeklagten sollen sich der Anklage zufolge durch Einsatz für kommunistische Ziele der Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens schuldig gemacht haben. [...] (Die) Betätigung und Haltung der Angeklagten (ist) nicht zu verstehen ohne das Wirken und die Persönlichkeit eines am 16. März 1935 im Konzentrationslager verstorbenen Schneidergesellen Hans Westermann. Als Mitglied der KPD, bis 1928 auch Mitglied der kommunistischen Fraktion der hamburgischen Bürgerschaft, hatte Westermann Missstände und Taktik der Partei angegriffen und eine Anzahl gleichgesinnter Genossen um sich geschart“ (Urteil 178/1935, S. 3).

Im Hinblick auf Hilde Schottlaender stellte das Gericht nach der Auflistung ihrer biographischen Entwicklung zunächst fest, dass sie Hans Westermann und Käte Latzke die von ihr „gehaltenen ausländischen Zeitungen für die (in ihrer Wohnung abgehaltenen; DG) Sitzungen“ (ebd., S. 8) zur Verfügung gestellt habe, die diese dort auswerten konnten. Das Gericht fuhr dann fort:

„Die Angeklagte war niemals Mitglied einer politischen Partei. Ihre Interessen lagen in der Richtung sozialer Betreuung. Anfang 1932 lernte sie auf einem von der Gesellschaft der Freunde des neuen Russlands veranstalteten Vortragsabend Hans Westermann kennen. Beide freundeten sich an, und es kam auch zu intimen Beziehungen“ (ebd., S. 10).

musste. Franz Zorell hatte seinen ersten Antrag beim Bayerischen Landesentschädigungsamt bereits am 30. März 1950 gestellt. Am 4. Juli 1952 musste er wiederum einen Wiedergutmachungsantrag einreichen, woraufhin zahlreiche Rückfragen erfolgten und weitere Auskünfte eingeholt wurden. Zum Beispiel wurde erörtert, ob er nachträglich auf eine Stelle und die damit verbundene Besoldung befördert werden könne, die aufgrund der Verurteilung für ihn nicht erreichbar gewesen war. Schließlich wurde der Antrag (teilweise) abgelehnt. In diesem Zusammenhang wies Dr. Zorell am 19. Juni 1953 auf die paradoxen Umstände, unter denen sein Antrag bearbeitet wurde, hin: „Über die Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit der Nachernennung befindet der von Ihnen angeführte ehemalige Kreisleiter der NSDAP, Verw. Oberinspektor Vogel“ (Dr. Zorell, Unterlagen, S. 11). Am 15. Juni 1954 musste Dr. Zorell den Vorgang, einschließlich des Gerichtsprozesses, noch einmal ausführlich erläutern und auch einen Zeugen benennen. Er entschied sich für den damaligen Mitangeklagten Hermann Wendt, der jetzt in Hamburg-Fuhlsbüttel lebte. Dr. Zorell beschloss seine Ausführungen: „Vielleicht mag die Oberfinanzdirektion Verständnis dafür aufbringen, dass es ein bitteres Gefühl ist, nach bald 20 Jahren solche Ausführungen noch machen zu müssen, zu einer Zeit, wo sämtliche ehemalige Kollegen, goldene und andere Pgs, Amtswalter und Kreisleiter, Denunzianten, in ihren Ämtern sitzen bzw. Pensionen beziehen“ (Dr. Zorell, Unterlagen, S. 25). Ein positiver Bescheid erfolgte erst am 7. Juni 1955 (Dr. Bruno Schelhaas, Archiv für Geographie. Quellenbeleg: Leibniz-Institut für Länderkunde, Archiv für Geographie, Nachlass Franz Zorell, 918/21-48).

Diese Beziehung endete jedoch, als Hilde Schottlaender das vertraute Verhältnis von Käte Latzke und Hans Westermann erkannte „und aus ehrlicher Freundschaft zu Käte Latzke fortan nur noch kameradschaftliche Beziehungen zu Westermann unterhalten“ (ebd.) hat.

Hilde Schottlaender will sich, auch nachdem Westermann in ihre Wohnung eingezogen war,

„überhaupt über Westermanns Treiben, keine Gedanken gemacht, nach seiner nahezu zweimonatigen Abwesenheit nicht einmal gefragt haben, wo er gewesen sei, was er erlebt und erreicht habe. Die Angeklagte sei nicht neugierig veranlagt, Westermann andererseits ein verschlossener Charakter gewesen. Sie habe auch gar nicht die Vermutung oder das Empfinden gehabt, dass Käte Latzke und Westermann sich während ihrer beruflichen Abwesenheit in der Wohnung illegal betätigen könnten und dass der Umgang mit Westermann [...] für die Angeklagte riskant sein könnte. [...] Sie habe sich von dem Wunsch leiten lassen, mit Käte Latzke und Westermann, die sie als anständige und hochgebildete Leute kennengelernt hatte, Freundschaft zu pflegen; was sie beiden an materieller und ideeller Hilfe habe zukommen lassen, sei nur aus diesem Motiv hervorgegangen. Eine feindselige Einstellung zum deutschen Volk und Staat sei ihr nach Veranlagung und Erziehung von jeher fremd gewesen“ (ebd., S. 11).

Bei der Durchsuchung ihrer Wohnung in der Klosterallee 31

„wurden außer einer vielseitigen, insbesondere sozialpolitischen Bücherei 1 Stapel von etwa 1000 Bögen Schreibmaschinenpapier gefunden. Dazu hat die Angeklagte angegeben, das Papier sei noch aus der Zeit ihres Schreibmaschinenbesitzes liegen geblieben“ (ebd., S. 11f.).⁶⁷

In seiner Begründung zur Verurteilung von Hilde Schottlaender führt das Gericht aufgrund dieser Feststellungen aus:

„Bei Frau Schottlaender [...] ist zwar kommunistische Gesinnung und revolutionärer Wille sowie tätige Bejahung kommunistischer Ziele durchaus nicht ausgeschlossen. (Sie) könnte aus jüdischer Gegnerschaft gegen die nationalsozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung davon erfasst worden [...]

⁶⁷ Die Schreibmaschine war bereits im Juni 1933 bei einer vorhergehenden Verhaftung Hans Westermanns in der Wohnung von Hilde Stern beschlagnahmt worden. Im Urteil heißt es an anderer Stelle. „Die Angeklagte gibt an, dass die Maschine ihr Eigentum gewesen sei und von ihr zu schriftlichen Arbeiten für ihren Vater verwendet, aber nie für illegale Schreibebeiten bereitgestellt worden sei“ (Urteil 178/1935, S. 10).

sein. Indessen lassen sich sichere Feststellungen nicht treffen. Als (sie) Westermann ihre weitgehende und wirksame Unterstützung zuteil werden ließ, wusste sie aber nicht nur genau über seine kommunistische Vergangenheit und Gesinnung Bescheid, sondern war sich nach Überzeugung des Gerichts auch darüber klar, dass Westermann immer nur gegen den Staat arbeitete und auch in Zukunft kommunistisch agitieren würde. Es erscheint ausgeschlossen und kann der Angeklagten Frau Schottlaender nicht abgenommen werden, dass Westermann, so verschlossen und wortkarg er auch gewesen sein mag, sich während seiner engen, freundschaftlichen, teils intimen Beziehungen zu ihr niemals über seine politische Betätigung, Ziele und Pläne geäußert [...] haben sollte“ (ebd., S. 27). [...] Allerdings: Frau Schottlaender „handelte doch ebenso wie Käte Latzke aus Freundschaft und sexueller Ergebenheit, überdies ist sie nicht als unverbesserliche Staatsfeindin anzusehen“ (ebd., S. 31).

Ihre Schwester Eva Michaelis-Stern kommentiert das Urteil in einem Brief vom 12. Mai 1990 wie folgt:

„Sie hat bei dem Prozess sehr geschickt die Naive gespielt und so getan, als ob der Mann, der bei ihr gefunden wurde, ihr Liebhaber war, und sie sich für seine politische Tätigkeit nicht interessiert hätte. [...] Es ist ihr jedenfalls gelungen, auf die Richter den Eindruck zu machen, dass sie tatsächlich nicht politisch aktiv wie die Anderen war“ (Brief Eva Michaelis-Stern, in Wamser/Weinke 2006, 281).⁶⁸

Ähnlich hat dies ihre Tochter Hannah im Interview vom 16. Oktober 2003 erläutert. „Sie konnte denen weismachen, dass sie nur mitgemacht hat, weil sie in den Leiter der illegalen Gruppe verliebt war, und da haben sie sozusagen ihr nur zwei Jahre gegeben“ (Interview Obermann, S. 10; Hervorhebung i. O.).⁶⁹

Hilde Schottlaender wurde zur Verbüßung ihrer zweijährigen Gefängnisstrafe in die Frauenhaftanstalt in Lübeck-Lauerhof überführt, wo sie die Leiterin unmittelbar nach der Einlieferung aufgrund der erfolgten Urteilsbegründung direkt befragte: „Kommunistin‘? ‚Nein‘. ‚Das kann jeder sagen, sonst wären sie doch nicht hier. Abtreten‘“ (HS, 66). Als sie schließlich die von

68 Von den elf Angeklagten wurden zwei freigesprochen; fünf, darunter Käte Latzke, zu Zuchthausstrafen zwischen zwei und vier Jahren verurteilt, die übrigen, darunter Hilde Stern, wurden zu Gefängnisstrafen zwischen einem Jahr und drei Monaten und zwei Jahren verurteilt.

69 Das Handbuch der Deutschen Kommunisten führt auch auf, dass sie „unter dem Decknamen Edith Stahl Widerstand gegen das NS-Regime“ geleistet hat (<https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/recherche/kataloge-datenbanken/biographische-datenbanken/hans-marchwitza>) [Abruf 28. April 2021].

der Anstaltsleiterin nahegelegte Zusammenarbeit („Spitzeleien“) gegen ihre Mithäftlinge verweigerte, wurde ihr an Stelle der zunächst versprochenen ‚angenehmen Beschäftigung‘ eine „sehr viel schlechtere“ zugeteilt: „Bindfäden sortieren und zupfen“ (HS, 67).

Diese Arbeit hatte allerdings den Vorteil, dass die Frauen durch die damit entstehende Nähe zu einer funktionierenden Gruppe zusammenwachsen konnten; und zwar nicht nur als Arbeitseinheit, sondern auch auf einer persönlichen wie politischen Ebene. So diskutierten sie über den Pflichtbegriff, erzählten sich erlebte oder erfundene Geschichten oder wandelten das Märchen vom ‚Kaiser und seinen neuen Kleidern‘ in eine politische Satire um, in der „Göring und seine Uniformschneider [...] die Rolle des Kaisers und seiner Weber“ (HS, 70) spielten.

Wenn sich eine der Frauen nicht in diesen kollektiven Prozess einfügen wollte oder konnte, reagierte die Gruppe allerdings mit großer Härte. Hilde Schottlaender schildert dies am Beispiel der mangelnden Solidarität einer der Beteiligten:

„In der Haut dieser Frau hätte ich nicht stecken mögen. Denn jetzt begann für sie etwas Schlimmeres als Haft. Jetzt taten wir sie in Bann und Acht. Kein Mensch sprach zu ihr. Beim Essen rückte man von ihr weg; bei der Arbeit war sie uns nicht mehr als ein leerer Stuhl, der zwischen uns stand. Das ging nicht Tage, auch nicht Wochen – das ging 9 Monate, bis diese Frau entlassen wurde. [...]

Wenn man fragt, ob das nicht zu hart war, so bin ich auch jetzt noch der Ansicht: es war gerecht. Wenn wir in der Not, im Gefängnis, nicht solidarisch waren, waren wir völlig verloren. Wenn man nicht eine eiserne Moral in dieser Richtung anerkannte – so kam man sofort ins Rutschen. [...] Vertrauen war alles – und wo wir es nicht haben konnten, hörte unsere menschliche Beziehung vollständig auf“ (ebd., S. 74).

In einer ausführlichen Auseinandersetzung mit den Vorstellungen über eine einsame oder harte bzw. ‚neue Moral‘ bei Hilde Schottlaender hebt Wiebke Lohfeld die „bedingungslose Formulierung der ‚Kampfmoral‘“ (Lohfeld 1998, S. 131) als einen Weg, die Opferposition zu überwinden, hervor.

Eine große Rolle im Zusammenleben der gefangenen Frauen spielten auch die immer wieder aufkommenden Gerüchte, realitätsnahe ebenso wie abstruse. Häufig ging es dabei um eine „bevorstehende Amnestie“ (HS, 76). Hier zeigte sich Hilde Schottlaender als eindeutig, ja: schroff, in ihrer ablehnenden Haltung.

„Auf die Amnestie hoffen, bedeutete auf den deus ex machina hoffen; bedeutete eine Vernebelung der wirklichen Ursachen, die uns zu Feinden des Hitler Regimes werden ließen, und die eine Begnadigung ja ausschlossen. Hatten wir denn aufgehört, seine Feinde zu sein? Es bedeutete also: das Aufgeben der Kampfhaltung; denn, wenn man vom Gegner ‚Begnadigung‘ erhoffte, musste man annehmen, dass dieser Gegner sich mit uns – und wir mit ihm! – verständigen und aussöhnen konnte. Die Widerstandskraft musste gebrochen werden, wenn man sich immer und immer wieder Illusionen hingab, die zu Enttäuschungen führen mussten“ (ebd., S. 76f.).

Diese Einstellung führte dann bei Hilde Schottlaender auch zur Postulierung einer sehr spezifischen Ausprägung des menschlichen Miteinanderumgehens, sprich: der Moral, die sie zusammen mit den anderen Frauen erarbeitet hatte:

„Es gibt nur eine Moral, die Kampfmoral: für unsere Freunde und gegen unsere Feinde. Und wer nicht gar zu verschroben ist, dem diktiert diese Moral, wo und wann zu lügen – und wo und wann echt zu sein.

Wir waren hier auf sehr einfache Weise zu einem dialektischen Moralbegriff gekommen. Und er ist der einzige, der in Zeiten des zugespitzten Kampfes hält. Die Starrheit des [...] Moral-Ideals breiter Kreise hatte unmittelbar zum Zusammenbruch ihrer Moral bei Machtantritt des Faschismus geführt – musste dazu führen. Die einen – die besseren – verzweifelten daran, dass es Moral überhaupt noch gab und wurden so zu sinnlos tragischen Opfern des Faschismus. Sie sahen alle Normen im Chaos verschwinden. Die noch Haltloseren bliesen ins Horn des Faschismus selbst und verkündeten: Recht ist, was den Nazis gefällt. Für sie verschwand jede Unterscheidung zwischen Gut und Böse überhaupt, das Versinken ins Amoralische war absolut.

Aber hier, im Gefängnis, in täglicher Tuchfühlung mit dem Feind, wurde die neue Moral klar und bewusst erkannt, ausgesprochen und durchgeführt. Die Moral, die die Zukunft garantiert“ (ebd., S. 86).

An dieser Stelle wird deutlich, wie bestimmt, wie radikal sich Hilde Schottlaender in ihrer Opposition gegen den Nationalsozialismus verstand, und wie unversöhnlich, praktisch wie theoretisch, sie sich in ihrem Widerstand und Kampf positionierte.

Rudolf Schottlaender, ihr Ehemann in den Jahren von 1922 bis 1927, hat die ‚politischen Gründe für die Entfremdung‘ zwischen dem Paar in diesem Sinne kommentiert:

„Spätestens das Exil in New York hatte in der Bürgerstochter mit gemäßigt emanzipatorischen Linkstendenzen die radikale Wendung zu einem fanati-

schen Kommunismus bewirkt, die wohl schon vor der Auswanderung nach Amerika eingetreten war und dort endgültig wurde“ (Schottlaender 1986, S. 96).

Raimund Bahr spricht sich allerdings in seiner Biographie über ihren Bruder Günther Anders gegen eine solche Einschätzung aus:

„Was für Rudolf Schottlaender Ausdruck von Fanatismus war, könnte ja durchaus eine legitime Reaktion auf die Verhältnisse in Deutschland gewesen sein. Der aufkommende Nationalsozialismus trieb sie nicht in die innere Emigration, sondern zum Widerstand, zur Rebellion gegen das faschistische System. Viele Möglichkeiten, sich einer Bewegung gegen den Nationalsozialismus anzuschließen, gab es nicht. Es war also nicht besonderer Fanatismus, der Hilde zur Kommunistin werden ließ, sondern eine logische Konsequenz der politischen Verhältnisse“ (Bahr 2010, S. 55).

Hilde Schottlaender gab an, dass sie sich vor ihrer Entlassung durchaus mit dem, was war, und mit dem, was kommen würde, auseinandergesetzt hatte. Die Entlassung würde einerseits „eine Trennung von guter Vergangenheit, von einem Leben, reich an Erfahrungen“ (HS, S. 99), bedeuten; andererseits konnte niemand sicher sein, in Zukunft nicht wieder eingeliefert zu werden. „Drei Wochen noch, denke ich – da werde ich plötzlich herauskommandiert“ (ebd., S. 100). Es folgen Verhöre durch die reguläre Justiz (d. h. die Strafbehörde), aber auch durch die Gestapo. Im unmittelbaren Anschluss an diese Vernehmungen wurde ihr mitgeteilt, dass sie nicht entlassen wird. Dann hieß es wieder warten. Schließlich wurde sie in ein anderes

„Bureau geführt. Da sitzt meine Tante.⁷⁰ Ich darf ihr nicht die Hand geben. [...] Und ich sehe durch die halboffene Tür meinen Anwalt stehen und mit dem Präsidenten der Gestapo verhandeln. Ob da noch etwas für mich versucht wird? Scheint mir so aussichtslos.

Plötzlich kommen die beiden herein – der Präsident erklärt mir: ich könnte gehen – der Anwalt haften persönlich dafür, dass ich sofort Deutschland verlasse und nie wieder zurückkehrte. Nie mehr“ (ebd., S. 101).

70 Tatsächlich wurde sie von ihrem Anwalt, Dr. Ernst Kaufmann (*1880), der 1944 im KZ Auschwitz ermordet wurde, sowie ihrer Schwester Eva abgeholt. Ihre Schwester hatte sie auch während der Zeit im Gefängnis, so, wie sie es ihren emigrierten Eltern versprochen hatte, alle sechs Wochen besucht. Die Besuchsdauer lag jeweils bei 15 Minuten!

„Dann folgten noch zwei unruhige Tage – stundenlanges Warten auf dem Passamt – Ausgefragt werden auf den verschiedensten Behörden – Rückfragen bei der Gestapo – endlich hatte ich meinen Pass in der Hand.

Den nächsten Zug über die Grenze nahm ich. Fuhr die Nacht durch und atmete erst auf, als die Grenze hinter mir lag. Ade Vaterland – trotz allem“ (ebd., S. 104).

Mit diesen Zeilen endet der autobiographische Beitrag zum Preisausschreiben der Harvard Universität.

10. Das Exil: USA (1937–1946): „Es waren wirklich schwere Jahre“

Der Zug brachte Hilde, begleitet von ihrer Schwester, über die Grenze in die Niederlande, brachte sie zu ihren Kindern. Da das Ende der Strafzeit unter Einbeziehung der Einzel- wie der Untersuchungshaft bestimmt wurde, hätte sie erst am 8. März 1937 das Gefängnis verlassen können. Stellt man in Rechnung, dass Hilde Schottlaender drei Wochen vor diesem Termin entlassen wurde, fand diese Fahrt im Februar 1937 statt.⁷¹

Aus der Zeit in den Niederlanden liegen nur wenige Unterlagen vor. In einem Interview wies ihre Tochter Hannah darauf hin, dass ihre Mutter in Holland „einige Wochen in einer Familie“ gelebt habe, „um sich ein bisschen zu erholen, erholen vom Gefängnis, nicht, und dann fing sie eben an, das so ein bisschen zu organisieren, nach Amerika“ (Interview Obermann am 16. Oktober 2003, S. 9). Aus einem an Hilde Stern-Schottlaender, wohnhaft in Amsterdam, gerichteten Schreiben vom 28. Mai 1937 geht hervor, dass sie von Alvin Johnson, dem Leiter der ‚New School for Social Research‘ in New York, als Forschungsassistentin für Sozialarbeit (social work) für das Jahr 1937/38 eingeladen wurde. An dieser Stelle muss erklärend hinzugefügt werden, dass Johnson zahlreichen verfolgten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen die Einreise in die USA ermöglicht hat, sodass auch in diesem Fall vermutet werden kann, dass die Einladung in erster Linie dazu diente, dass Hilde Schottlaender in die USA einreisen durfte. Entsprechend lässt sich auch ihre Antwort vom 16. Juli verstehen, in der sie sich zunächst für die verspätete Beantwortung entschuldigte, um dann hinzuzufügen, dass sie sich für Johnsons Entgegenkommen, sie

⁷¹ Das Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg teilte in einem Schreiben vom 29. Oktober 2002 mit, dass die Emigration in die Niederlande am 10. April 1937 erfolgt sei; so lange sei sie auch noch Mitglied der Deutsch-Israelitischen Gemeinde gewesen. Es ist zu vermuten, dass diese Angaben aus den Unterlagen der Jüdischen Gemeinde übernommen wurden, die unter den gegebenen Umständen nicht mehr exakt sein konnten.

bei der Überwindung der besonderen Schwierigkeiten bei der Erteilung eines Visums zu unterstützen, bedankt. Allerdings brauche sie nicht mehr auf sein Angebot zurückzugreifen, da ihr kurz zuvor ein Visum vom amerikanischen Konsulat in Rotterdam ausgestellt worden sei.⁷² Hilde Schottlaender verließ Europa mit ihren Kindern Michael (in der Schiffsliste: Richard), 13 Jahre alt, und Hannah, 11 Jahre alt, mit dem Dampfschiff *Scythia* von Liverpool aus am 31. Juli 1937; das Schiff traf am 10. August 1937 in New York ein.

Hilde Schottlaender blieb in der Stadt. Zu Beginn ihres Aufenthalts war sie, die ohne Geld und Wertgegenstände in die USA eingereist war, vollständig auf die Unterstützung durch ihre Eltern und politische Hilfsorganisationen angewiesen. Letztere halfen ihr auch, die Kinder in einem Landschulheim in der Nähe von New York unterzubringen.⁷³

Bald nach ihrer Ankunft begann Hilde Schottlaender eine Tätigkeit als Sozialarbeiterin für mehrere Hilfsorganisationen, die jüdische Auswanderer unterstützten (von 1939 bis 1942), sowie ihr Engagement als Mitarbeiterin und Redaktionssekretärin für die wöchentlich, überwiegend in deutscher Sprache erscheinende Zeitung ‚Deutsches Volksecho: das Blatt für die deutsch-amerikanische Familie‘ (German people’s echo), die trotz ihres beschaulichen Namens aus einer ‚linken‘ Perspektive (sie stand der Kommunistischen Partei der USA nahe) intensiv gegen den Nationalsozialismus kämpfte. Redakteur war der aus Deutschland emigrierte Schriftsteller Stefan Heym; die Zeitung musste allerdings im September 1939, nach nur wenig mehr als zwei Jahren, ihr Erscheinen aufgrund von Zahlungsschwierigkeiten einstellen.

In diese Zeit fiel auch der überraschende Tod ihres Vaters am 27. März 1938 in Durham, North Carolina. Hans Marchwitza, der spätere Lebensgefährte und Ehemann Hilde Schottlaenders, erfasste dessen trauriges Schicksal sehr gut, als er schrieb:

72 Vermutlich hatten ihre Eltern ihr das nötige Affidavit, d. h. eine eidesstattliche Erklärung mit der Zusicherung der finanziellen Unterstützung, zugeschickt.

73 Hannah Obermann äußerte sich im Interview über diese Einrichtung, wie auch schon über die Quäker-Schule in den Niederlanden, überwiegend positiv. „Und (das) hat mir auch wieder sehr gut gefallen. Nette [...] Erzieher und [...] lauter interessante Tätigkeiten, Pferde reiten und [...] Tomaten pflücken und Tankstelle bedienen lernen und [...] natürlich normaler Unterricht“ (Interview, S. 10). In ihrem Fazit am Ende des Interviews ging Hannah Obermann aber auch auf die negativen Aspekte der Trennung ein. „Dennoch, es kann natürlich sein, dadurch, dass ich in diesem Heim und in Amerika wieder in einem Heim war, insgesamt war ich von 34 bis 37 in dem Heim in Holland und von 37 bis 39 (im Landschulheim in den USA; DG), also insgesamt fünf Jahre, doch sehr wichtige Jahre in Heimen, es kann sein, dass das meine Beziehung zu meiner Mutter so ein bisschen gelockert hat“ (Interview, S. 58).

„Er war einem Herzschlag erlegen, die Folge seines Leides um die verlorene Heimat und jener hassvollen Behandlung, die zu vergessen er nie vermocht hatte“. [...] (Er hatte) „den Tod schon im Herzen mitgenommen, der ihn hier in dem fremden Lande ereilen sollte“ (Marchwitza 1961, S. 98).

Clara Stern siedelte nach dem Tod ihres Mannes nach New York in ein Altersheim über; in die Stadt, in der nicht nur ihre Schwester, ihr Sohn Günther Anders, sondern auch ihre Tochter Hilde mit den beiden Enkelkindern wohnte. Sie erwarb die amerikanische Staatsbürgerschaft und arbeitete während des Krieges als „Briefzensorin für deutschsprachige Briefe“ (Deutsch 1994, S. 180).

Hilde Schottlaender weitete indessen ihre publizistische Tätigkeit aus und veröffentlichte nun auch im ‚Aufbau‘, der bekannten deutsch-jüdischen Zeitschrift, zahlreiche Artikel; hier verfasste sie unter dem Namen Hilde Scott vor allem Beiträge in der Rubrik ‚Probleme des Alltags‘.

Ab 1941, 1942 engagierte sie sich zunehmend für die ebenfalls in New York erscheinende, neu gegründete Zeitschrift ‚The German American‘, die in unregelmäßiger Reihenfolge erschien und zunächst von der ‚German American Emergency Conference‘ (GAEC)⁷⁴ unterstützt wurde. Hannah Obermann konnte sich daran noch gut erinnern; zumal sie selbst kleinere Arbeiten übernommen hatte.⁷⁵ Der ‚German American‘ war

„eine Zeitung, die von den deutschen antifaschistischen Emigranten in New York rausgegeben wurde. Die Redakteure (haben) dann beschlossen, was in die nächste Ausgabe soll. Die haben [...] in unserer Wohnung getagt, einmal im Monat, oder zweimal im Monat; in dem großen Zimmer bei meiner Mutter. Und sie wollten diese Redaktionskonferenzen bisschen geheim halten, da der Gerhart Eisler,⁷⁶ der war ja bekannt als Kommunist, mitarbeitete. Meine Mut-

74 Obwohl diese Gruppierung u. a. von Lion Feuchtwanger und Oskar Maria Graf gegründet wurde, blieb sie eher unbedeutend. Die Aktivitäten von Feuchtwanger und Graf wurden sowohl vom FBI als auch von unterschiedlichen Geheimdiensten und Behörden zum Teil sehr ausführlich beobachtet; allein bei Feuchtwanger umfassen die Unterlagen des FBI und der Einwanderungsbehörde mehr als 1.000 Seiten (vgl. Stephan 1998).

75 Hier hatte Hannah Schottlaender auch ihren späteren Mann, Karl Obermann (1905–1987), kennengelernt. Dieser konnte erst im Anschluss an die Jahre der Emigration, die ihn über Belgien nach Frankreich und in die USA geführt hatten, in Ost-Berlin studieren. 1950 wurde er mit einer historischen Arbeit promoviert. Nach seiner Habilitation (1952) erhielt er einen Ruf an die Humboldt-Universität in Berlin, wo er bis 1970 das Fach Geschichte vertrat.

76 Gerhart Eisler (1897–1968), der Bruder des Komponisten Hanns Eisler (1898–1962), war Mitglied der KPD und Funktionär der Kommunistischen Internationale und in dieser

ter [...], die hat viel am German American mitgemacht, die hat auf der Frauen-
seite viel geschrieben“ (Interview Obermann, S. 14ff.).⁷⁷

Hans Marchwitz⁷⁸ geht in seiner Veröffentlichung ‚In Amerika‘⁷⁹ ausführlich auf die (gemeinsam) in den USA verbrachte Zeit ein. Marchwitz, der als ehemaliger Spanien-Kämpfer aus Frankreich kommend im Juni 1941 als Emigrant in den USA eintraf, bekam zunächst eine finanzielle Unterstützung durch ein christliches Komitee und musste sich daran anschließend mit Hilfsarbeiten als Maler, Fabrik- und Abbrucharbeiter über Wasser halten. Da er kein Englisch sprach und auch New York als Stadt beängstigend fand, so verweist er wiederholt auf „die schrecklichen Betontürme“ (Marchwitz 1961, S. 35), half ihm Hilde Schottlaender, die er in Emigrantenkreisen kennengelernt hatte, sich „in diesem unheimlichen Wirrsal von Steinkästen und Straßen“ (ebd., S. 37) zu rechtzufinden. Dies dürfte dadurch vereinfacht worden sein, dass beide ähnliche politische Einstellungen vertraten; so hebt Marchwitz etwas hervor, das auch Hilde Schottlaender so gesagt haben könnte, nämlich „die verheuchelte Freiheit“ der USA (ebd., S. 35).

Insgesamt fällt auf, dass Hilde Schottlaender in ihrem Alltag das vor ihrer Inhaftierung in Hamburg begonnene ‚Arbeits- und Lebensmodell‘ fortführte. Wiederum tagte eine kleine Gruppe von Personen mit kommunistischen Idealen in ihrer Wohnung; wiederum engagierte sie sich sehr intensiv und wiederum nahm sie dabei in Kauf, dass die subversive Tätigkeit sie nicht nur in Gefahr brachte, sondern sie auch zwang, finanziell äußerst eingeschränkt, sprich: prekär, zu leben.⁸⁰

Eigenschaft auch Mitherausgeber und Chefredakteur der Zeitung, daneben war er Leiter der sowjetischen Militärsplionage in New York. Seit seiner (Wieder-)Einreise in die USA im Jahr 1941 stand er unter der Beobachtung des FBI. 1947 wurde er u. a. wegen Verschwörung und Meineid angeklagt und verurteilt. Als er gegen Kaution für die Dauer des Berufungsverfahrens auf freiem Fuß war, gelang ihm im Mai 1949 die illegale Ausreise in die DDR. In den 1920er Jahren gehörte er, wie Hans Westermann, der sogenannten Versöhner-Gruppe an – ein Makel, der ihn in seiner Parteilaufbahn immer wieder behinderte.

77 Lore Krüger, die als Migrantin ebenfalls an der Gründung des German American beteiligt war, weist auch darauf hin, dass Hilde Schottlaender zusammen mit einer weiteren Kollegin die Frauenseite redigierte (vgl. Krüger 2005, S. 4).

78 Hans Marchwitz (1890–1965). Dichter, Schriftsteller; von 1936 bis 1938 Offizier im Spanischen Bürgerkrieg.

79 Das Buch erschien 1961, kurz nach dem Tod Hilde Marchwitz-Sterns, mit der Zueignung ‚Meiner Hilde gewidmet‘.

80 Ausführliche Hinweise auf die schwierigen Lebensumstände für die Zeit des Aufenthalts in den USA finden sich vor allem in der Veröffentlichung ihres zweiten Ehemannes Hans Marchwitz ‚In Amerika‘ sowie in dem im Jahr 2003 geführten Interview mit ihrer Tochter Hannah Obermann.

Das betonte auch Hannah Obermann, die zudem darauf aufmerksam machte, dass ihre Mutter noch weitere Hindernisse zu überwinden hatte.

„Sie hat ja auch Kinder und Arbeit, und sie konnte zwar ein bisschen Englisch von der Schule, aber man musste doch sich ganz schön einfuchsen in die ganzen Bestimmungen und Gewohnheiten, und dann immer der Kampf ums Dasein“ (Interview, S. 18).

Und sie weist in diesem Zusammenhang auch auf die Umstände des Entstehens des an der Harvard University eingereichten autobiographischen Manuskripts hin. „Ist ja kein Wunder, dass sie gerade während der Arbeitslosigkeit das geschrieben hat, nicht“? (ebd.).

Auch Hans Marchwitza beschreibt in eindrücklicher Weise die ärmlichen Umstände, in denen Hilde Schottlaender mit ihren Kindern, die nach dem Schulabschluss bei ihr wohnten, lebte. Die Wohnung lag in der 32. Straße in Manhattan.

„Es ging über einen weiten Hof, von außen über eine Eisentreppe direkt zu der Wohnung, die aus einem schlauchähnlichen Küchenraum und zwei kleinen Kammern bestand. Den bröckelnden Wänden wie dem brüchigen Fußboden und den alten Möbeln sah man die ganze Armut an, in der [...] Hilde hier mit den beiden Kindern lebte“ (Marchwitza 1961, S. 44).

Die Lage entspannte sich auch nicht, als ein Umzug in eine andere Wohnung, nun zusammen mit Hans Marchwitza, erfolgte. Das Apartment, diesmal weiter südlich in der 10. Straße gelegen, verfügte nur über ein Zimmer mehr und war zudem derart von Ungeziefer, vor allem von Schaben und Bettwanzen, befallen, dass sich alle, auch die professionellen Versuche, diese zu entfernen, als erfolglos erwiesen.

Hilde Schottlaender lebte nun mit Hans Marchwitza und den beiden Kindern aus der Ehe mit Rudolf Schottlaender zusammen; Michael war 17, Hannah 16 Jahre alt. Hannah schildert die Situation sehr plastisch.

„Und da habe ich immer auf dem Nachhauseweg eingekauft [...] Und da hat sie (die Mutter; DG) mir immer eingeschärft, die ganz billigen Sachen, und dann habe ich nur einen Dollar am Tag gehabt. Fürs Einkaufen, für die ganze Familie, ja? War damals natürlich mehr wert, aber irgendwelche Sprünge konnte man damit auch nicht machen, nur so das Nötigste. Aber so richtig gehungert haben wir nie. Das war ihr doch wichtig, sie wusste ja, wie wichtig

das ist, wenn man wächst, dass man auch ordentlich was zu Essen (bekam)“
(Interview Obermann, S. 61).⁸¹

Trotz aller finanziellen Schwierigkeiten hellte sich nach und nach die Stimmung vor allem aufgrund der politischen und militärischen Entwicklungen auf. Etwa zeitgleich mit dem Eintritt der USA (im Dezember 1941) in den Krieg gegen Japan, dann auch gegen Deutschland und Italien, gelang es der Sowjetarmee im Winter 1941/42, den Vorstoß der Deutschen Wehrmacht auf Moskau zunächst aufzuhalten, dann zurückzuschlagen und sogar zur Gegenoffensive überzugehen. Als noch entscheidender erwies sich schließlich der durch die deutsche Armee im Spätsommer 1942 begonnene und bald zum Stehen gekommene Angriff auf Stalingrad, der mit der Kapitulation der 6. Armee im Februar 1943 in einem Debakel endete. Insbesondere die Erfolge der sowjetischen Streitkräfte erfüllten die antifaschistischen Emigrant*innen mit Freude und Hoffnung auf ein anderes, auf ein besseres Leben.

Die bisher ungewisse Zukunft konnte wieder mit eigenen Vorstellungen gefüllt werden. So ermunterte Hilde Schottlaender Hans Marchwitza, seine schriftstellerische Arbeit wieder aufzunehmen. „Es wäre gut, wenn du dich jetzt ernster damit beschäftigen würdest“, sagte sie. „Du fällst uns hier nicht zur Last, die Kinder verdienen jetzt auch etwas Geld, und du brauchst dich nicht mit dieser Sorge rumzuschleppen. Du musst auch an später denken“, fügte sie hinzu“ (Marchwitza 1961, S. 88).

Und Hans Marchwitza schrieb, machte Fortschritte. Auch das Verhältnis zu seiner zukünftigen Schwiegermutter Clara Stern besserte sich langsam, sehr langsam. Marchwitza bekennt, dass die

„kleine, weißhaarige Dame“ ihm „eine gewisse Scheu einflößte, ein altes in mir verbliebenes Erbe, das sich immer wieder im Beisein solcher bürgerlichen Leute bemerkbar machte. Auch glaubte ich, dass sie manchmal heimlich auf meine tätowierte Hand sah und dass ihre Zurückhaltung mir gegenüber zunähme. [...] Bis ich dann auch bei der alten Frau merken konnte, dass sich ihre streng anmutende Miene allmählich entspannte. [...] Nach und nach konnte ich schließlich feststellen, dass es bei ihr die gleiche Scheu gewesen war, da sie wohl zum ersten Mal in ihrem Leben einen tätowierten Schriftsteller zu sehen bekam“ (ebd., S. 98).

81 Rudolf Schottlaender bringt die Umstände auf den Punkt. „Nicht gerade hungernd, aber doch in großer Armut lebend fristete sie mit beiden Kindern eine Existenz am Rande der kapitalistischen Gesellschaft“ (Schottlaender 1986, S. 96).

Und dann kam das Jahr 1945:

„Es geht zum Ende‘ [...] Die Sowjetarmeen standen auf deutschem Boden. Die letzten gewaltigen Schlachten und schweren Niederlagen der Hitlerheere zeugten von einem vollständigen Sieg der Befreier, vom Sieg der Roten Armee“ (ebd., S. 160).

Als die Emigrant*innen vom Tod Adolf Hitlers erfuhren, konnten die Zukunftsvorstellungen konkreter werden.

„Ich sah manchmal auch Hildes Augen feucht werden, wenn wir von unserer Heimkehr sprachen. Denn jetzt war nicht mehr daran zu zweifeln, dass wir wieder heim konnten. [...] In diesen bewegten Tagen war selbstredend an ein Zuhausehocken nicht zu denken. Wir waren jetzt öfters wieder draußen bei unseren Genossen, um das Glück gemeinsam zu bereden und auszukosten, dessen wir so lange entbehren mussten: das Gefühl, sich bald daheim zu wissen. Aber dieses Glück trug kein frohes Lächeln, es trug Sorgenmienen, denn daheim warteten neue Schrecken, Trümmer, Trauer und Not [...] Not“ (ebd., S. 163).

Hilde Schottlaender brachte diese Zeit, das seit 1933 Widerfahrene, pointiert und auf eine sehr persönliche Weise auf den Begriff. „Es waren wirklich schwere Jahre. [...] Unser Haar wird weiß!“ (ebd., S. 165).

Als die Niederlage Deutschlands feststand, konnten auch wieder individuelle Pläne verfolgt werden. Schließlich waren die Kinder Michael und Hannah in einem Alter, in dem sie selbst über den Verlauf ihres weiteren Lebens entscheiden konnten. Beide heirateten im Jahr 1945. Michael eine jüdische Frau, deren Familie „vor dem ersten Weltkrieg aus dem zaristischen Russland ausgewandert war“ (ebd., S. 180); er blieb mit seiner Frau in den USA. Hannah heiratete den Emigranten Karl Obermann, mit dem sie alsbald mit einem sowjetischen Schiff ab- und über Moskau in die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) einreiste. Hilde Schottlaender und Hans Marchwiza heirateten ebenfalls. „Auch (weil) das leichter ist, dann all diese Bürokratie zu bewältigen, wenn man Mann und Frau ist, nicht?“ (Interview Obermann 2003, S. 31). Die Heirat konnte nicht in New York, sondern musste in Connecticut erfolgen, da Hans Marchwiza noch verheiratet war und seine „katholisch fromme Frau aus dem Ruhrgebiet“ (ebd.) sich nicht scheiden lassen wollte. In Connecticut war es möglich, eine Ehe, in der die Partner lange Zeit nicht zusammengelebt hatten, aufgrund des Willens einer Partei auflösen zu lassen.

Aber bevor die geplante Reise, die Rückkehr nach Deutschland, angetreten werden konnte, kam es zu einem weiteren Schicksalsschlag. Hilde Marchwitzas Mutter Clara Stern starb nach kurzer Krankheit am 8. Dezember 1945 im Alter von 68 Jahren.

Die Ausreise von Hilde und Hans Marchwitza verzögerte sich darüber hinaus auch deshalb, weil die USA das Kriegsrecht noch nicht aufgehoben hatten und somit die Einreise nach Deutschland nur unter erschwerten Bedingungen möglich war. Zudem wurden die Anträge von Emigrant*innen, die einen kommunistischen Hintergrund hatten und in die SBZ wollten, besonders gründlich geprüft.

Lore Krüger, die als Emigrantin in New York lebte, hielt die Situation fest.

„Uns hat man die Ausreise verweigert. Man brauchte damals nämlich ein Ausreisevisum aus den USA. Das war nach dem Tode Roosevelts, der kurz vor dem Sieg gestorben war. Sein Nachfolger Truman war bedeutend antisowjetischer als er. Wir haben immer wieder darauf gedrungen, daß man uns zurück ließ. Aber es hat noch ein ganzes Jahr gedauert, bis wir endlich fahren durften“ (Interview mit Lore Krüger 2005, S. 5).

Aus den Unterlagen des Department of State geht noch hervor, dass Hilde Marchwitza vor ihrer Ausreise am 28. August 1946 in einem Brief eine Bitte ausgesprochen hatte. Alexander Stephan schildert den Vorgang in seinem Buch ‚Im Visier des FBI‘.

„Das State Department reagiert schwach sarkastisch mit dem handschriftlichen Vermerk ‚I want my cake + eat it too‘ auf Hilde Marchwitzas Wunsch, als Deutsche nach Europa zurückzukehren, ohne ihre amerikanische Staatsbürgerschaft (,which I prize dearly‘) aufzugeben“ (Stephan 1998, S. 214).

Wahrscheinlich im November 1946⁸² konnten Hilde und Hans Marchwitza auf einem Schiff der Liberty-Klasse, auf dem auch Frauen von US-amerikanischen Offizieren nach Deutschland fuhren, die Heimreise antreten. Die Fahrt verlief stürmisch und voller Pannen bis dahin, dass der Motor des Schiffes aussetzte, und die Fahrt nur noch beschwerlich mit einem Hilfsmotor fortgesetzt werden konnte. Nach drei Wochen auf See musste das Schiff die Azoren ansteuern, wo die Passagiere auf ein Ersatzschiff, das nach acht Tagen des Wartens ein-

82 Ich übernehme diese und die folgenden Daten zur Rückkehr aus dem Buch von Hans Marchwitza; die Angaben scheinen nicht immer zutreffend und wurden von mir gelegentlich stillschweigend korrigiert.

traf, umsteigen konnten. Die Reise endete schließlich, nach einem weiteren Stopp in Le Havre, Anfang Dezember 1946 in Bremerhaven. Von dort erfolgte die Weiterreise in das zerstörte Bremen, die „Trümmerwüste“, wo es erneut zu einem Aufenthalt von einigen Wochen kam, da die Passagiere mit dem Ziel SBZ noch einmal besonders befragt wurden (vgl. Marchwitza, S. 232ff.). Am 21. Dezember schließlich konnte die Weiterfahrt in überfüllten Zügen nach Stuttgart erfolgen, wo das Paar von Genossen, die es aus früheren Jahren kannte, in Empfang genommen wurde. Hannah Obermann akzentuiert die Geschichte der Rückkehr nach Stuttgart in ihrer Erzählung noch etwas anders.

„Die ganzen Kommunisten hatten (als Zielort; DG) immer Berlin angegeben, weil sie dachten, da ist die Zentrale und die werden einem schon sagen, was wir zu tun haben; und der Hannes, also, Hans Marchwitza, [...] der wollte unbedingt nach Stuttgart, wo er doch den Sohn hatte; wollte den mal wieder sehen. Und der hat dann Stuttgart angegeben, als Ziel in Deutschland. Und dadurch, glaube ich, sind sie nicht mit uns gefahren, sondern sind dann kurz hinterher, einige Monate hinterher, übern Atlantik, und dann in Bremerhaven sind sie gelandet. Und sind dann tatsächlich nach Stuttgart gefahren und haben da zuerst gelebt, aber das hat natürlich gar nicht geklappt. [...] Und außerdem wollte meine Mutter unbedingt hierher (nach [Ost-]Berlin; DG)“ (Interview Obermann 2003, S. 73).

11. Die ‚Heimkehr‘: DDR

Die Übersiedlung nach Potsdam erfolgte 1947. Mit der Rückkehr in die Sowjetische Besatzungszone, später die DDR, trat die Person Hilde Marchwitza in den Hintergrund. Ein ‚kleines‘ politisches Amt nahm sie noch an: Sie wurde zur ‚Zweiten Landessekretärin im Demokratischen Frauenbund Deutschlands‘ (DFD) gewählt, einer Vereinigung, die sich unmittelbar nach der Gründung aktiv für die Gleichberechtigung von Frauen einsetzte. Sie gab dieses Amt jedoch auf, als ihr Mann von 1950 bis Mai 1951 Kulturattaché der DDR in Prag wurde. Hilde Marchwitza leitete dort die Pressestelle der Diplomatischen Mission. Darüber hinaus übersetzte sie Arbeiten aus dem Englischen; u. a. zwischen 1949 und 1951 die beiden Bände ‚Indien heute‘ und ‚Kultur in einer sich ändernden Welt: Eine marxistische Studie‘, die in Berlin im Dietz-Verlag erschienen.

Schließlich wird in den Veröffentlichungen zu Hilde Marchwitza immer wieder erwähnt, dass sie ihrem Mann ‚bei der literarischen Arbeit half‘. Ich will dazu die Tochter Hannah Obermann erläuternd zu Wort kommen lassen, die deutlich macht, welche Rolle ihrer Mutter in diesem Zusammenhang tatsäch-

lich spielte: Als die Manuskripte von Hans Marchwitza nach dessen Tod von der Akademie der Künste bearbeitet worden waren,

„da haben die doch geschrieben *Kommentare von unbekannter Hand*. Und da habe ich aber protestiert und habe ihnen schwarz auf weiß mit Schriftproben [...] gesagt, *das war meine Mutter*, das ist keine unbekannte Hand, sondern das ist die Handschrift meiner Mutter“ (Interview Obermann 2003, S. 81; Hervorhebung i. O.).

Ein letztes Datum zu Hilde Marchwitza ist mir bekannt. In den 1950er Jahren, bis 1960, war sie als Fernstudentin im Fach ‚Außenpolitik‘ an der ‚Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR‘ (ASR) eingeschrieben. Ihre Abschlussarbeit reichte sie im Dezember 1959 ein. Das Thema lautete: ‚Tendenzen in der Politik der herrschenden Kreise der USA, die Möglichkeiten für Beziehungen der friedlichen Koexistenz zwischen den USA und der Sowjetunion eröffnen (seit dem Besuch des Genossen Mikojan in den USA)‘. Diese Arbeit wurde im Januar 1960 mit der Note ‚sehr gut‘ bewertet.⁸³

Hilde Marchwitza starb, nur 61-jährig, am 8. September 1961 in Ost-Berlin an einem Herzinfarkt. Ihre Schwester Eva, die in Israel lebte, hat Hilde Marchwitza nicht mehr getroffen. Eva Michaelis-Stern konnte sich wegen der israel-feindlichen Politik („der Hetze“) der DDR nicht entschließen, ihre Schwester zu besuchen (vgl. Interview Michaelis-Stern 1991, 1:44:33ff.).

Vielleicht lässt sich das aufrechte Leben von Hilde Marchwitza und ihre Bedeutung für die Schriften ihres Mannes am besten in den Worten der Tochter Hannah Obermann abschließend zusammenfassen.

„Ich weiß noch seinen Kommentar als sie starb. Bin ich natürlich sofort hingefahren; da hat er gesagt, *Was wird denn nun aus unseren Büchern?*‘ Also, das hat mich beeindruckt. Also er hat das so als Gemeinschaftswerk empfunden [...] Er hat dann auch nicht mehr geschrieben. [...] So war sie immer, sich immer zurückhalten, ja nicht irgendwo groß glänzen, nur immer Gutes“ (Interview Obermann 2003, S. 81; Hervorhebung i. O.).

83 Auskunft des Leiters des Universitätsarchivs der Universität Potsdam, Ralf Müller, vom 24. Mai 2018.

„Ja, er hat natürlich seinem Wartebruch und Oderbruch
immer mal wieder nachgetrauert, das ist klar.

Und ... viele Zeichnungen,
das sind Heimweh-Zeichnungen,
das ist Ausdruck von Heimweh.
Dieses flache, weite Land“

Über Carl Paeschke,
Interview mit Christine Paeschke-Krings, S. 19f. ⁸⁴

2. Carl Paeschke (1895–1983) – Über das Leben eines mehr und mehr enttäuschten Sozialdemokraten und dessen Widerstand gegen den Nationalsozialismus: ‚Wir waren schwach, aber unsere führenden Männer wussten es nicht‘

1. Der Gewinn des Ersten Preises

Der Verfasser des vorliegenden autobiographischen Manuskripts, der in Zürich lebende Emigrant Carl Robert Fritz Paeschke, erhielt am 13. November 1940 ein kurzes Schreiben, in dem ihm Sidney B. Fay, einer der Ausrichter des wissenschaftlichen Preisausschreibens, mitteilte, dass sein Beitrag mit einem Preis bedacht worden war.

„Dear Dr.⁸⁵ Paeschke:

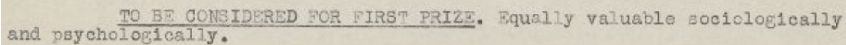
It gives me great pleasure to inform you that your very interesting contribution to the ‘Prize Contest’ was one of the two best manuscripts among more than 250 that were send in. The Committee of Judges found it impossible to decide between the two best manuscripts and therefore decided to divide the first prize of 500\$“.

⁸⁴ Das Interview mit Frau Krings führte Sylke Bartmann am 14. September 2006 in Zürich.

⁸⁵ Carl Paeschke hatte keinen Doktorgrad.

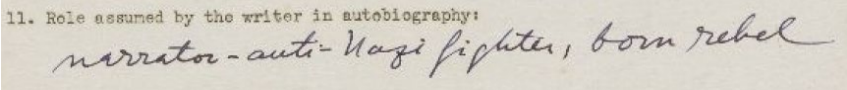
In seinem Begleitschreiben zur Einreichung seines autobiographischen Manuskripts vom 30. März verwies Carl Paeschke darauf, dass er erst Mitte März von dem Preisausschreiben erfahren habe. Ihm standen also nur 2 Wochen zu Verfügung, „sodass (er) manches ungesagt lassen musste oder nur andeuten konnte“. Dennoch war er von der Bedeutung seines Manuskripts und damit auch seiner Person überzeugt, denn er fügte unmittelbar daran anschließend selbstbewusst hinzu. „Wie aus dieser kurzen Autobiographie hervorgeht, bin ich ein Eingeweihter“.

Dass der Gutachter⁸⁶ bzw. das Entscheidungsgremium von seinen Aufzeichnungen jedenfalls angetan waren, geht aus der Zuerkennung des Preises sowie aus den erhalten gebliebenen Unterlagen hervor. So heißt es am Ende der ‚kurzen bewertenden Zusammenfassung‘ (die Einschübe entstammen dem Thumbnail Summary, Seite 13):



TO BE CONSIDERED FOR FIRST PRIZE. Equally valuable sociologically and psychologically.

Im Laufe des weiteren Gutachtens werden die positiv wahrgenommenen Aspekte sehr deutlich. So wurde unter der Überschrift ‚Rolle, die der Verfasser der Autobiographie angenommen hat‘, betont:



11. Role assumed by the writer in autobiography:

narrator - anti-Nazi fighter, born rebel

Und im Hinblick auf die Fragestellung, welche Vorschläge das Manuskript enthält, ‚um die Situation in der Welt zu verbessern‘, finden sich die folgenden bemerkenswerten Aussagen: „Europäische Union durch Pazifismus, Liberalismus, Sozialismus“.

Bis hin zu Seite 19, der begrifflich-interpretativen Zusammenfassung (Conceptual-Interpretative Summary), wurden noch andere, überwiegend als positiv angesehene Aspekte des Manuskripts eingehend dargelegt und bewer-

86 Bei dem Gutachter des Manuskripts handelt es sich um den später recht bekannt gewordenen Kulturanthropologen bzw. Ethnologen George Devereux, der in seine Bewertungen der eingereichten Manuskripte (zum Teil sehr eigenwillige) psychoanalytisch gespeiste Überlegungen und häufig zum Teil nur sehr schwer nachvollziehbare Spekulationen einfließen ließ. So interessierte ihn immer wieder das sexuelle Verhalten der Schreibenden. Devereux hat von 1939 bis 1941 als Soziologe am Worcester State Hospital, in der Nähe von Cambridge, Massachusetts, dem Sitz der Harvard Universität, gearbeitet.

tet. Der Gutachter beginnt seine Zusammenfassung schließlich mit einer sehr persönlichen Vorbemerkung.

As an anti-Marxist I hate to admit that this MS. deserves the FIRST PRIZE at least among the MSS I read so far.

In den dann folgenden Ausführungen findet sich eine Reihe von Aussagen, welche die Vorstellungen des Gutachters von der Zusammenfassung einer Emigrantenbiographie in ein merkwürdiges Licht rücken. So kommen ihm bei der Lektüre des autobiographischen Manuskripts in den Sinn: „Krankheit und Neurose“, „eine offensichtliche Mutter-Schwester Fixierung“, „neurotische und autistische“ Tendenzen, und in der Summe: „Wir haben hier einen verwundeten (warped), neurotischen, kranken und cleveren Mann“; schlussendlich merkte der Gutachter an, dass er Carl Paeschke beinahe nicht als Autor, sondern als Patienten bezeichnet hätte.

Damit stellt sich Frage, weshalb die Gutachter dem Manuskript dennoch einen (der beiden ersten) Preis(e) zuerkannt haben. Hierfür liegt m.E. vor allem ein gewichtiger Grund vor: Die Gutachter werden es insbesondere geschätzt haben, dass Carl Paeschke sich eng am Text der Ausschreibung orientiert hatte, indem er, wie dort gefordert, die ‚wirklichen Vorkommnisse, die WORTE und TATEN DER MENSCHEN‘ gut nachvollziehbar behandelte. Im Manuskript gelang es ihm in beispielhafter Weise, die gesellschaftlichen Ereignisse, vor allem das Heraufziehen und das Sich-Durchsetzen des Nationalsozialismus bei gleichzeitiger Schwächung der alten Parteien, hier insbesondere der SPD, mit seinen eigenen Ideen und Handlungen auf das Engste zu verknüpfen, sodass eine plastische Erzählung entstand, in der Carl Paeschke sich ganz realistisch als eine aktive, authentisch für seine Sache kämpfende politische Person präsentieren konnte.

Dass man das Leben bzw. die biographische Entwicklung von Carl Paeschke, auch in zusammenfassender Form, sachlicher und damit angemessener beschreiben kann, als dies dem Gutachter des Preisausschreibens gelang, zeigt eine biographische Skizze, die den Angaben des über Carl Paeschke vorhandenen Archivbestands beim Institut für Zeitgeschichte in München vorangestellt wurde:⁸⁷

87 Das Institut für Zeitgeschichte (München) verfügt unter der Signatur ED 205 über einen ausführlichen Bestand an Unterlagen zur Person Carl Paeschke; insgesamt liegen 31, zum Teil sehr umfangreiche Bände vor.

„Carl P a e s c h k e wurde am 17.10.1895 in Kriescht/Neumark geboren. Vater Kaufmann, vorübergehend als Geschäftsmann auch in Berlin; den größten Teil der Jugend verbringt P. jedoch in der Neumark, wo die Familien beider Eltern seit Jahrhunderten ansässig waren.

Nach dem frühen Tod des Vaters Aufgabe der Studienpläne und Mitarbeit im Textilgeschäft der Mutter. Frühzeitige kommunalpolitische Betätigung, 1924 Eintritt in die SPD. Damit Verbreiterung der journalistischen Aktivitäten. Enthüllungen über die ‚Schwarze Reichswehr‘ u.ä. Geheimorganisationen ziehen ihm die erbitterte Feindschaft der politischen Rechten zu. 1930 Redakteur der sozialdemokratischen Parteizeitung ‚Der Proletarier aus dem Eulengebirge‘ in Langenbielau, einem der schlesischen Weberbezirke. Am 9.8.1932 misslungenes Attentat der Rechten auf P. in Reichenbach. Der Prozess gegen die Attentäter in Schweidnitz verstärkt den Hass der Nationalsozialisten unter Führung von Edmund Heines.

Nach der Machtübernahme lebt P. einige Wochen verborgen in einem Sanatorium und emigriert nach kurzem Aufenthalt in Berlin in die Schweiz (März 1933). Ausbürgerung und Berufsverbot durch die NS-Regierung folgen kurz darauf“ (Institut für Zeitgeschichte, Signatur ED 205).

2. Wer war Carl Paeschke? Definition über die Heimat

Wer war nun dieser, je nach Lesart, ‚Eingeweihte‘ bzw. der ‚geborene Rebell‘ und ‚Kämpfer gegen die Nazis‘ bzw. der ‚Kommunalpolitiker‘ und ‚Enthüllungsjournalist‘? Die folgenden Seiten sollen zeigen, dass alle diese Bezeichnungen durchaus ihre Berechtigung haben.

Zunächst ist festzuhalten, dass Carl Paeschke sich über seine Vorfahren definierte und sich damit tief in seiner Heimatregion verwurzelt sah. Zugleich notierte er, dass er „nach den in Deutschland heute maßgebenden Begriffen ‚Arier‘ ist“ (CP, Vorbemerkung); an anderer Stelle gab er in einem nach seiner Emigration erstellten Fragebogen für sozialdemokratische Flüchtlinge unter Staatsangehörigkeit an: ‚Preuße‘ (SOPADE Prag, 1934–1938).⁸⁸ Aus dieser Konstellation, seinem spezifischen biographischen Hintergrund, ergab sich für ihn, auch darauf weist er unmittelbar zu Beginn seines Manuskripts hin, eine Konfliktlinie, die sich seit seinem frühen Erwachsenenalter bis hin zu seiner Emigration in unversöhnlicher Weise aufbaute und verstärkte:

⁸⁸ Dieses Dokument stammt aus dem ‚Archiv der sozialen Demokratie‘ der Friedrich-Ebert-Stiftung (Bonn); hier: Nachlass Wilhelm Sander.

„Meine Ahnen sind einige Jahrhunderte länger in Deutschland ansässig als die meisten der heutigen Machthaber des Landes; das hat aber nicht verhindert, dass ich auf der Liste No. 5 (1936; DG)⁸⁹ ausgebürgert worden bin“ (ebd.).

Der Stolz über seine Herkunft ging so weit, dass er den Eintrag über seine Geburt im „Standesamtsregister des Marktflleckens und Kirchdorfes Kriescht in der Neumark, Landkreis Oststernberg, Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder, Königreich Preußen“ (CP, 1), exakt wiederholte. Und penibel konkretisierte er diese Angabe. „Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, dass besagter Ort Kriescht auf dem 15. Grad östlicher Länge von Greenwich liegt“ (ebd.). Aus dieser Region, östlich der Oder gelegen, und angrenzend an die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts trockengelegten Moorlandschaften des Warthebruchs, kamen die Vorfahren Carl Paeschkes: aus der kleinen Stadt Königswalde sowie den Dörfern Freiberg, Kriescht, Vietz und Woxenfelde.

Aber es war nicht nur die Herkunft aus dieser Region, die ihn mit Stolz erfüllte, sondern er hob noch einen weiteren für ihn wichtigen Aspekt hervor: „Väterlicher- wie mütterlicherseits waren meine Vorfahren nie Hörige, sondern freie Leute, die auf eigenem Grund und Boden saßen, ihr Land bebauten und ihrem Handwerk nachgingen“ (CP, 2). Auch aus diesen Worten spricht Stolz; ein Stolz, der auf Festigkeit und Unbeugsamkeit verweist, den er durch die Dokumentation des Status seiner Vorfahren bekräftigte. Sie waren Schiffer, Schmiede, (begüterte) Fleischermeister, Schneidermeister in Berlin oder auch Landwirte. Sein Vater, Friedrich Wilhelm Paeschke, war der Sohn des Großbürgers⁹⁰ und Kirchenvorstehers Gottlieb Paeschke und dessen Frau Dorothee geb. Wandrey. Geboren wurde der Vater, der später als Kaufmann tätig war, am 7. September 1868 in Freiberg, also ebenfalls im Kreis Oststernberg. Seine Mutter, Helene Henriette Marie, geb. Engel, wurde am 26. Mai 1862 in Berlin geboren und war damit sechs Jahre älter als der Vater.

⁸⁹ Laut Bekanntmachung vom 29. Februar 1936, veröffentlicht am 3. März 1936 im ‚Deutschen Reichsanzeiger und preußischen Staatsanzeiger‘, wurde Carl Paeschke die deutsche Staatsangehörigkeit für verlustig erklärt. Im ‚Völkischen Beobachter‘ vom 4. März 1933 heißt es hierzu. „**Carl Paeschke**. Ehemaliger sozialdemokratischer Redakteur in Schlesien, der sich durch besonders gehässige Bekämpfung der nationalsozialistischen Bewegung auszeichnete. Er wanderte nach der Schweiz aus, wo er falsche Darstellungen über die Verhältnisse in Deutschland verbreitete. Er unterhält rege Beziehungen zu marxistisch-internationalen Organisationen und gehört zu den Emigranten, die in *hemmungsloser Hetze gegen Deutschland* ihre Aufgabe erblicken“ (S. 2; Hervorhebung i. O.). Am 19. März 1933 protestierte Carl Paeschke gegen seine Ausbürgerung in einem Schreiben an den deutschen Reichsminister des Innern Wilhelm Frick.

⁹⁰ Häufig waren mit dem Status des Großbürgers bestimmte (Vor-)Rechte im Handel verbunden.

3. Kindheit und Jugend: Kriescht, Berlin, Vietz: ‚Eine Welt stürzt ein‘

Trotz der starken Bindung an die Heimat verließ die Familie im Januar 1899 Kriescht und zog nach Berlin, da dem Vater dort eine feste Anstellung in einem Viehkommissionsgeschäft angetragen wurde. Die offensichtlich damit verbundene finanzielle Besserstellung brachte allerdings für seine Mutter einen wesentlichen Nachteil mit sich. Sie musste „ein sehr gut gehendes Textilwarengeschäft, das sie von einem Onkel übernommen hatte, auf(geben)“ (CP, 3). Dieser Hinweis ist auch deshalb interessant, da wir hierdurch davon erfahren, dass seine Mutter Helene sich eine selbständige Existenz aufgebaut hatte, was für Frauen um die Jahrhundertwende außergewöhnlich war.

Carl Paeschke konnte sich an das Leben in der Großstadt lange Zeit nicht gewöhnen. Und auch die Geburt seiner Schwester Charlotte Helene am 27. Januar 1901 wollte ihm nicht so recht gefallen: „Ich gestehe, dass ich ihr Kommen gar nicht gern sah. Ich fürchtete, dass sie mir meine Soldaten, meine ‚großen Tiere‘ und meine Bilder beschädigen oder gar vernichten würde“ (ebd.). Sicher hegte er auch die Befürchtung, nicht länger der ‚kleine Prinz‘ zu sein und nicht mehr allein von der Mutter, die in Berlin keinem Beruf mehr nachging, sowie (vermutlich) einem Kindermädchen, umsorgt zu werden. Aber Carl Paeschke gewöhnte sich dann doch sowohl an die große Stadt als auch an die kleine Schwester.

Als er Ostern 1902 eingeschult wurde, „zeigten sich in der Familie die ersten Schatten, die (s)einen weiteren Lebensweg maßgebend begleiten sollten“ (ebd.). Der Vater war, im Alter von 34 Jahren, an Lungentuberkulose erkrankt. Obwohl der Erreger zu dieser Zeit bekannt war, folgten die therapeutischen Möglichkeiten noch keinen Standards. Alle konsultierten Mediziner empfahlen übereinstimmend als Maßnahme zu liegen, aber ansonsten: „Die Ärzte wetteiferten untereinander, den Mann durch geradezu irrsinnige Diätvorschriften – ich erinnere mich an 8-9 Eier täglich, schwere Weine, Kaviar etc. – möglichst schnell vom Leben zum Tode zu befördern“ (ebd.).

Am 28. April 1906 starb sein Vater im Alter von nur 37 Jahren; Carl Paeschke war zu diesem Zeitpunkt elf Jahre alt. Die Familie musste über den tragischen Verlust des Vaters und Ehemannes hinaus erkennen, dass die für die Krankheit aufgewandten Kosten das Vermögen verschlungen hatten. Hinzu kam, dass die zahlreichen Verwandten weder seine Mutter noch ihn finanziell unterstützen wollten. Alles, was die Mutter tun konnte, war, zurück in die Heimat zu gehen und mit dem wenigen noch verbliebenen Geld ein Textil-

warengeschäft⁹¹ in der Stadt Vietz (an der Ostbahn⁹²) zu kaufen; einer kleinen Stadt mit etwa 5000 Einwohnern. Einfacher wurde dieser Schritt für die Mutter dadurch, dass die Ärzte ihn befürworteten, da sich auch bei Carl und seiner Schwester Charlotte Anzeichen der Tuberkulose zeigten. Helene Paeschke war nun wieder selbständig und darüber hinaus alleinerziehende Mutter von zwei Kindern.

In Vietz angekommen, wurde Carl Paeschke allerdings mit einem einschneidenden Ereignis konfrontiert: Von dem Besuch des in der nächsten größeren Stadt Landsberg gelegenen Gymnasiums rieten die Ärzte unter Hinweis auf seine Tuberkulose ab. Als er daraufhin in die Gemeindeschule in Vietz gehen musste, „stürzte eine Welt ein“ (CP, 4). Er sprach im Folgenden von einer ‚grausamen Wirklichkeit‘ und der belastenden Erfahrung des ‚Ausgestoßenseins‘.

Seine Leistungen in der Schule lagen regelmäßig über dem Durchschnitt. Für seine Entwicklung ebenso wichtig waren aber die Aktivitäten außerhalb der Schule. Zum einen zeichnete er mit großer Hingabe und mit beträchtlicher Könnerschaft selbst entworfene Landkarten, zum anderen gelang es ihm, bei den Spielen mit den Gleichaltrigen Führungsaufgaben zu übernehmen und diese auch erfolgreich zu bewältigen. Darüber hinaus interessierte er sich schon früh für Politik und ‚studierte‘ bereits als 13-jähriger die Tagespresse; auch „sozialistische Agitationsschriften“ (CP, 6).

Mit 15 Jahren wurde Carl Paeschke, ganz und gar gegen seinen Willen, konfirmiert; zugleich stellte sich die Frage nach einem Beruf. Er selbst wollte Kunstmaler werden; ein Wunsch, den auch sein Vater noch an seinem Todestag ausgesprochen haben soll. Die Mutter plädierte, verständlicherweise, eher für etwas ‚Handfestes‘ und stellte sich vor, dass Carl nach einer kaufmännischen Ausbildung das gut gehende Geschäft übernehmen könne. Um dem ‚Kaufmanns-Schicksal‘ zu entgehen, folgte dieser jedoch dem Vorschlag eines entfernten Verwandten, der Ländereien in ‚Deutsch-Ostafrika‘ besaß und daher als Fachmann galt, und erlernte das Gärtnerhandwerk. Etwas, das er selbst, zumindest im Nachhinein, als „absurde Idee“ bezeichnete. Nach zwei Jahren erkrankte er schwer – und wurde dadurch „– sicher zu meinem Heile –“ gezwungen, „dieses Abenteuer aufzugeben“ (CP, 6f.). Danach gab

91 Das Geschäft firmierte dort unter ‚Posamentier-, Kurz-, Woll- und Strumpf-Waren‘.

92 Die Königlich Preußische Ostbahn, mit einem Bahnhof in Vietz, stellte aufgrund ihrer West-Ost-Verbindung einen erheblichen Wirtschaftsfaktor dar.

„meine Mutter [...] ihren Widerstand gegen den Kunstmaler auf. Es kam zu einem Kompromiss. Bis zur völligen Ausheilung der Entzündung sollte ich zu Hause sein und im mütterlichen Geschäft das Textilfach kennen lernen, um etwas Praktisches zu können; und gleichzeitig sollte ich in den benachbarten Städten Mal- und Zeichenunterricht bei dort lebenden Künstlern nehmen, um später die Akademie in Berlin zu besuchen. Wie beschlossen, so geschah es“ (CP, 7).

Konnte man annehmen, dass diese Entwicklung das Leben Carl Paeschkes in ein ruhigeres Fahrwasser bringen würde, so wurde diese Erwartung enttäuscht. Er nimmt das, was die Zukunft für ihn bringen sollte, in einem Satz vorweg: „Nunmehr begann sich, das kann ich rückschauend sagen, meine öffentliche Laufbahn vorzubereiten“ (ebd.). Folgende Ereignisse stehen für diese Entwicklung (alles auf S. 7):

„Im Frühjahr 1913 wurde ich Mitglied der ‚Freiwilligen Sanitätskolonne vom Roten Kreuz‘.

[Eine] „antisemitische Periode. [...] Ich wurde sogar Mitglied des ‚Deutschen Ordens‘, einer antisemitischen, verstiegen romantischen Organisation. Das dauerte jedoch höchstens ein halbes Jahr.“

Er schrieb sich für den „Hausgebrauch eine eigene deutsche Geschichte, beginnend mit dem Jahre 843. Ich kam in fünf Jahren Arbeit bis zum Jahre 1848“.

„Im Frühjahr 1914 stellte ich auf einer größeren Ausstellung in Küstrin einige Landschaften und Stillleben aus und hatte das Glück, preisgekrönt zu werden.“

4. „Aber damit sind wir beim Ausbruch des Weltkrieges 1914–1918“

Carl Paeschke beendete dieses Kapitel lapidar: „Aber damit sind wir beim Ausbruch des Weltkrieges 1914–1918“ (ebd.). In dem nun folgenden längeren Abschnitt findet sich eine Vielzahl von sehr unterschiedlichen Überlegungen, die zum Teil von der geradlinigen Darstellung des übrigen Manuskripts abweichen. Der Krieg bzw. das Kriegsgeschehen selbst wurde dabei eher am Rande erwähnt; was in starkem Kontrast zu den Darstellungen der meisten anderen Kriegsteilnehmer steht. Carl Paeschke berichtete vielmehr recht ausführlich über seine ambivalente Haltung: Mal pro, mal gegen den Krieg und befand sich hiermit in der Gemeinschaft vieler anderer politisch eher linksstehender Zeitzeugen. Er meldete sich, nun wieder im Gegensatz zu vielen anderen, nicht freiwillig zum Kriegsdienst, sondern verrichtete seine Tätigkeit beim Roten

Kreuz, bis er als Sanitätssoldat im Jahr 1916 eingezogen wurde. Bereits am 31. Dezember 1917 musste er wegen seiner Tuberkulose aus dem Heeresdienst entlassen werden. An einer zentralen Stelle dieses Abschnitts findet sich dann eine Reihe von Überlegungen, in denen sich sein Hin-und-her-gerissen-Sein spiegelte. Zunächst führt er seine Position abstrakt ein, um dann auf seine eigene Entwicklung einzugehen, bevor er sich in ein Generationsverhältnis, in ein Vorher oder Nachher, einrückt und den damit einhergehenden Konflikt hervorhebt:

„Ein Mensch, in dem eine starke Tradition verankert war, der eine Erziehung genossen hatte, die ihn zuerst an den andern und dann erst an sich denken ließ und dessen Neigungen diese Tradition verstärkten, musste notgedrungen mit sich in Zwiespalt kommen, als er sah, dass die Umwelt, die er achtete, aus dem Gefüge kam und gewissermaßen eine Spaltung durchmachte. Ein Vorgang, der mich während des Krieges vor die Entscheidung stellte, mich entweder dem Alten, Untergehenden, oder dem Neuen, Kommenden anzuschließen. Wir, die sogenannte Kriegsfreiwilligengeneration, hatten etwas Revolutionäres in uns. Wir protestierten gegen die uns lästigen gesellschaftlichen Formen aus der preußischen Feudalzeit, wir wollten nicht mehr am Gängelband geführt werden, sondern glaubten an unsere Fähigkeit, unsere Geschicke selbst zu bestimmen. Es war ganz gleich, ob ein Mensch meiner Generation Arbeiterkind, Bürgersohn oder Adelliger war, alle empfanden im Grunde das Gleiche: aber alle hatten in sich den Widerstand niederzukämpfen, den die anerzogene Hochachtung vor dem Älteren oder ‚Höheren‘ erzeugte. Den meisten von uns gelang das nur unvollkommen. Sie blieben stecken. Andere explodierten und wurden radikale Stürmer, um später lautlos in der Versenkung zu verschwinden. Nur wenige vermochten in sich die alte und die neue Zeit zu einer harmonischen Einheit zu verschmelzen, die es ihnen ermöglichte, den kommenden Generationen ein wertvoller Mittler des Alten und ein Führer in das viel versprechende Neue zu sein“ (CP, 9f.).

Dass sich mit diesem Hin-und-her-gerissen-Sein, heute sprechen wie von einer Adoleszenzkrise, der Übergang zum Erwachsenenalter ankündigte, d. h. bei Carl Paeschke der anspruchsvolle Entwurf einer eigenständigen politischen Haltung als ‚Mittler des Alten und Führer in das Neue‘, wird am Ende des Abschnitts sichtbar, wenn er der Sache nach von einem Wendepunkt spricht und zugleich die dafür verantwortliche Person, seinen Mentor, hervorhebt.

„Wenn ich meinen Zustand im Sommer 1918 formulieren soll, so möchte ich sagen: Es war alles da, es brauchte nur ein Etwas anzutippen und der wahre Carl Paeschke war geboren.“

Dieses Antippen geschah durch die Ereignisse des Sommers und Herbstes 1918 und durch den Rektor Krumm. Dieser Rektor Krumm war an Stelle des endlich verstorbenen alten Prügelpädagogen, unter dessen Fuchtel ich einst sehr gelitten hatte, an die Schule nach Vietz versetzt worden. Er hatte jahrelang in den deutschen Kolonien und in England gelebt und trat nun in dem reaktionären Vietz offen gegen die ‚Vaterlandspartei‘⁹³ auf und setzte sich für den Verständigungsfrieden ein. Er war es, der mir einen Einblick in die Struktur und das Wesen der angelsächsischen Welt gab und mir die Verbindung zu pazifistischen Kreisen öffnete“ (CP, 11).

5. Eine „öffentliche Laufbahn“ beginnt

Erneut kommt hier das von Carl Paeschke geprägte Bild ‚der öffentlichen Laufbahn‘ in den Sinn. Nachdem er sich am 11. November 1918 auf einer Volksversammlung zu einem Arbeiter- und Soldatenrat zu seiner eigenen Überraschung zu Wort gemeldet und seine Vorstellungen erfolgreich vorgetragen hatte, trat er in der Folge „überall als Diskussionsredner auf, der bei den Reaktionären schnell sehr verhasst wurde“ (ebd.). Parteipolitisch hatte er sich gemeinsam mit dem Rektor Krumm für die Deutsche Demokratische Partei⁹⁴ entschieden:

„Sie sollte ein demokratisches, den Volksstaat lebensfähig machendes Bürgerium zusammenfassen. Sie beschloss jedoch die Blockbildung mit den bürgerlichen Parteien gegen die Sozialisten zu den Wahlen für die verfassungsgebende Deutsche Nationalversammlung. Damit ging sie einen Weg, den wir nicht mitmachen wollten. Deshalb traten wir aus der Partei aus, ohne uns einer anderen anzuschließen“ (ebd.).

Trotz dieses Austritts gab Carl Paeschke seine politischen Ambitionen nicht auf. Am 12. Januar 1919 wurde er zu einer Gründungsversammlung von Kriegsteilnehmern und Kriegsbeschädigten hinzugezogen und, überraschend, zum Schriftführer gewählt. Er ging dieser Tätigkeit, anders als viele andere, die eher passiv blieben, mit „Feuereifer“ nach, sodass er bald ein positives Fazit ziehen konnte:

93 Die Deutsche Vaterlandspartei (DVL) war eine rechtsradikale Partei, die in der Schlussphase des Ersten Weltkrieges aktiv war. Die Partei griff Elemente konservativer, nationalistischer, antisemitischer und völkischer Ideologien auf.

94 Die Deutsche Demokratische Partei (DDP) galt als eher linksliberal; in der ersten Regierung der Weimarer Republik bildete sie zusammen mit dem Zentrum und SPD die Regierung. Insgesamt verlor sie bis 1933 stark an Bedeutung.

„So war der ‚Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen‘ – so nannte sich die Organisation – für mich die politische, organisatorische und verwaltungstechnische Lehre. Er wurde mein politisches Sprungbrett“ (CP, 12).

Und er kommentiert das für ihn so wichtige Geschehen noch einmal, nun im direkten Vergleich mit seinen Zeitgenossen:

„In der Revolutionszeit lag der Erfolg genauso auf der Straße, wie angeblich in Amerika das Geld. Wer reden konnte oder auffiel, wessen Name in einer Versammlung gebrüllt wurde, hatte Chancen, etwas zu werden. Allerdings: späterhin musste er auch etwas leisten können, sonst verschwand er im Nichts. Man sprach von mir und deshalb bot sich mir die Chance“ (ebd.).

Aber Carl Paeschke musste in den kommenden Jahren auch Rückschläge einstecken; die Reaktion⁹⁵ erstarkte wieder. Hinzu kam die Inflation, verbunden mit Korruptionserscheinungen. Allerdings ließ sich auch eine weitere, langfristig gesehen dramatischere Entwicklung erkennen, die zu dieser Zeit schon einsetzte und dann 1933 ihren Höhepunkt fand.

„Jedenfalls kann ich nicht sagen, dass es vom Herbst 1920 an gemütlich im deutschen Osten war; zum Mindesten nicht für mich. Man sah phantastisch angezogene Leute mit verwegenen Gesichtern und mit Fahnen, die meistens als Symbol einen Totenkopf zeigten. Auf den Straßen und in den Lokalen hörte man von ‚Arbeitskommandos‘,⁹⁶ die angeblich die Leutenot (sic) auf den großen Gütern steuern sollten. Da ich meiner Gewohnheit, gelegentlich nachts durch die Wälder zu streifen, treu geblieben war, sah ich oftmals Nachtübungen und geheime Waffentransporte. [...] Es lässt sich nicht leugnen: nach dem Kapp-Putsch waren wir deutschen Republikaner in die Defensive gedrängt,

95 An anderer Stelle benennt Paeschke die Personengruppen, die er unter dieser Überschrift zusammenfasste: Neben dem Adel war „die dünne Akademikerschicht im dünnen Osten [...] bis auf einige Ausnahmen schwärzeste Reaktion“, und „die Beamten [...] waren noch die alten reaktionären Figuren, die im Königreich Preußen im Namen Seiner Majestät gegen Freiheit und Aufklärung gekämpft hatten“ (CP, 14f.).

96 „In Wirklichkeit handelte es sich aber bei diesen ‚Arbeitskommandos‘ [...] um die Vorbereitung der Beseitigung der deutschen Republik“ (CP, 17).

obgleich die Sozialdemokraten Braun⁹⁷ und Severing⁹⁸ die maßgebenden Männer in Preußen waren“ (CP, 14).

Und Carl Paeschke weist noch auf einen anderen Aspekt hin, der ebenfalls zu seiner biographischen Entwicklung gehörte: „Meine künstlerische, journalistische und feuilletonistische Tätigkeit“ (CP, 16). Unter dieser Überschrift fasste er zusammen, dass er neben seinem politischen Engagement noch Zeit und Möglichkeiten für andere Aktivitäten fand. So entwarf er für das Geschäft seiner Mutter Muster für Stickereiarbeiten; er schrieb, wenn auch für wenig Geld, ‚Kampfarmikel‘ für Tageszeitungen und Zeitschriften; seine literarischen Spuren verdiente er sich aber durch Kurzgeschichten, die er unter dem Namen Angelus verfasste und die „wie ein rotes Tuch auf die nationalistischen Spießler“ (CP, 16) wirkten; weitere „größere feuilletonistische Arbeiten“ (CP, 17), veröffentlichte er unter dem Pseudonym „Vietzer“ oder „Neumärkisches Bilderbuch“.

Dennoch wurde für Carl Paeschke schnell deutlich, dass er sich auf die politischen Entwicklungen konzentrieren musste, da von diesen große Gefahren für die Demokratie ausgingen. So zeigte sich, dass die Aktivitäten der Geheimorganisation Schwarze Reichswehr, also der sogenannten Arbeitskommandos, in seiner Gegend in bedrohlicher Weise zunahmen.⁹⁹

„Die Führer dieser Arbeitskommandos waren Landsknechte im wahrsten Sinne des Wortes. Sie waren arbeitsscheue, entwurzelte Menschen, die hofften, durch das Abenteuer des ewigen Bürgerkrieges sich durchs Leben schlagen zu können. Die nationale Phrase war die Verbrämung der Brotfrage“ (CP, 17).

Carl Paeschke trug dazu intensiv Material zusammen und reichte es an einflussreiche Stellen weiter: Das gesammelte Material

„ging nach Berlin und wurde dort unter anderem auch in der ‚Weltbühne‘ veröffentlicht. Die ‚Weltbühne‘ war eine radikal-demokratische Wochenschrift von internationalem Ruf und stand in engem Kontakt mit der ‚Deutschen Liga

97 Otto Braun (1872–1955) war bis 1932 Ministerpräsident des Freistaates Preußen. Er flüchtete im März 1933 nach Österreich, dann in die Schweiz, wo er in großer Armut lebte.

98 Carl Severing (1875–1952) war bis 1932 preußischer Innenminister. Severing blieb während der NS-Zeit in Deutschland.

99 Zu dieser Zeit kam es für Paeschke auch zu einem ersten Kontakt mit dem radikalen NSDAP- und SA-Mitglied Edmund Heines.

für Menschenrechte', deren Mitglied ich war. Daneben schrieb ich noch in der pazifistischen Wochenzeitschrift ‚Das andere Deutschland‘ (CP, 18).

Diese Tätigkeiten wurden immer wieder unterbrochen bzw. eingeschränkt durch seine fortschreitende Tuberkulose, durch die sich sein Zustand ständig verschlechterte; hinzukam, dass im November 1923 eine Herzmuskelschwäche diagnostiziert wurde, sodass mit dem Schlimmsten zu rechnen war. Allerdings:

„Wie diese Niederschrift beweist, bin ich in der Folge nicht gestorben, sondern im Gegenteil: Im Frühjahr 1924 wurde ich überraschend schnell gesund. Die Tuberkulose war zum Stillstand gekommen und hat sich seither nicht wieder sehen lassen. [...] Das Frühjahr 1924 sah einen Menschen, der das Gefühl hatte, einem reinigenden Bade entstiegen zu sein, dem die Sonne heller als sonst schien, der das Gefühl hatte, in einer jugendlichen Natur zu leben, der sich selbst wie neugeboren fühlte. Ich war damals 28 Jahre alt. Seit dem Jahre 1917 hatte ich mich dauernd körperlich nicht wohl gefühlt“ (CP, 19).

Währenddessen waren die gesellschaftlichen Probleme nicht weniger geworden. Im Gegenteil.

„Oh, es sah traurig aus im Vaterlande! Die Inflation war beendet, aber sie hatte die Mittelschichten und die Rentner völlig ausgeplündert zu Gunsten der Großindustrie und der Schieber“ [...]; es wurde verbreitet, „dass die Sozialdemokraten und die Juden die Inflation gemacht hätten. Ein wüster Antisemitismus wütete, die Häuser und Schaufenster meiner jüdischen Mitbürger waren mit Hakenkreuzen beschmiert“ (CP, 20).

Die für den 4. Mai 1924 angesetzten Kommunalwahlen konnten angesichts der angespannten Ausgangslage von entscheidender Bedeutung für die weitere politische Entwicklung werden. Carl Paeschke wurde aufgefordert, sich zur Gemeindevertreterwahl zu stellen. Er folgte diesem Ruf, kandidierte aber aus taktischen Gründen nicht für eine sozialistische Partei, denn hier waren große Widerstände zu erwarten, sondern auf der sogenannten Mieterliste, die für ihre Mitglieder wichtige Ansprüche gegenüber den Hausbesitzern vertrat:

„Die Wohnungsfrage war durch das Stocken der Bautätigkeit in den 4 Kriegsjahren, durch das Hineinströmen von Flüchtlingen aus den abgetretenen Gebieten in den Reichskern, durch die Rückkehr zahlreicher Auslandsdeutscher, durch die Verkleinerung der einzelnen Familien sowie durch das Älterwerden der Menschen eine der schwierigsten der Nachkriegszeit“ (CP, 20).

Unter der Überschrift ‚Die Eroberung der kommunalen Macht‘ kann Carl Paeschke von seinem Erfolg bei der Abstimmung berichten. Gab es nach der ersten Wahl im Jahr 1919 noch eine bürgerliche Mehrheit, so hatten sich die Ergebnisse nun fundamental verschoben:

„Die Überraschung war groß, als dieser Bürgerblock ganze 2 Vertreter durchbrachte, die Mieter als stärkste Fraktion mit 7, die Sozialdemokraten mit 4 und die übrigen Parteien zusammen mit 8 Mandaten aus den Wahlen hervorgingen. Mieter und Sozialdemokraten verfügten also zusammen über die Mehrheit. Das Ergebnis war demnach ein besseres als 1919, denn es war uns gelungen, auf die Mieterliste fast ausnahmslos Sozialisten aufzustellen“ (CP, 21).

Nüchtern hält er die für ihn folgenreiche Entwicklung fest: „Auf diese Weise war ich bei der Kommunalpolitik gelandet“ (ebd.). Paeschke wurde Mitglied verschiedener Kommissionen und nahm den Kampf sowohl gegen die „reaktionäre Beamtenschaft“ (ebd.) als auch gegen die „evangelische Landeskirche“ (CP, 22) auf. Hierbei bezog er sich vor allem auf die Person des Superintendenten Emil Kumbier aus Vietz: „Es gab keine Predigt, keine Trauung, keine Taufe und kein Leichenbegängnis, in denen er nicht in versteckter oder offener Weise gegen die Demokratie, den Völkerfrieden und vor allem gegen Paeschke zu Felde zog“ (ebd.).¹⁰⁰

Und Carl Paeschke verallgemeinert diese Aussage noch einmal, indem er heftige Vorwürfe gegen die evangelische Kirche erhebt: „In der Zeit der scheinbaren Konsolidierung der Republik – das sei hier noch bemerkt – war es allein der deutsche Protestantismus, der an seiner unversöhnlichen Feindschaft gegen die Demokratie und Republik festhielt“ (ebd.).

Zu Beginn seiner politischen Karriere stellte sich für Carl Paeschke erneut die Frage nach der Parteizugehörigkeit. Er betont, dass der damit verbundenen Schritt eine politische Notwendigkeit im Deutschland der Weimarer Republik sei.

„Es gab in dem straff organisierten Parteienstaat für einen Menschen mit praktisch-politischen Ambitionen keine Möglichkeit, sich als Einzelgänger durchzusetzen. Er musste sich zu irgendeiner Partei bekennen“ (CP, 24). Für Paeschke lag es aufgrund seiner politischen Haltung nahe, sich der Sozial-

100 Carl Paeschkes Kommentar zu Emil Kumbier macht deutlich, zu welcher Polemik er fähig war. „Einmal hat er versichert, er könne nicht eher sterben, bevor er nicht erlebt hätte, dass ich auf der Landstraße ende. Nun, er hat diesen Zeitpunkt nicht abwarten können und ist vorher gestorben“ (CP, 23). Emil Kumbier verstarb am 30. Mai 1931.

demokratischen Partei anzuschließen. Allerdings, und das durchzieht seinen gesamten Beitrag, war er auch der SPD gegenüber, genauer: gegenüber den Vertretern der Parteispitze, sehr kritisch. Dies hatte er bereits in seinem Kommentar zum Nichteingreifen Severings beim Kapp-Putsch im März 1920 zum Ausdruck gebracht (vgl. auch S. 122f.). An dieser Stelle fügt er noch hinzu, dass „die Sozialdemokratie in ihrer Form erstarrt war“ (ebd.). Dennoch: Es gab nur

„eine republikanische Massenpartei in Deutschland: die ‚Sozialdemokratische Partei Deutschlands‘, in ihr allein war der politisch geschulte, staatsbewusste deutsche Mensch zu finden, der gewerkschaftlich und parteipolitisch organisierte Arbeiter“ (ebd.).

Carl Paeschke trat am 1. Oktober 1924 in die Partei ein. Dass sein ambivalentes Verhältnis zur SPD bestehen blieb und sich noch steigerte, wird sich im Folgenden an mehreren Stellen zeigen.

Die Anfeindungen gegenüber Carl Paeschke, jetzt den Sozialisten Paeschke, nahmen sprunghaft zu. Dazu gehörte auch eine nicht vorhersehbare Reaktion: Plötzlich und sehr intensiv wurde das Geschäft seiner Mutter boykottiert; „es musste aufgegeben werden; unser Vermögen war aufgebraucht, der Betrieb nicht mehr tragbar“ (CP, 25). An späterer Stelle fügt Paeschke weitere Einschränkungen hinzu: „Diese kluge Frau musste unter dem öffentlichen Wirken ihres Sohnes leiden. Ihr Verkehr mit den Menschen schränkte sich ein, weil die Leute, die früher zu uns kamen, unser Haus des Sohnes wegen mieden“ (CP, 29).

Paeschke kommentierte das Geschehen ausführlich, und es fällt auf, dass er seiner angestrebten politischen Karriere vieles andere unterordnet – so auch die berufliche Selbständigkeit seiner Mutter:

„Doch was machte das schließlich aus? Meine Mutter war alt, und weder meine Schwester noch ich gedachten unser Leben als Gewerbetreibende in Vietz zu beenden. Meine Schwester war nach und nach ebenfalls Sozialistin geworden und stand ihren Mann. Außerdem hatte ich die Massen hinter mir und vor mir ein Lebensziel, das wertvoller war als das Schaffen großer Reichtümer; die anderen hingegen waren brave Spießbürger, denen Gold und Gut alles bedeutete“ (CP, 25).

Ohne dass Carl Paeschke sein Lebensziel ausdrücklich benennt, ist offensichtlich, dass er es im Bereich der Politik, der politischen Arbeit, der politischen Karriere, sah. Und er setzte sich, wie zu erwarten, mit großem Engagement für

dieses Ziel ein. Um die damit verbundenen Schwierigkeiten zu verdeutlichen, will ich ein Beispiel aus vielen auswählen, das den ‚republikanischen Alltag‘, speziell den pädagogischen Bereich, etwa 1927 oder 1928 wiedergibt. Paeschke gibt an, dass er für viele Studierende des Lehramts „auf meinen Namen lautende, in Wahrheit ihnen gehörende Parteimitgliedsbücher in Verwahrung“ (CP, 25) genommen hatte. Wie lässt sich das erklären?

„Viele dieser Jungen wollten Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei werden; aber dann stand zu befürchten, dass sie von den örtlichen Schulkommissionen und von den vorgesetzten Ämtern boykottiert und um ihre Zukunft gebracht würden“ (ebd.). Bissig bemerkt Carl Paeschke dazu: „Und das bei einem sozialdemokratischen Minister für das Erziehungswesen!“ (ebd.).

Paeschke benennt in der Folge weitere Tätigkeiten, die er in der und für die Partei ausgeführt hatte. So war er „für einige Zeit in der politischen Redaktion des Spandauer Parteiblattes beschäftigt“ (CP, 26). Und „von 1929 bis 1930 war ich in der Redaktion des ‚Neumärkischen Volksblattes‘ in Landsberg tätig“ (CP, 27). Zusammenfassend spricht Paeschke davon, dass er als Mensch gewachsen sei, u. a. durch die Arbeit in der ‚Deutschen Liga für Menschenrechte‘; hier fand er auch jenen „Kontakt mit der internationalen Welt, den mir meine Partei nicht zu geben vermochte“ (ebd.). Mit dieser Entwicklung ging einher, dass er nun auch weiterreichende politische Überlegungen anstellte; Überlegungen, die auf eine europäische Ebene zielten.

„Weltanschaulich war ich gefestigt und hatte mich davon überzeugt, dass es möglich war, mit einem unbewaffneten Deutschland durch die Macht des Friedensgedankens, der Stärke des Geistes und der Ehrlichkeit des Willens, das außerdeutsche Europa dazu zu bringen, die lästigen Schranken zwischen den Völkern fallen zu lassen und ein einiges und glückliches Europa zu schaffen“ (CP, 29f.).

Aber die großen, konkret zu bewältigenden Probleme lagen unmittelbar vor der eigenen Haustür.

„Wenn ich durch die Städte und Dörfer des deutschen Ostens fuhr, sah ich viele geschlossene Läden oder schreiende Plakate mit der Aufschrift ‚Konkursmassenausverkauf‘, dann fand ich schon die ersten Gruppen jugendlicher Menschen auf den Straßen und Plätzen, die gelangweilt die Vorübergehenden musterten oder heftig diskutierten – Arbeitslose! Dann traf ich in den Versammlungen besorgt aussehende Familienväter, die nicht wussten, wie lange

ihr Betrieb sie noch beschäftigen konnte und die das Gespenst der Arbeitslosigkeit und des Elends fürchteten“ (CP, 28).¹⁰¹

Im Anschluss an diese düstere Beschreibung fügt Carl Paeschke einen Abschnitt ein, den er mit „Der Anfang vom Ende“ (CP, 30) überschreibt, und in dem er über die Situation im Sommer 1930 berichtet.

„Etwas unsicher erkundigten sich die jüdischen Geschäftsleute, ob es anderswo auch Hakenkreuzler gäbe; sie waren nach 1924 erst jetzt wieder in dieser Gegend aufgetaucht. Auf Straßen und Plätzen standen die Arbeitslosen, vor dem Arbeitsamt gleichfalls. Sie hatten einen anderen Gesichtsausdruck als die übrigen Menschen, auch ihre Haltung war eine andere, und wenn ich an ihnen vorüber ging, spürte ich, wie sie mich musterten, und ich konnte ein Gefühl der Scham darüber, dass ich gut gekleidet war, nicht unterdrücken. Wenn ich in Versammlungen vor den Menschen stand und zu ihnen sprach, dann sah ich – wie sonst – das gutmütig-vertrauende Lächeln oder die starre Feindseligkeit, die nicht hören will, wie man es meint, sondern aufpasst auf das, was geeignet ist, die eigene Entrüstung zu nähren; aber da war noch ein anderer, neuer Ausdruck vorhanden; er drückte Unsicherheit, Furcht vor dem Kommenden, Misstrauen und die Sehnsucht nach Ruhe und Sicherheit aus“ (CP, 30).

In zahlreichen Gesprächen thematisierte Carl Paeschke wieder und wieder die Haltung der SPD. So berichtet er von einer Unterredung mit Dr. Johann Caspari, dem Landeshauptmann der Provinz Grenzmark Posen Westpreußen, die im Juni 1930 stattgefunden hatte.

„Als wir über die kritische Lage der Republik und die Schwäche der Sozialdemokratie in seiner Provinz sprachen, rief er aus: ‚Weshalb sitze ich denn hier? Weshalb sind Sie Redakteur? Doch nur weil der Apparat nach außen so groß wirkt. In Wirklichkeit steckt nichts dahinter! Wenn die wüssten, wie schwach wir sind.....!‘ – ‚Die‘, das waren die Nationalisten (sic). Wir waren schwach, aber unsere führenden Männer wussten es nicht“ (CP, 31; Hervorhebung i. O.).

Zur Bestätigung dieser Aussage gibt Carl Paeschke einige Stellen aus einem Gespräch mit dem Mitglied des Vorstandes der Deutschen Sozialdemokratie,

101 Diese Beobachtungen entsprechen in vielen Hinsichten den Ergebnissen der Studie ‚Die Arbeitslosen von Marienthal‘, die in Österreich, ebenfalls zu Beginn der 1930er Jahre, von Marie Jahoda, Paul Felix Lazarsfeld und Hans Zeisel (1933/1980) durchgeführt wurde; vgl. dazu auch das nachfolgende ausführliche Zitat.

Johannes Stelling, wieder, das kurz nach der Unterredung mit Dr. Caspari stattgefunden hatte. Auf Paeschkes Warnungen entgegnete dieser.

„Sie sehen zu schwarz. So schlimm ist das alles nicht. Ich war jetzt auch draußen und habe in großen Reichsbanner-Versammlungen gesprochen. Die Stimmung ist vorzüglich, verlassen Sie sich darauf! Auf meinen Hinweis, dass Versammlungen kein Stimmungsbarometer seien, sondern dass man die Menschen im täglichen Leben beobachten müsse, antwortete er: ‚Nein, nein, glauben Sie mir: Sie irren sich! Sie haben zu schwarz gesehen! Wir sind alte Praktiker, wir wissen Bescheid. Sie sollen einmal sehen, wie wir durch die nächsten Wahlen kommen! – Ich warnte vor Neuwahlen und sagte, ich glaube, die Nationalsozialisten würden fünfzig bis sechzig Mandate erobern. Aber Stelling antwortete: Die Nationalsozialisten? Die nicht! Die Volkskonservativen vielleicht. Aber lassen sie die doch zunehmen!‘“ (ebd.).

Paeschke kommentiert dieses Gespräch so: „Die Nationalsozialisten zogen nicht mit fünfzig, sondern mit mehr denn hundert Abgeordneten in den Reichstag ein, während sich die Volkskonservativen als eine Fata Morgana erwiesen“ (ebd.).

6. Als Redakteur ins Eulengebirge

Dennoch zeigte sich, dass die Partei sein Engagement durchaus zu schätzen wusste, denn sie betraute ihn mit einer neuen und wichtigen Aufgabe. Er sollte nach Schlesien gehen und dort, in Langenbielau, die SPD-Tageszeitung ‚Der Proletarier im Eulengebirge‘ als Redakteur verantworten.¹⁰² Für Carl Paeschke brachte dies eine überraschende Wende in seinem Leben mit sich. Einerseits waren die Erwartungen an ihn nicht sehr hoch.

„Es mutet Ihnen niemand zu in Langenbielau Ihr Leben zu beschließen“, sagte mir Wilhelm Dittmann, Mitglied des deutschen Parteivorstandes, als er mit mir meine Abreise dorthin besprach, „und wenn Sie sich dort nicht durchsetzen können, nimmt Ihnen das auch niemand übel, denn es ist dort alles sehr primitiv und schwierig“ (CP, 32).

102 Paeschke führt den Ort seiner neuen Tätigkeit folgendermaßen ein: „Ich ging nach dem Eulengebirge, ging nach Langenbielau, dem weltberühmten Weberort, dem Gebiet des bekannten Aufstandes von 1844, das einen Gerhart Hauptmann begeistert hatte, das größte Drama des deutschen Naturalismus ‚Die Weber‘ zu schreiben, und das Karl Marx die Anregung für das ‚Kommunistische Manifest‘ gegeben hatte“ (CP, 32).

Auf der anderen Seite fanden sich auch optimistischere Stimmen. Der Leiter des SPD-Parteiarchivs „Paul Kampffmeyer sagte aber mir: ‚Es gehört zum Rüstzeug des internationalen Klassenkämpfers, die Verhältnisse im Eulengebirge studiert zu haben“ (ebd.).

Carl Paeschke traf am 20. August 1930 in Langenbielau ein und wurde sofort mit einer Reihe von Schwierigkeiten konfrontiert: Die Zeitung war heruntergewirtschaftet, die Redaktion und die Druckerei waren an zwei unterschiedlichen Orten untergebracht, die zudem nur schwer erreichbar waren, die „Berichterstatter des Blattes streikten und (sprachen) mit mir am Telefon grundsätzlich nur im Eulengebirgsdialekt – sie hätten ebenso gut chinesisch sprechen können“ (CP, 34), und die Parteimitglieder empfanden den neuen, von der Partei aus Berlin geschickten Redakteur als einen Eindringling. Die letzte Auffassung bezeichnet Paeschke sehr realistisch als eine „gar nicht falsche Ansicht“ (ebd.).

Auf der nächsten Parteiversammlung musste Carl Paeschke sich gegen heftige Angriffe wehren. Den Höhepunkt bildete die Attacke seines Vorgängers, die Paeschke jedoch gut parieren konnte.

„Als schließlich noch mein Vorgänger, der abgesetzte Redakteur Döhring das Wort ergriff und sagte: ‚Genossen, das da ist der Genosse Paeschke, den Euch der Parteivorstand in Berlin auf den Hals gehetzt hat. Seht ihn Euch an, der ist ein Intellektueller! Wisst Ihr, was ein Intellektueller ist? Ein Mensch, der bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr studiert und nichts tut, und dann andere Leute regieren will‘, hatte der Tumult seinen Höhepunkt erreicht. Aber mit dieser Bemerkung Döhrings hatte ich gewonnen, denn ich bewies mit einigen Sätzen, dass ich nicht so ein ‚Intellektueller‘ wäre. Da ich fernerhin erklärte, dass ich nicht die Absicht hätte, länger unter ihnen zu bleiben, als es im Interesse der Fortführung der Zeitung und der Durchführung des Wahlkampfes für die bevorstehenden Reichstagswahlen nötig wäre, beruhigten sich die Gemüter“ (ebd.).

Carl Paeschke konnte sich daher sehr intensiv der Rettung der angeschlagenen Zeitung widmen.

„Die nächsten Monate waren ausgefüllt mit dem Wiederaufbau der Zeitung, mit der Eroberung des Vertrauens und dem Studium der Eigenart der Menschen meiner neuen Umgebung“ (ebd.).

Doch erneut griff die gesamtgesellschaftliche Entwicklung in das Leben Carl Paeschkes ein. Nachdem der Reichstag im Juli 1930 aufgelöst worden war, er-

folgten die Neuwahlen zum 5. Reichstag am 14. September 1930. Die NSDAP wurde mit 18,3 % zweitstärkste Partei hinter der SPD, die auf 24,5 % kam; für die NSDAP bedeutete dies einen Zuwachs in Höhe von 15,7 %; für die SPD einen Verlust von 5,3 %. Paeschke kommentiert dieses Ergebnis, das seine zuvor mehrmals ausgesprochenen Befürchtungen noch bei weitem übertraf, gewohnt direkt.

„Die Wahlen des 14. September hatten das deutsche Antlitz entschleierte. Leider war es keine Entschleierung, die eine Schönheit enthüllte; im Gegenteil, das wahre Antlitz Deutschlands sah erschreckend aus, denn die Nationalsozialisten waren nicht – wie ich es prophezeit hatte – mit fünfzig bis sechzig, sondern mit einhundertseven Abgeordneten in den Reichstag eingezogen. Damit hatte sich die Struktur des öffentlichen Lebens verändert, das seit 1871 in seinen Grundzügen unveränderte Bild des deutschen Parteiensystems war zerstört, die faschistische Gruppe hatte die bürgerliche aufgefressen“ (CP, 36).

Und Paeschke fügt noch hinzu, dass damit „die Hoffnungslosigkeit die Herrschaft in den Herzen der Kämpfer für die Freiheit Platz genommen“ (ebd.) hatte. Die unmittelbare Konsequenz bestand für ihn darin, dass er „noch im Eulengebirge bleiben (müsse), (auch) die Parteileitung fand, dass es besser wäre, mich jetzt dort nicht fortzuholen“ (CP, 36f.).

Die politische Lage heizte sich aber noch einmal auf, und die Situation wurde insgesamt unübersichtlicher. Nun war es vor allem die Kommunistische Partei, die versuchte, ihren Einfluss auszuweiten und dabei auch heftig gegen die SPD agitierte. Bei den Wahlen war sie mit 13,1 % und einem Zuwachs von 2,5 % auf dem dritten Platz gelandet. Carl Paeschkes Versuche einer Zusammenarbeit wurden von der KP nicht akzeptiert, sodass die Auseinandersetzungen bis in das Frühjahr 1931 hinein stetig zunahmen.

Aber dennoch lag die Hauptgefahr, das erkannte Paeschke, im Erstarken der NSDAP, sodass er sich auf diese Konfrontation fokussierte. Unter der Überschrift ‚Wir greifen an‘ schildert er die Lage vor Ort: Der „Kampf nahm ständig an Schärfe zu. In meinem Wirkungsgebiet traten die Nationalsozialisten genauso auf, wie überall: frech, anmaßend, mit dem Geld nicht sparend und – feige“ (CP, 38). Er verdeutlicht diese Auseinandersetzungen an einem Beispiel:

„Die Nationalisten (sic) hatten im trauten Verein mit den Kommunisten die Auflösung des preußischen Landtags verlangt und zur Durchsetzung dieser Frage den Volksentscheid gefordert“ (CP, 39). Gegen dieses Vorgehen wandte sich Carl Paeschke. Er gab die oben zitierte

„Parole [...] ‚Wir greifen an‘ (aus) und veröffentlichte fortlaufend die Namen und Adressen derjenigen Beamten und Gewerbetreibenden, die sich in die Listen zur Beantragung der Abstimmung eingetragen hatten. Die Folge war ein unbeschreibliches Wutgeheul. Es regnete offene und anonyme Drohbriefe, die mir alle ein gewaltsames Ende prophezeiten; aber daran hatte ich mich im Laufe der Jahre schon so sehr gewöhnt, dass es mich nicht rührte“ (ebd.).

Was Carl Paeschke bei all seinen Anstrengungen vermisste, war die Unterstützung durch die eigene Partei. Abermals warf er dieser vor, dass sie die Situation nicht angemessen wahrnahm. Unter der erneut sehr zutreffenden Überschrift „Die Ahnungslosen“ (CP, 40) schildert er das, wie er es sah, Versagen der Partei. Auch diese Auffassung soll anhand eines Beispiels verdeutlicht werden. Als die Putschisten wieder verstärkt in der Region tätig waren, und junge Menschen militärisch ausgebildet wurden, reagierte Carl Paeschke besorgt:

„Diesen Vorfall teilte ich meinem Parteivorstand mit; natürlich geschah darauf nichts, denn Minister des Inneren in Preußen war Severing. Er wie beinahe alle hohen Funktionäre der Partei waren durch die Koalitionspolitik verweichlicht; sie hatten keine Ahnung von der Wirklichkeit, sondern machten sich und anderen etwas Regierungsspielerei in Konferenzen, Besprechungen und parlamentarischen Richtungen vor, während draußen im Lande die Entwicklung über ihre Betriebsamkeit – Kuhhandel nannte das der Volksmund – zur Tagesordnung überging“ (ebd.).

7. „Das Hakenkreuz wächst“ (CP, 41)

Für das nächste Kapitel seiner Autobiographie wählt Carl Paeschke diese Überschrift, die das Geschehen genau auf den Punkt brachte. Angesprochen war damit der Übergang vom Jahr 1931 auf das Jahr 1932.

„Mit dem Einbruch des Winters wurde die Lage immer schwieriger. Wenn ich über den Ring in Reichenbach ging, sah ich Hunderte von Arbeitslosen herumstehen; aber auch Langenbielau, überhaupt alle Orte, die ich besuchte, boten mir das gleiche Bild. Da standen sie, die Armen, Alten und Jungen, hoffnungslos, verarmt und vielfach durch die Verhältnisse demoralisiert. Ich sah in ihren Augen die Not flackern; sie standen vor mir, schlecht rasiert und schämten sich, dass sie sich nicht einmal die Mittel für die nötige Seife absparen konnten. Alle diese Menschen diskutierten angeregt und eifrig miteinander und ihr Diskussionsstoff war die Politik; und zwar die Politik als Mittel zur Behebung ihrer Not! War das ein Wunder, dass die Arbeitslosen hier wie überall gespalten waren? Da war es zuerst der Nationalsozialismus, der in ihren Reihen stark

an Boden gewonnen hatte, während andererseits die Kommunisten versuchten, durch Einheitsfront-Parolen die Sozialdemokraten zu verwirren, um so zu ihrem politischen Geschäft zu kommen. Heraus kam, dass sie das Spiel völlig verloren“ (ebd.).

Auch die Gründe für den Erfolg der NSDAP wurden deutlich. Eine wichtige Ausgangsbasis waren die hohen Geldmittel, die der Partei zur Verfügung standen.

„Mir selbst haben neugebackene Nationalsozialisten gestanden, warum sie der KP den Rücken gekehrt hatten: sie waren arbeitslos, das Familienleben war durch die Not zerrütet, und nun kamen die Nazis als die Retter und boten ihnen eine SA-Uniform und Dienst in der SA-Kaserne mit freiem Essen und einer Mark Taschengeld täglich! [...] Jedenfalls hat erst dieser Übertritt eines beträchtlichen Teiles der Arbeiterschaft zu den Nationalsozialisten Adolf Hitler die Fäuste gegeben, mit denen er sich auf den Straßen sehen lassen konnte. Bis dahin hatten wir uns ein Vergnügen daraus gemacht, die Gymnasiasten und Portokassenjünglinge mit der Hakenkreuzverzierung in Angst und Schrecken zu jagen, wenn sie zu frech wurden; jetzt sah es anders aus“ (CP, 41f.).

Auch an dieser Stelle kommt Carl Paeschke erneut auf die Schwächen und die Versäumnisse der deutschen Sozialdemokratie zu sprechen.

„Die deutsche Arbeiterbewegung hatte keine Persönlichkeit hervorgebracht, zu der die Massen wirklich Vertrauen hatten. Die Menschen, die bekannt genug waren, um in Frage zu kommen, waren in der Kameraderie mit einem Bürgertum erstickt, das selbst steuerlos durch die Zeit trieb und bereit war, seine Freiheit aufzugeben, wenn es keine Verantwortung zu tragen brauchte“ (CP, 42).

Paeschke beschreibt die gesellschaftliche Entwicklung für die nächsten Monate nun sehr dicht, sodass ich seine entsprechenden Ausführungen ausführlicher als sonst und überwiegend unkommentiert wiedergebe.

„Es war der entwurzelte Intellektuelle – der Herr Doktor mit den zerrissenen Schuhsohlen –, es war der junge Mensch, der die Schule verlassen oder seine Lehre beendet hatte und nun hoffnungs- und aussichtslos auf der Straße lag, es war der Gewerbetreibende und Handwerker, den die Krise um das Letzte gebracht hatte und für den es in dem großzügig ausgebauten deutschen Sozialversicherungssystem keinen Platz gab. Es war auch der Bauer, der keinen ganzen Anzug mehr besaß, dessen Wirtschaft überschuldet war und der sei-

ne Produkte nicht mehr absetzen konnte, weil der Arbeitslose zufrieden sein musste, wenn er ein wenig Margarine der billigsten Art für sich und seine Kinder kaufen konnte: es war mit einem Wort der deutsche Mensch als willfähiges und billiges Kanonenfutter.

Adolf Hitler konnte ihm viel bieten; viel, gesehen vom Standpunkt des Nichts, vor dem und in dem der überflüssig gewordene Mensch stand. Adolf Hitler bot ihm die Hoffnung auf eine goldene Zukunft: er gaukelte ihm das Paradies auf Erden vor. Die Verzweifelten glaubten an ihn, und der Glaube kann Berge versetzen. Der deutsche Glaube hob die geheiligte bürgerliche Gesellschaftsordnung aus den Angeln und setzte dafür einen Begriff: Adolf Hitler wird's schon schaffen!“ (CP, 42f.).

8. „Ein Volk in Ekstase“ (CP, 42)

So lautet die von Carl Paeschke für den nächsten Abschnitt gewählte und wiederum sehr treffende Überschrift.

„Jedermann lief mit einem Abzeichen herum und deklarierte sich schon von weitem. Das ganze Volk erschien in irgendeiner Weise uniformiert und geriet nach und nach völlig in den Taumel politischer Leidenschaft. Ich hatte damals das Gefühl, dass ich eine ähnliche Zeit miterlebe wie Menschen des Mittelalters, wenn die Pest tobte. Damals, so berichteten die Chronisten, geschah es, dass die noch Lebenden auf den Toten tanzten. Hier tanzte ein verzweifeltes und hungerndes Volk auf dem Leichnam des deutschen Wohlstandes“ (CP, 43).

In weiteren, zum Teil sehr kurzen Abschnitten fügt Carl Paeschke seine Lebensgeschichte in diese politischen Entwicklungen ein. In enger Verzahnung mit dem Anwachsen der Aktivitäten der verschiedenen nationalsozialistischen Personen und Organisationen kulminiert seine Schilderung in einer ‚Höhepunktserzählung‘ (Fritz Schütze), die zugleich einen Wendepunkt in seinem Leben markierte.

Aus den von Carl Paeschke im nachfolgenden Text gewählten Überschriften lässt sich bereits der Ablauf des Dramas in vier Akten erschließen: Es begann (1) mit dem Eintreffen des Führers der SA-Gruppe in Schlesien im Juli 1931: ‚Edmund Heines erscheint‘, gefolgt von (2) der Erkenntnis: ‚Das Spiel ist verloren‘. Im weiteren Verlauf geriet Carl Paeschke (3) im Sommer 1932 direkt in das Visier der Mitglieder und Anhänger der NSDAP. Es folgten zahlreiche Drohungen: ‚Der wird am 31. Juli aufgehängt!‘, und im August 1932 kam es (4) zu einem Sprengstoff-Anschlag: ‚Das Attentat‘. – Gefolgt von (5) einem ‚lösenden Danach‘.

Mit der am 31. Juli 1931 erfolgten Ernennung des Leutnants der Reserve Edmund Heines¹⁰³ zum SA-Gruppenführer im Gau Schlesien gelangte einer der rücksichtslosesten Vertreter der Partei in dieses Amt. Heines war bereits 1921 oder 1922 in München in die SA sowie in die NSDAP (Mitgliedsnummer 78) eingetreten und fungierte zuletzt als Stellvertreter des SA-Stabschefs Ernst Röhm; er war bekannt dafür, dass er mit großem Hass gegen seine politischen Gegner vorging. Die Situation wurde noch dadurch verschärft, dass Heines und Paeschke schon einmal zu Beginn der 1920er Jahre miteinander in Konflikt geraten waren, als marodierende Banden durch die Region zogen, und Paeschke diese Aktivitäten an die Öffentlichkeit brachte, sodass auch Berliner Zeitungen, u. a. die ‚Weltbühne‘, darüber berichteten. Einige Jahre später, 1928, wurde Heines als Fememörder für eine Tat, die er bereits 1920 begangen hatte, in Stettin verurteilt.¹⁰⁴ Carl Paeschke charakterisiert Heines wie folgt: „Er wirkte so brutal, wie man sich einen Berufsmörder vorstellt“ (CP, 17). Die Bedrohung spitzte sich nach der Ernennung von Heines auf jeden Fall rasch zu.

Bald errichtete die SA

„in Reichenbach ein Braunes Haus, in dem es sehr hoch herging. In mir wurden Jugenderinnerungen wach. Ich sah wieder wie im Kriege Ordonanzen hin und her eilen, Meldefahrer davonjagen und Stabsoffiziere vorfahren; ich sah militärischen Betrieb“ (CP, 43).

Die tatsächliche, unmittelbare Gefährdung bestand für Carl Paeschke allerdings darin, dass Edmund Heines, der ja vorwiegend in Breslau tätig war, in Reichenbach ein Apartment bezog, das nur drei Häuser von seiner eigenen Wohnung entfernt lag: „Das war sehr deutlich, denn Herr Heines hatte noch eine Abrechnung mit mir zu erledigen“ (CP, 44).

103 Der 1897 geborene Edmund Heines, der mittlerweile zum Obergruppenführer (General) der SA avanciert war, wurde am 30. Juni 1934 im Rahmen des sog. Röhm-Putsches verhaftet und erschossen. Neben der Anschuldigung der Beteiligung an einem Staatsstreich wurde in der nachfolgenden Propaganda der NSDAP vor allem seine als verwerflich angesehene Homosexualität herausgestellt.

104 Das Schwurgericht hatte zunächst eine 15-jährige Strafe verhängt. In dem wegen eines Verfahrensfehlers notwendig gewordenen zweiten Prozess wurde die Strafe 1929 auf 5 Jahre Zuchthaus reduziert; u. a. mit dem Argument, dass der Angeklagte „von der vaterländischen Wichtigkeit seiner Aufgabe durchdrungen gewesen“ sei (Buchstein 2017, 172, Fn.6). Heines wurde schließlich gegen Zahlung einer Kaution in Höhe von 5000 Reichsmark schon im Mai 1929 entlassen.

Zunächst veränderte sich aber die die Situation noch einmal, sie spitzte sich zu. Ich lasse Carl Paeschke dazu ausführlich, lediglich unterbrochen durch einige überleitende Kommentare, zu Wort kommen.

„Jetzt hatte ich den Eindruck, dass Deutschland überhaupt nur noch aus Hakenkreuzfahnen, braunen und schwarzen Uniformen und aus verzerrten, mordgierigen Gesichtern bestehe. Sogar die Frauen liefen plötzlich in Kleidern herum, die die gleiche hässliche Farbe hatten wie die Hosen der SA“ (CP, 44).

Allerdings konnte sich Paeschke, zunächst erfolgreich, in dieser politisch aufgeheizten Umgebung zur Wehr setzen:

„Es musste etwas geschehen! Wir setzten dieser nationalsozialistischen Flut die schwarz-rot-goldene entgegen, wir ließen unsere Männer und Frauen, Knaben und Mädchen marschieren, und siehe da – die Hakenkreuzinvasion ging merklich zurück. Ja nach knapp einer Woche gesteigerter Aktivität der Republikaner erlebte ich schon, dass die Kinder in den Dörfern, wenn ich, mit dem schwarz-rot-goldenen Wimpel am Kühler des ‚Proletarier‘-Autos vorüberfuhr, nicht mehr ‚Heil Hitler‘, sondern ‚Freiheit!‘ riefen“ (CP 44).

Dennoch, die von Paeschke so bezeichnete ‚Entscheidungsschlacht‘ ging verloren; sie konnte aufgrund der Fehler der demokratischen Parteien, aufgrund der fehlenden Unterstützung, nur verloren gehen:

„Dieses Volk war ja so leicht zu lenken! Seine Not war groß, so groß, dass es niemanden gab, der ihm im Augenblick mehr als Trostesworte geben konnte. Da begeisterte es sich an der Äußerlichkeit; die Uniform gab dem Manne den Wert, den ihm das tägliche Leben nicht geben konnte, die ‚Wache‘ in der SA-Kaserne oder im Reichsbannerlokal verlieh ihm den Anschein der Wichtigkeit, die politischen Tagesparolen riefen ihn für ihre Verteidigung oder Durchsetzung auf und gaben ihm einen Einsatzwert. Und wie der Mann, so die Frau. Das eigene verschlissene Kleid, der unmoderne Hut, die schadhafte Schuhe, wurden überdeckt durch das Abzeichen, und das Leuchten der grellen Fahnen vor den Fenstern der Wohnung warf noch einen aufmunternden Schein in ihre Ärmlichkeit. Das Sehen der gegnerischen Fahnen, Uniformen und Embleme aber steigerte die Entrüstung, die Energie und den Kampfwillen, sich durchzusetzen – wenn sie nicht überzeugten. Wer das Mehr der Äußerlichkeiten anbieten konnte, wirkte stärker auf die Schwankenden, die sich durch die Masse des Aufgebotenen bestechen ließen. Oh, es war sehr einfach, so einfach, dass die Eroberung der politischen Macht nur eine Frage der propagandistischen Durchdringung des Landes, aber nicht eine Frage der Vernunft und Überlegung war“ (ebd.).

Carl Paeschke spürte, dass er, obwohl als guter Redner bekannt, seine Zuhörer kaum noch erreichen konnte: „1932 kam ich nicht mehr mit. Ich konnte nicht ordinär sein“. Denn zu den Reden „gehörte [jetzt] – dank der Verwilderung der Sitten – ein Schuss Lumpenproletarierjargon dazu, um der nationalsozialistischen, an die gemeinsten Instinkte appellierenden Agitation entgegenzutreten“ (CP, 45).

Es blieb nicht bei verlorenen Redeschlachten; die politischen Ereignisse nahmen immer extremere Formen an.

„Die Ruhe im Eulengebirge war hin, Heines hauste unter uns. Unvergesslich wird mir der 10. Juli 1932, der ‚Blutsonntag im Eulengebirge‘, bleiben. Da kam es im Brüdergemeindeort Gnadenfrei, der in der Nähe von Langenbielau und Reichenbach liegt, zu einer Straßenschlacht, bei der die Nazis einen Kommunisten Hentschel gefangen nahmen und in einer Privatwohnung henkten“ (ebd.).

Die ‚Arbeiter-Zeitung‘, ein Organ der KPD, berichtet über diesen Vorfall in einem ausführlichen Artikel, aus dem ich, auch um die allgemeine Stimmungslage zu beleuchten, ausführlich zitiere:

„Was ging am 10. Juli 1932 in Gnadenfrei vor? Die Nazis provozierten wieder einmal mit einem ‚Teutschen Tag‘. Schon am frühen Morgen kamen aus allen Richtungen die braunen Mörderbataillone angerückt. Die Gnadenfreier Arbeiterschaft war auf dem Posten. Am gleichen Tage sollte nachmittags eine gemeinsame Demonstration aller Arbeiter, gleich welcher Richtung, durchgeführt werden. Aus allen Richtungen kamen die Arbeiter zu Fuß und zu Rad nach Gnadenfrei, um sich an diesem gewaltigen Aufmarsch zu beteiligen. Ein gewaltiger Demonstrationszug bildete sich. Hier marschierten **Reichsbannerkameraden, sozialdemokratische, kommunistische und parteilose Arbeiter**, alle in einer Front. Hier galt es, den Faschisten zu zeigen, dass **die Arbeiterschaft im Eulengebirge** auf dem Posten ist. Ein unübersehbarer Zug demonstrierte durch die Straßen von Gnadenfrei. Diese Tatsache ließ die Nazis nicht ruhen. Als die Teilnehmer des Zuges nach der Auflösung auf dem Wege nach Hause waren, wurden vereinzelt gehende Trupps von mehreren starken organisierten Kolonnen der Nazis überfallen. Von allen Seiten rückten am Platze vor dem ‚Norddeutschen Hof‘ **bewaffnete SA-Horden** gegen die Arbeiter an. Es entspann sich ein wütender Kampf. Die Arbeiter, die vollkommen unbewaffnet waren, wehrten sich verzweifelt ihres Lebens. Die SA-Horden drangen mit Gummiknüppeln, Schlagringen, Stahlruten und Pistolen auf Frauen, Männer und Kinder ein. Eine wüste Schießerei ging los. Die Luft war erfüllt von dem Brüllen und Stöhnen der Verwundeten. Die Arbeiter, die

gegen die schießenden Halunken wehrlos waren, mussten den Rückzug antreten. Die Verwundeten konnten nur unter Einsetzung des eigenen Lebens vom Platze gebracht werden.

Der Genosse Hentschel wurde von diesen Banditen in die Wohnung eines Nazis gebracht und dort erwürgt.

Man täuschte einen Selbstmord(!) vor“ (Arbeiter-Zeitung für Schlesien, 17. November 1932, S. 5; Hervorhebung i. O.).¹⁰⁵

Aber alles sollte noch schlimmer werden. Konnte man noch versuchen, gegen die tragischen Vorfälle in der näheren Umgebung Widerstand zu leisten und sogar selbst aktiv zu werden, so wurde dieser Widerstand in dem Augenblick unmöglich, als ein wichtiger Teil des politischen Systems in Berlin zusammenbrach. Paeschke fasst die Ereignisse des 20. Juli 1932, „dem Tage des Staatsstreiches der Reichsregierung gegen Preußen“ (CP, 46), unter der Überschrift ‚Das Spiel ist verloren‘ zusammen.¹⁰⁶

Carl Paeschke schildert die Situation aus der Sicht des einfachen, aber engagierten Parteimitglieds recht ausführlich. Unmittelbar nach den Ereignissen in Berlin, von denen er schon vorab erfahren hatte, beriet er sich mit dem

„Bürgermeister von Reichenbach [...], ein auf der linken Seite stehender Zentrumsmann; wir besprachen die Situation und waren der Ansicht, dass die sozialdemokratischen und katholischen Gewerkschaften den Generalstreik proklamieren würden. Wir verabredeten, wie wir uns verhalten wollten, um die Herren der Lage zu bleiben. Wir warteten auf die Kampfparole. Wir warten heute noch!

‚Wir sind betrogen worden!‘ sagten mir erregt meine Genossen und Kameraden, ‚Die Bonzen haben uns verraten!‘ – ‚Die Bonzen haben euch verraten!‘

105 Insgesamt gab es bei dieser Demonstration, so berichtet die Arbeiter-Zeitung, 12 Schwer- und unzählige Leichtverletzte. – Carl Paeschke erwähnte ebenfalls, dass die Tötung auch durch den Staatsanwalt als Suizid deklariert wurde (vgl. CP, 45).

106 Mit dem ‚Staatsstreich in Preußen‘, auch als ‚Preußenschlag‘ bezeichnet, ging die Regierungsgewalt vom Land Preußen auf die Reichsregierung über. Reichspräsident von Hindenburg hatte damit die geschäftsführende SPD-Regierung abgesetzt und den konservativen Kräften unter Reichskanzler Franz von Papen (dem ‚Kabinett der Barone‘) die Gelegenheit eingeräumt, den anvisierten ‚neuen Staat‘ zu etablieren; einen Staat ohne Kommunisten, mit einer geschwächten SPD und einer gestärkten NSDAP, in ihrer frischen Jugendlichkeit‘ als Motor. Ein möglicher Widerstand des Freistaates Preußen, des ‚demokratischen Bollwerks‘, immerhin lebten hier etwa drei Fünftel aller Deutschen, gegen die weitere politische Entwicklung war somit unmöglich geworden. – Als tragische Figur dieses Tages gilt der preußische Minister des Innern Carl Severing, der morgens noch erklärt hatte ‚ich weiche nur der Gewalt‘ und der sich nachmittags vom neu ernannten Polizeipräsidenten und zwei Polizisten aus seinem Amt entfernen ließ.

riefen die Kommunisten und übertünchten damit die für sie sehr peinliche Tatsache, dass auch ihre ‚Bonzen‘ sich nicht gerührt hatten. Mit triumphierenden Gesichtern liefen die Nationalsozialisten durch die Straßen, die schwarz-rot-goldenen Fahnen verschwanden“ (ebd.).

In der folgenden Zeit wurde Carl Paeschke immer öfter und immer intensiver bedroht.

„Das ist er, der wird am 31. Juli aufgehängt! Diesen schönen Satz hörte ich seit Wochen, wenn ich durch die Straßen ging, in einem Caféhaus saß, vor einem Schaufenster stand oder in der Eisenbahn fuhr. Es war gleich, ob ich mich in Reichenbach, Langenbielau, in Schweidnitz oder in Breslau befand; überall vernahm ich die gleiche menschenfreundliche Phrase (CP, 46). [...] Ich las die Drohbriefe und Karten, vernahm die Warnungen besorgter Freunde, sah die Vorkehrungen, die für meine Sicherheit getroffen worden waren und war gar nicht erstaunt, als eines Tages meine Wirtin mir aufgeregt mitteilte, ihr Hausbesitzer habe sie telegrafisch aufgefordert, mich unverzüglich wegen Gefährdung der Sicherheit seines Hauses aus ihrer Wohnung zu entfernen“ (CP, 47).

Der Plan der Regierung von Papen ging nicht auf. Im Gegenteil, „am Tage der Reichstagswahl, also am 31. Juli 1932, triumphierte das Hakenkreuz, aber nicht die Regierung des Herrn von Papen“ (CP, 46). Die NSDAP konnte ihre Prozentzahl verdoppeln und erhielt über 37 % der Stimmen, die zweitstärkste Partei, die SPD, kam nur noch auf 21,6 %. Insgesamt war aufgrund der Mehrheitsverhältnisse ein Regieren nicht möglich.

Carl Paeschke überstand diesen Tag, er war als Wahlleiter in Reichenbach tätig, unbeschadet, obwohl es im Vorfeld zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen war. Aber es sollte die Ruhe vor dem Sturm sein.

9. ‚Das Attentat‘

Paeschke leitet seine Erzählung über den Vorfall, rhetorisch geschickt, unaufgeregt ein: „Der 8. August 1932 war ein Montag“ (CP, 48). Und er schildert den Tagesablauf ausführlich, bevor er auf den Anschlag zu sprechen kommt. Im Anschluss an seine journalistischen und politischen Tätigkeiten, die den Tag ausfüllten, hielt er einen Vortrag vor der Arbeiterjugend in Langenbielau, den er so rechtzeitig beenden musste, dass er noch den Zug nach Reichenbach, der um 22 Uhr den Ort verließ, erreichen konnte. In Reichenbach angekommen, traf er sich mit einigen Freunden im Café Monopol. Erst nach Mitternacht verließ Paeschke das Lokal zusammen mit einem befreundeten Studienrat sowie

einem weiteren jungen Mann. Sie näherten sich Paeschke's Wohnung, gingen aber an ihr vorbei, da Paeschke und der Studienrat in ein Gespräch über die anstehende Bildungsarbeit vertieft waren. Die Gruppe lief daran anschließend erneut zum Café Monopol zurück, wo sich der Studienrat verabschiedete, und Paeschke mit seinem Begleiter neuerlich den Weg zu seiner Wohnung einschlug. Dann ging alles ganz schnell.

„Plötzlich hatte ich den Eindruck eines Lichtscheines und hörte gleich darauf einen dumpfen Knall. Ein heftiger Wind wehte, und ich musste mich stemmen, dass er mich nicht umwarf. Äste, Blätter und irgendwelche anderen festen Gegenstände flogen mir um die Ohren“. [...] Mein Begleiter „hatte sich auf den Boden geworfen, starrte mich an und sagte entsetzt: ‚Sie haben nach dir geschossen! Im gleichen Augenblick vernahm ich das Wimmern eines Schwerverletzten, das mir aus dem Kriege wohlbekannt war. Mein Begleiter lief davon, um Polizei zu holen; das stellte sich aber als unnötig heraus, denn die Detonation war so heftig gewesen, dass die Wache sofort von selbst in der Richtung des Schalles ausgerückt war. Ich sah auf meiner Uhr, dass es 0.43 Uhr war. Dort hinten, im Schatten der Bäume, sah ich undeutlich die Umrisse eines Autos. Ich ging auf den Ort zu, von dem das Wimmern kam. Da lösten sich vor mir aus dem Dunkel zwei Schatten ab, die auf das Auto IK 7126 zueilten; es sprang an und fuhr davon“ (CP 49).

Als Paeschke weiterging, bot sich ihm ein schreckliches Bild.

„Ich stand vor einem schwarzen Etwas und fragte mich, immer noch von meiner göttlichen Ahnungslosigkeit befangen, ob etwa die Nazis hier einen Kommunisten ermordet hätten! Doch da kam schon die Polizei. Ich nahm dem ersten Polizisten seine Taschenlampe ab, sie blitzte auf, wir sahen, dass dem Manne die rechte Hand abgerissen, das Gesicht zerfetzt, der Leib aufgerissen war: ihm war nicht mehr zu helfen. ‚Das ist ja der SS-Mann Jähne!‘, rief der Polizist aus“ (CP, 50).

Über die Hintergründe des Anschlags wurde nach und nach das Folgende bekannt.

„Kurt Jähne hatte den Auftrag gehabt, mich zu töten. [...] Seine Bombe stammte aus Armeebeständen und war aus der Kartusche einer Feldhaubitze fabriziert worden. Er selbst war der ‚Pressereferent der SA-Untergruppe Mittelschlesien-Süd‘; auf gut Deutsch: er war der Leiter der Zelle G, das war die Femeorganisation der NSDAP in diesem Bezirk. Seine beiden Mithelfer waren der Abiturient Erich Wagner aus Reichenbach [...] und der Chauffeur Herbert

Polomski aus Breslau. Der Mord – das ergab die Untersuchung und der spätere Prozess – war von der Parteileitung befohlen worden. Seine politischen Hintergründe waren: es sollte im Rahmen der damals planmäßig eingeleiteten Terroraktion der Nationalsozialisten versucht werden, durch den Tod des gefährlichen Aktivisten Paeschke unter der fanatischen Bevölkerung des Eulengebirges Unruhen hervorzurufen, die es der NSDAP ermöglichten, der Reichsregierung ihre Hilfe anzubieten. Das war gründlich fehlgeschlagen. Die Bombe hatte nicht das Opfer, sondern den Mörder getötet und die beiden Mitshelfer hatten es versäumt, nach diesem Unglücksfall den Mordbefehl durchzuführen“ (CP, 50).

Bevor ich auf die Reaktionen und die nachfolgende Gerichtsverhandlung zu sprechen komme, will ich das Geschehen noch aus einer anderen Perspektive beleuchten. Der aus Schweidnitz, dem Ort des späteren Prozesses gegen die Mittäter, stammende Historiker Horst Adler beschreibt das Verbrechen aufgrund seiner Recherchen über 60 Jahre später in ähnlicher Weise:

„Als Opfer des Anschlages war Carl Paeschke ausersehen gewesen, der in Reichenbach wohnende Redakteur des SPD-Blattes ‚Der Proletarier aus dem Eulengebirge‘ (Langenbielau). Paeschke hatte sich durch den aggressiven Ton seiner Zeitung im Kampf um die Rechte der Arbeiter das Missfallen weiter bürgerlich-konservativer Kreise zugezogen. Mit besonderem Hass verfolgten ihn aber die Nationalsozialisten, seit er den 1931 aus München als Führer der schlesischen SA entsandten, vor seiner Übersiedlung nach Breslau kurz in Reichenbach residierenden Edmund Heines als ‚Fememörder‘ und moralisch unzuverlässigen Homosexuellen scharf angegriffen hatte. Man beschloss, ihm eine Lektion zu erteilen. [...] Ein dreiköpfiges Kommando unternahm [...] in der Nacht vom 8. auf den 9. August 1932 kurz nach Mitternacht einen Sprengstoffanschlag mit einer zur Bombe umfunktionierten Kartusche auf den mit einem Bekannten aus dem Wirtshaus heimkehrenden Redakteur. Die Bombe wurde den Attentätern in Schweidnitz übergeben. Der Anschlag missglückte; die gezündete Ladung explodierte vorzeitig in der Hand des SS-Mannes Kurt Jaehnke und verletzte ihn tödlich“ (Adler 1998, 38f.).

Auf einer Ansichtskarte, die Carl Paeschke am 11. August seiner Mutter als Antwort auf ihre erschrockene Nachfrage schickte, versuchte er, ihr die Angst zu nehmen: „Sorge Dich nicht mehr, es ist ja vorüber“, zugleich markierte er auf der Karte den Tatort, d. h. seine Position (Ich) und die seines Begleiters (Katzmann), die ‚Attentatsstelle‘ hinter der Laterne (oberhalb) sowie die Position des ‚Mordautos‘ (im Hintergrund). Im Rücken befindet sich die Haustür, die zu seiner Wohnung führte.

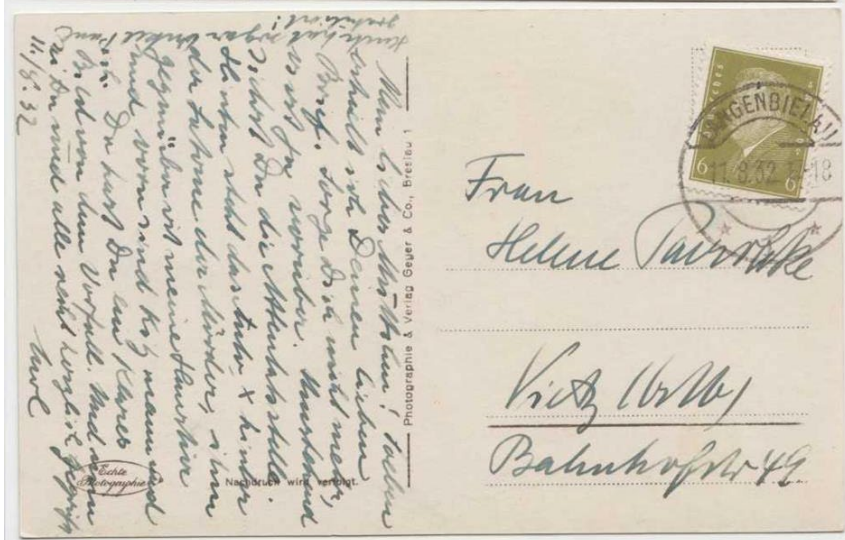
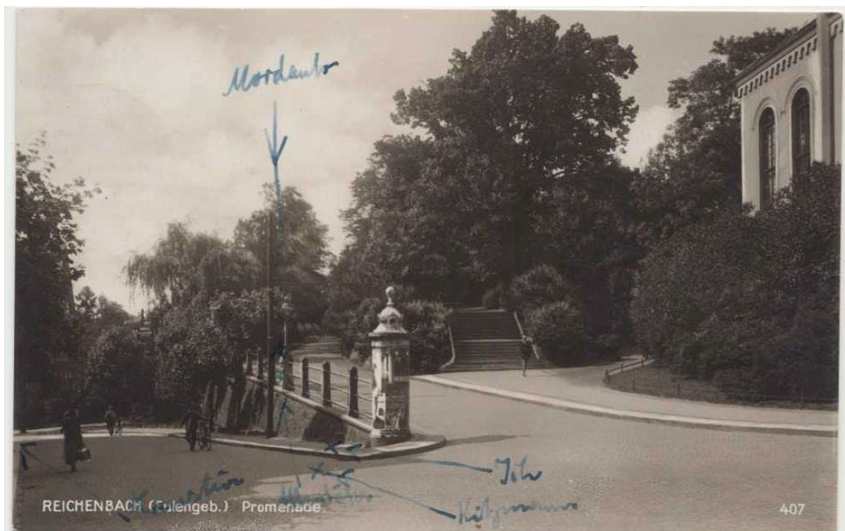


Abb. 15. Die Postkarte, die Carl Paeschke nach dem gescheiterten Attentat an seine Mutter schickte. (Institut für Zeitgeschichte, Bestand ED 205).

Die erste Reaktion der Nationalsozialisten auf das Attentat zeugt von einer bemerkenswerten Dreistigkeit.

„Joseph Goebbels ließ in seinem Organ ‚Der Angriff‘ schreiben: ‚In Fetzen gerissen. Scheußlicher Mord an einem SS-Mann‘. Und die NSDAP hatte die Unverschämtheit, in den Vormittagsstunden des 9. August von der Regierung meine Verhaftung zu fordern“ (CP, 50f.).

Adler zitiert den genannten Artikel aus dem ‚Angriff‘ ausführlicher. Am 9.8.1932 heißt es dort.

„In der Nacht zum Dienstag wurde der SS-Mann Jenke (sic!) in Reichenbach i. Schl. auf scheußliche Weise ermordet. Jenke befand sich auf dem Nachhauseweg, als plötzlich aus einem am Wege befindlichen Gebüsch ein Sprengkörper mit so großer Genauigkeit auf ihn geworfen wurde, dass sein Körper durch die weithin hörbare Explosion buchstäblich zerfetzt wurde. – Der Mord ist von Angehörigen des Reichsbanners und von Kommunisten in traurem Verein ausgeübt worden. Nach der Tat fand man an der Mordstelle Angehörige beider marxistischen Richtungen, die mit Laternen und Stöcken ausgerüstet waren. Unter diesen befand sich auch der Schriftleiter des dortigen (sic!) Marxistenorgans ‚Der Proletarier‘ (sic!), Pesche (sic!)“ (Adler 1998, 38, Fn. 121).

Als die Strategie, den Täter als Opfer darzustellen, scheiterte, da die am Anschlag Beteiligten gefasst und angeklagt werden konnten, änderte sich die Vorgehensweise. Carl Paeschke wird nun als jemand dargestellt, der das Attentat provoziert und dadurch auch verdient habe. In einem Flugblatt des Reichenbacher Kreisleiters Gerhard Tenschert, das die vorherrschende bürgerkriegsähnliche Stimmung noch einmal deutlich werden lässt, heißt es dazu:

„Ich freue mich, daß es durch das Attentat möglich war, die Nazis offiziell als Mörderpartei zu entlarven!‘ So spricht Genosse Paeschke in der letzten Versammlung der Bonzen und Mistgabeljünglinge (abwertend für Mitglieder der ‚Eisernen Front, einem Zusammenschluss republiktreuer Organisationen; DG) und läßt sich zu seiner ‚wunderbaren Lebensrettung‘ gratulieren. Die Nationalsozialisten haben dem hysterischen Gebaren dieses pathologischen Hetzers nun wochenlang schweigend zugesehen. Jetzt aber reißt unsere Geduld! Jetzt rechnen wir ab:

Seit Jahr und Tag hat dieser verantwortungslose Demagoge in seinem Schmierblatt eine verbrecherische Mordhetze gegen die nationalsozialistische Bewegung ungestraft verbreiten können, und hat sich dadurch zum geistigen Urheber und Schuldigen an Hunderten von feigen Überfällen gegen wehr-

lose SA-Männer gemacht! Wir denken nur an den viehischen Mord an dem SA-Mann Bischof im Februar 1931. Und dann wagt dieser Bursche es, die nationalsozialistische Bewegung als Mörderpartei zu bezeichnen! Seit Wochen benutzt dieser marxistische Schreiberling den tragischen Tod des Nationalsozialisten Kurt Jaehnke, um in der niedrigsten und übelsten Weise die Bevölkerung gegeneinander zu hetzen! Er besitzt die Gemeinheit, einen Toten, der sich nicht mehr wehren kann, Tag für Tag als Mordbuben und feigen Meuchelmörder zu bezeichnen! Dieser rote Hetzer stellt damit Behauptungen auf, die schon deswegen haltlos sind, weil erst die kommende Gerichtsverhandlung Licht in den noch völlig dunklen und ungeklärten Sachverhalt bringen kann. Trotzdem lügt und verleumdet Genosse Paeschke unentwegt weiter, behauptet in seinem neuesten, von Unflat strotzenden Erguss ‚Das Attentat von Reichenbach‘, dass die Tat ‚im Auftrage der Organisation der NSDAP‘ geschehen sei, etc. etc. ‚Wir warnen! Es ist höchste Zeit, dass dieses rote Hetzblatt, der Herd ständiger neuer Beunruhigung, endlich verboten wird und den verantwortungslosen Hetzern und Tintenkulis das Handwerk gelegt wird! – ‚Herr Staatsanwalt! Klagen Sie an!‘“ (zitiert nach Adler 1998, 39f.).

Dass die SS nicht nur genau wusste, was vorgefallen war, sondern dass sie auch wusste, wer hinter dem Anschlag stand, geht aus einem internen Schreiben der SS Standarte 43 vom 29. August 1932 hervor. Der SA-

„Oberführer von Obernitz¹⁰⁷ erklärte mir bei (einer) Aussprache folgendes: Ich bestellte mir einige Tage vor der Tat mehrere S.A. Männer, denen ich in kurzen Worten zu verstehen gab, dass in Reichenbach etwas passieren müsste, ich wies auch kurz auf den soz. dem. Redakteur Paeschke, Reichenbach, hin und fragte die Männer, ob sie mich verstanden hätten. Am nächsten Tage erschien von den am Tage vorher bei mir gewesenen S.A. Männer nur einer in Begleitung von zwei jüngeren Menschen, die sich für die in Frage kommende Angelegenheit zur Verfügung stellten. Es war mir nicht bekannt, dass diese beiden jungen Leute, die einen tadellosen Eindruck auf mich machten, S.S. Männer waren. Ich gab ihnen noch kurz einige Erklärungen und den bewussten Gegenstand und entließ dieselben“ (Unterlagen Paeschke, Institut für Zeitgeschichte, ED 205).

Die Reaktionen auf das missglückte Attentat aus Paeschkes näherem Umfeld fielen selbstverständlich anders, positiv, aus. Die Parteifreunde der SPD aus

107 Der 1899 geborene Hanns Günther von Obernitz war Offizier im Ersten Weltkrieg; nach seinem Eintritt in die SA und die NSDAP war er 1932 ‚Oberführer‘ der SA-Untergruppe Mittelschlesien-Süd.

dem Eulengebirge unterstützten ihn in ‚rührender Weise‘, und auch die Zentrumspartei gratulierte ihm und sagte Hilfe zu.

Aber parteipolitisch führte der Anschlag, gänzlich unerwartet, zu einer weiteren negativen Entwicklung: Die Solidarität der Parteispitze, mit der Carl Paeschke fest gerechnet hatte, und auch rechnen konnte, blieb aus, sodass es zur Entfremdung, fast zu einem Bruch, zwischen ihm und seiner Parteiführung kam:

„Viel unerfreulicher tat, was ich von meinem Parteivorstand zu berichten habe. Ich erhielt weder schriftlich noch mündlich irgendwelche Beweise der Teilnahme. [...] Es war mir unverständlich, warum mich die Partei so offen fallen liess, denn die Reichsregierung – und das hatte man mir offiziell mitgeteilt – hatte die Absicht, auf Grund der Tatsache, dass die NSDAP den Mordanschlag gegen mich befohlen hatte, diese Partei zu verbieten.“ (CP, 51).

Weitreichende Konsequenzen hätten mit einer solchen Entscheidung verbunden sein können: „Deutschland konnte also noch in allerletzter Stunde vor dem Schrecken des Nationalsozialismus gerettet werden, wenn die Partei einigermassen energisch auftrat“ (ebd.).¹⁰⁸ Aber nichts geschah.

Carl Paeschke gibt an, dass ihm der Beweggrund für diese in der Tat ja merkwürdige Zurückhaltung der Parteileitung erst in Zürich zugetragen wurde und stellt weitere Vermutungen an.

„Der Parteivorstand war empört darüber, dass durch mein Auftreten in Schlesien und das dadurch bedingte Attentat gegen mich, ihm die Möglichkeit erschwert war, mit den Nationalsozialisten zu einem politischen Arrangement zu kommen“ (CP, 51f.).

Und bitter kommentiert er die politische Haltung, die er seiner Partei unterstellte.

„Allerdings: ich hatte nicht gewusst, dass die Kampfparolen gegen den Nationalsozialismus nicht ernst gemeint waren. Hätte ich das gewusst, dann hätte ich eine andere Basis gefunden, die es mir erlaubt hätte, ehrlich gegen die nationalsozialistische Gefahr zu kämpfen“ (CP, 52).

108 Hier ist Skepsis angebracht. Konnte Paeschke nach allem, was bereits vorgefallen war, wirklich annehmen, dass aufgrund dieses Vorfalls die NSDAP, auf die bei den Wahlen im Juli über 37 % der Stimmen entfallen waren, verboten werden würde?

Hinzugefügt werden muss an dieser Stelle, dass Carl Paeschke mit dem Tag des Attentats unter Polizeischutz gestellt wurde: „Vor der Tür meines Wohnhauses standen als Wache Schutzpolizisten mit Karabiner“ (CP, 51). Dass damit ein Ausnahmezustand erreicht war, ist offensichtlich. Ein Alltagsleben war unter diesen Umständen nicht mehr möglich. Und die Situation sollte sich noch einmal zuspitzen; denn vom 3. bis zum 10./11. November 1932 fand der Prozess gegen die Attentäter vor dem Schwurgericht in Schweidnitz statt.

10. Der Prozess

Die diesen Prozess begleitenden Umstände waren alarmierend. Konnte man vorher bereits von bürgerkriegsähnlichen Zuständen in der Region sprechen, so war die Auseinandersetzung jetzt, nur so lassen sich die Ereignisse deuten, bereits entschieden: Die demokratische Seite hatte verloren. Ich lasse wiederum Carl Paeschke, der vom Gericht als Nebenkläger zugelassen worden war, und daran anschließend den Historiker Horst Adler zu Wort kommen. Paeschke beginnt seinen Bericht unter der Überschrift ‚Gerichtstage in Schweidnitz‘ sehr gezielt, in dem er die Angeklagten noch einmal in gewohnt direkter Weise vorstellt. Versammelt sind

„die Attentäter und Drahtzieher des Reichenbacher Attentates. Auf der Anklagebank saßen: Edmund Heines und sein Stellvertreter Hayn, beide alte, gewiegte Mörder; Wagner; Polomski, ein SA-Mann Wolter aus Reichenbach; der Leiter der SA-Sportschule Staats aus Fürstenbrunn und der Standartenführer Rauscher. Der ‚grosse Türke‘, Herr Hitler, [...] (fehlte; DG) leider, weil meine Macht nicht dazu ausreichte, (seine; DG) Zitierung vor das Gericht durchzusetzen, und eine Unterstützung in dieser Angelegenheit hatte ich bei der Partei sonderbarerweise – siehe oben – nicht“ (CP, 52).

Die Anklage trug vor, dass Heines und Hayn das Attentat angeordnet hatten und dass Wagner, Polomski und Wolter sowie der getötete Kurt Jaehnke den Auftrag ausführen sollten; die Herren Staats und Rauscher waren schließlich an der Vertuschung der Tat beteiligt.

So viel zur juristischen Ausgangslage. Flankiert und zumindest vorübergehend an den Rand gedrängt wurde die Verhandlung allerdings durch das Auftreten der Nationalsozialisten, vorneweg der SA, und ihrer Unterstützer aus der Bevölkerung. Paeschke spricht zusammenfassend von einem Tollhaus. Nach seinem Eintreffen am Bahnhof hatte er

„das Vergnügen, (sich) durch eine johlende Menge einen Weg zum Hotel zu bahnen. Die Stadt war angefüllt mit SA und SS; und wenn der im gleichen Hotel wohnende Generalstaatsanwalt nicht veranlasst hätte, dass Schutzpolizei in die Stadt geworfen wurde, so wäre der Prozess sicherlich nicht zu Ende geführt worden“ (ebd.).

Sehr anschaulich lässt sich die Situation anhand eines Gesprächs nachvollziehen, das Paeschke mit dem am Abend aus Berlin angereisten Berichtersteller des Sozialdemokratischen Pressedienstes führte. Zugleich kann Paeschke damit seine These der Ahnungslosigkeit der politischen Führung seiner Partei erneut belegen.

„Der gute Mann stürzte am nächsten Morgen entsetzt in mein Zimmer, deutete auf den Hof hinaus und sagte: ‚Was ist denn das da?‘ Es war sehr einfach: eine größere Formation SA trat zum Ausmarsch an.
‚Wo sind wir denn?‘ rief er entsetzt.
‚Im Krieg, die SA marschiert, mein lieber Freund‘.
‚Ja, aber um Gottes Willen, ist das immer so?‘
‚Natürlich‘.
‚Aber das wissen wir in Berlin ja gar nicht!‘
‚Ihr wisst manches nicht; aber, na, jetzt ist es auch schon zu spät. Die da unten sind die Sieger!‘
Wer Schweidnitz während des Prozesses gesehen hat, der wusste, dass die Nationalsozialisten die Herren von morgen waren. Die Regierung hatte ein Demonstrationsverbot erlassen, aber nationalsozialistische Formationen marschierten in Gruppenkolonnen durch die Stadt. Über dem Gerichtsgebäude kreisten SA-Flieger und Heines, Hayn und Genossen zogen in feierlichem Aufzuge durch ein Spalier ihrer Anhänger zum Gericht“ (CP, 52f.).

Und auch auf deren zahlreiche Anhänger geht Carl Paeschke ein, resignativ.

„In den Schweidnitzer Tagen habe ich gesehen, dass die Nationalsozialisten wirklich alle Schichten der Bevölkerung zu ihren Anhängern zählen konnten. Heines und seine Leute wurden von Arbeitern, von Mittelständlern und Beamten freudig begrüßt; Mütter zeigten ihren Kindern den ‚großen Mann‘, und in der Schar der Wartenden vor dem Gerichtsgebäude erkannte ich auch einen alten pensionierten Landgerichtsrat. Er wird nicht der einzige seines Standes gewesen sein, der dort gläubig harrete“ (CP, 53).

Horst Adler fasst in seiner Arbeit verschiedene Presseberichte (z. B. aus dem ‚12-Uhr-Blatt‘ und dem ‚Schlesischen Volksboten‘) zusammen, die über die Stimmung vor Ort ausführlich informierten.

„Am 3.11. am frühen Morgen um 8 Uhr ertönt auf dem Ring schon lärmende Musik als Huldigung für Heines. Die ganze Bevölkerung ist auf den Beinen. In den Straßen herrscht reges Leben. Etwa 1500 SA-Männer sind aus allen Teilen Schlesiens in Uniform angerückt. Zahlreiche Häuser sind mit Hakenkreuzfahnen geschmückt. Vor dem Gerichtsgebäude, in den Korridoren sowie vor der Tür zum Schwurgerichtssaal wachen Beamte der Waldenburger Schupo. Vor dem Eingang zum Gericht ist in großen Lettern ‚Heil Heines!‘ aufgemalt worden“ (Adler 1998, 40f).

Adler zitiert zudem aus einer kleinen Schrift, die der Standartenpfarrer Pastor Gerhard Fuchs später (1934) unter dem ‚ansprechenden‘ Titel ‚Mit Bibel und Bombe durchs Waldenburger Bergland‘ veröffentlicht hat. Fuchs war ebenfalls, wenn auch indirekt, an der Tat beteiligt, da er den nach dem Attentat Geflüchteten geholfen hatte. Entsprechend blieb der als Zeuge Geladene wegen des Verdachts der Begünstigung unvereidigt. – Hier lesen wir also die Vorfälle aus der Sicht eines für die Tat Mitverantwortlichen.

„Der Prozess [...] wurde zu einer ungeheuren Propaganda für die NSDAP. Auf Propaganda waren wir ja längst eingestellt. Wir waren auch hierin dem damaligen Staat ohne Zweifel überlegen. Schweidnitz erlebte in diesen Tagen eine großzügige Propaganda der NSDAP. Eine halbe Stunde vor Beginn der Sondergerichtsverhandlung fuhr auf dem Ring von Schweidnitz eine Motorstaffel auf; ihr folgte unmittelbar der in Schlesien überall bekannte große rote Überfallwagen des Gruppenführers. Ein Signalpiff! Und das SA-Überfallkommando stand in Paradedstellung vor dem Wagen. Eine Motorordonnanz folgte und meldete: ‚Der Gruppenführer kommt!‘

Die Standartenkapelle 10, die sich im oberen Stockwerk des Hotels Krone aufgestellt hatte, setzte mit dem Präsentiermarsch ein. Der Wagen des Gruppenführers fuhr vor. Ein unbeschreiblicher Jubel brach los: ‚Unser Heines ist da‘. Die Polizei, die abgesperrt hatte, war nicht mehr in der Lage, die Menschenmenge zurückzuhalten. Ein donnerndes ‚Heil Hitler‘ antwortete dem Gruppenführer auf seinen Gruß.

Zu einem Triumphzug für ihn wurde der Weg zum Gericht: Der Gruppenführer als ‚Angeklagter‘, sein ‚Mitangeklagter‘, der Oberführer Hayn, zu seiner Linken; wir, die Zeugen, schlossen uns an; rechts und links das Spalier einer jubelnden Menge. Über uns kreiste der rote Flieger der Sturm-Zigarettenfabrik, der eigens zu diesem Tage von Dresden nach Schweidnitz gekommen

war; ganz niedrig überflog er den Gefängnishof, durch den in diesem Augenblick die fünf in Haft befindlichen Angeklagten zum Gerichtssaal geführt wurden. [...] – Vor dem Landgericht wiederholten sich die Ovationen für den von seiner SA gefeierten Gruppenführer. Die Standartenkapelle 10 hatte sich inzwischen in der dem Landgericht gegenüberliegenden Brau-Commune aufgestellt; in den Jubel der Menge klangen Militärmärsche hinein. [...] Als der Gruppenführer die Stufen zum Landgericht betrat, dröhnte ein dreifaches ‚Sieg Heil dem schlesischen Gruppenführer!‘ über den Platz. Der Gruppenführer antwortete: ‚Heil, Jungens!‘“ (Fuchs, in Adler 1998, 41).

Die allgemeine Unruhe und die Ausschreitungen wurden noch dadurch verstärkt, dass am 6. November 1932 Wahlen zum Reichstag stattfanden, sodass in diesen Tagen auch andere Parteien Wahlveranstaltungen und Kundgebungen abhielten, in deren Folge es zum Teil zu blutigen Zusammenstößen mit den Anhängern der NSDAP kam.

Die bei Carl Paeschke durch die genannten Vorfälle ausgelöste Ernüchterung wurde durch die Gerichtsverhandlung noch einmal verstärkt. Carl Paeschke musste sich eingestehen, dass auch er sich noch über die anwachsende und sich durchsetzende Bedeutung des Nationalsozialismus und damit dessen Bedrohungspotential erheblich getäuscht hatte.

„Der Prozess, die Vernehmung der Angeklagten und die Zeugenaussagen geben mir ein Bild von der Größe und Geschlossenheit der nationalsozialistischen Organisation; das hatte auch ich nicht erwartet, der ich glaubte, diese Bewegung gut zu kennen. Hier enthüllte sie sich. Was soll man dazu sagen, wenn der nationalsozialistische Zeuge auftritt und – ganz gleich ob er in Uniform ist oder in Zivil erscheint – zuerst mit dem Parteigruß Herrn Heines grüßt, um sich dann erst dem Gericht zuzuwenden? [...] Wie soll man Vertrauen zu einem Volke haben, das es als richtig empfindet, wenn ein Parteiführer Verbrecher gegen das Leben öffentlich belohnt? All das konnte geschehen. Es stärkte Hitlers Stellung. Fanatisch verkündete Herr Heines eines Tages im Gerichtssaal folgendes: ‚Volksgenossen, meine Herren von der Presse! Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen. Der Führer Adolf Hitler hat die drei Hauptangeklagten Wagner, Polomski und Wolter wegen ihrer Verdienste um die nationale Befreiung zu Truppführern der SA ernannt. Adolf Hitler hat ihnen weiter sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift, sowie jedem die 2 Bände seines Buches ‚Mein Kampf‘ mit seiner Widmung geschenkt. Ich habe den Auftrag, die Auszeichnungen meinen Kameraden zu übergeben‘. – Die Ausgezeichneten strahlten natürlich, besonders Wagner, der ein größeres Bild Hitlers erhalten hatte! Dass die Angeklagten von hysterischen Weibern Blumen erhielten, versteht sich am Rande“ (CP, 53).

Dennoch war die Beweislage so offensichtlich, dass sich das Gericht nicht von den äußeren Umständen beirren lassen konnte. Folgende Urteile ergingen.

„Die Hauptbeschuldigten Wagner und Polomski erhielten Zuchthausstrafen von 5 Jahren und einer Woche bzw. 1 Jahr. Wolter wurde freigesprochen. Über die der Begünstigung beschuldigten Angeklagten verhängte das Gericht Gefängnisstrafen, und zwar über Heines 6 Monate, über Hayn, Rauscher und Staats je 4 Monate“ (Adler 1989, 43).

Als strafmildernd wird bei den Attentätern herangezogen, dass beide junge Menschen ‚irrgeleitet‘ seien; bei den Anstiftern und Unterstützern wurde das ‚hohe Gefühl der Kameradschaft‘ berücksichtigt (vgl. ebd.).

Carl Paeschke beschreibt die Situation unmittelbar nach der Verkündung des Urteils.

„[Es] hatte sich die Erregung so gesteigert, dass wir den Eindruck hatten, die Menge würde das Gerichtsgebäude stürmen. Es wurde geschossen, das Horst-Wessel-Lied gesungen und man hörte das schon alltäglich gewordene Klirren von Fensterscheiben. Ich wurde unter starkem Polizeischutz zum Hotel gebracht, während Heines vom Balkon des ‚Hindenburghofes‘ in die Menge hinein brüllte: ‚Bald werden im Namen des Volkes andere Urteile gefällt werden, und der erste gegen den ein Volksurteil ergehen wird, ist der Redakteur Carl Paeschke! – Als er mit seinem Tross bald darauf abfuhr, hörten wir die Banden das Lied der Brigade Ehrhard grölen:

„Arbeiter, Arbeiter, wie wird es dir ergehen,
Wenn die Brigade Ehrhard wird einst in Waffen stehen.
Die Brigade Ehrhard schlägt alles kurz und klein,
Wehe dir, wehe dir, du Arbeiterschwein!“ (CP, 54).

Die Nationalsozialisten sahen den Ausgang des Prozesses als Erfolg an, wie u. a. aus einem Telegramm des Stabschefs der SA, Ernst Röhm, hervorgeht.

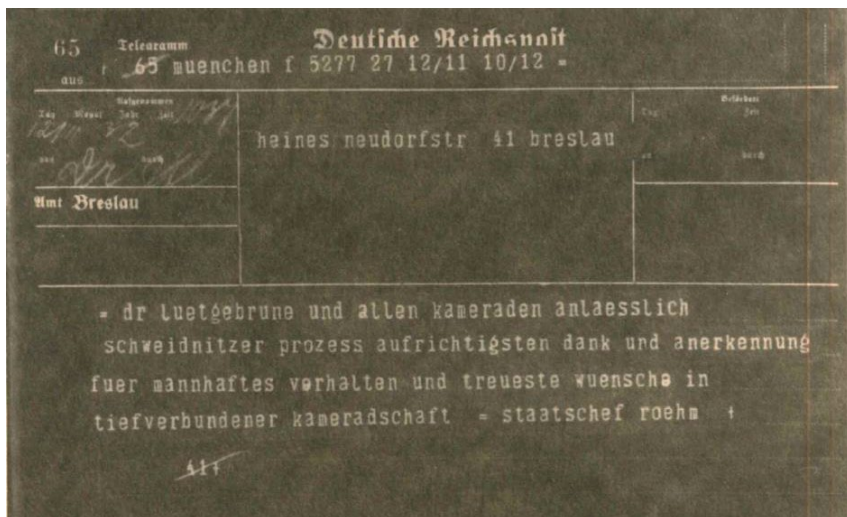


Abb. 16. Telegramm Ernst Röhm an Edmund Heines. (Institut für Zeitgeschichte, Bestand ED 205). Dr. Walter Luetgebrune war Mitglied der NSDAP und in den Jahren 1932 und 1933 Rechtsberater der SA und SS.

11. „Das war mein Abschied von Deutschland“

Für Carl Paeschke war offensichtlich, dass er unter diesen Bedingungen keine Zukunft im Eulengebirge haben konnte. Aber die Gefahr insgesamt unterschätzte er immer noch. So stellte er Überlegungen an, ob er als Redakteur nach Breslau gehen sollte. Das Aufbrechen einer Krankheit, die Ärzte vermuteten zunächst wieder eine Tuberkulose, machte diese Planung gegenstandslos. Die medizinische Empfehlung lautete vielmehr, sich in ein Sanatorium nach Reiboldsgrün im Vogtland zu begeben, um dort die Krankheit in Ruhe auskurieren zu können. Carl Paeschke erholte sich in der angenehmen Höhenluft rasch; zumal sich zeigte, dass es nicht die Tuberkulose war, die ihm Schwierigkeiten bereitete, sondern „eine Überarbeitung, verbunden mit der natürlichen Schockwirkung, die die Ereignisse ausgelöst hatten“ (CP, 55).

Da er auch Hinblick auf seine Sicherheit Vorkehrungen getroffen hatte – „Mein Aufenthaltsort war nur wenigen bekannt und wichtige Post ging über Wien“ (ebd.) –, blieb er über den 30. Januar 1933 hinaus in Reiboldsgrün. Als er dort keine Nachrichten aus Berlin bekommen konnte, begab er sich inkognito nach Zwickau. Was er hier in einem Caféhaus erfuhr, erschütterte ihn. „Ich vernahm, wie die Leute sagten: ‚Lasst ihn (Hitler) doch machen! Vielleicht schafft

er's“ (ebd.). Auch die Arbeiter, mit denen er ins Gespräch kommen wollte, gingen nicht auf ihn ein, sondern entfernten sich schweigend. Die Erfahrungen im Café und „das Schweigen der Arbeiter – – – mir sagte es genug“ (ebd.).

„Unter diesen Umständen war es das Klügste, weiter in Reiboldgrün zu bleiben und genauere Nachrichten abzuwarten. Einige Tage später erfuhr ich über Wien, dass der ‚Proletarier‘ bereits am 2. Februar verboten und gegen mich ein Steckbrief erlassen worden war“ (ebd.).

Carl Paeschke beschloss daraufhin, noch länger an dem augenscheinlich sicheren Ort auszuharren. Mitte März war es dann so weit.

„Am 15. März verließ ich das Vogtland und fuhr nach Berlin. Die Ärzte hatten mir geraten, noch etwas zu bleiben: vielleicht aus Besorgnis, dass ich den neuen Herren Deutschlands in die Hände fallen könnte. Aber Irgendetwas zog mich fort. Dieses Irgendetwas hat mich gerettet. Am 17. März erschien schlesische SA im Sanatorium unter Führung des Herrn Wagner, um mich kalt zu machen. Die Herrschaften hatten sich umsonst bemüht“ (CP, 56).

In Berlin und auf einigen Fahrten, die er von Berlin aus unternahm – selbst nach Vietz fuhr er – fiel ihm vor allem das veränderte Verhalten der Menschen auf.

„Überall zeigte sich das gleiche Bild: Stahlhelm und Reichsbanner denken an eine gemeinsame Aktion, aber es fehlen die Mittel, die Zentralen zögern und denken an Kompromisse, während der großstädtische Arbeiter völlig apathisch zu sein scheint. Der kleine Beamte aber befand sich in einer ‚Rette-sich-er-kann‘ Stimmung“ (ebd.).

Da er mit dem Vorstand der Partei sprechen wollte, begab er sich sogar unter Vernachlässigung der Gefahr in das in der Lindenstraße 3 gelegene Berliner Parteihaus der SPD, wo es dann zum offenen Bruch kam.

„Der deutsche Parteivorstand erklärte mir [...] am 20. März 1933: ‚Wir verhandeln mit Göring, und in 4 bis 6 Wochen erscheinen unsere Zeitungen wieder. Dabei können wir Sie aber nicht gebrauchen, Sie sind zu verhasst bei den Nazis! [...]

Als mir die Männer, die die Führer der deutschen Arbeiterschaft gewesen waren, an diesem 20. März diese lächerliche Antwort gegeben hatten, waren sie für mich auf immer erledigt. Ich gestehe: ich war empört. Nicht weit von der Lindenstrasse 3, in der Hedemannstrasse, hatte die SA eine ‚Kaserne‘

aufgemacht.¹⁰⁹ Wenn man dort vorüberging, so hörte man das Schreien der Gemarterten; und im Vorzimmer des Parteivorstandes war ich Zeuge, wie ein alter Arbeiter weinend berichtete, dass wieder so und so viele gute Genossen verschleppt seien. Er wollte die Herren sprechen; wurde aber mit der Lüge abgewiesen, sie wären nicht da. Sie waren da und hielten getreu ihren Lebensgrundsätzen eine Konferenz ab. Nun, ich wollte mit ihnen nichts mehr zu tun haben“ (CP, 56f.).

Carl Paeschke war bewusst, dass jetzt nur noch eine Option verblieb – die Emigration.

„Treue Freunde hatten in der Zwischenzeit festgestellt, an welchem Punkte und zu welcher Stunde ein politischer Verbrecher ohne zu große Gefahr die deutsche Grenze überschreiten konnte. Diese Möglichkeit gab nur der 21. März. Deshalb fuhr ich am 20. März 1933 abends aus Berlin ab, von meinen Freunden mit genügend Mitteln versehen, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein. Bei strahlendem Morgensonnenschein landete ich am 21. März in München und sah mir noch den Aufmarsch der Nationalsozialisten am ‚Tag von Potsdam‘ an.¹¹⁰ Dann saß ich wieder im Zug, der mich bei Kufstein über die Grenze bringen sollte. Es ging ganz glatt; denn in Deutschland stand um diese Zeit, wie meine Freunde [...] berechnet hatten, alles stramm, um mitzuerleben, wie der Generalfeldmarschall von Hindenburg mit seinem ‚böhmischen Gefreiten‘ am Grabe Friedrich des Großen auf die nationalen Tränendrüsen drückte. Da hatten die Grenzbeamten natürlich weder Zeit noch Lust, sich groß den Herrn im grünen Loden und mit der Aktentasche – mehr hatte ich nicht bei mir – näher anzusehen.

Das war mein Abschied von Deutschland“ (CP, 57).

Carl Paeschke beendet sein Manuskript mit einem Ausblick, der sowohl die Ambivalenz seiner Lage als auch seine Bereitschaft, diese positiv zu gestalten, enthält.

„Bereit sein ist alles.

An diesem 22. März 1933, mit dem Betreten Schweizer Bodens, endete meine deutsche Laufbahn; es begann die Zeit der Emigration.

Das Leben ist mannigfaltig und sonderbar; es wirft die Wesen hinauf und hinunter und wir wissen nicht, ob der, der uns heute im Gewande eines Bett-

109 Vgl. Mayer 2005, S. 48ff.

110 Feierlichkeiten zur Eröffnung des Reichstages mit Staatsakt in der Garnisonkirche in Potsdam.

lers begegnet, nicht morgen ein König ist; und wir wissen nicht, ob ein Mächtiger nicht dazu verurteilt ist, einmal die Bitternis des „Unten“ zu kosten. Genau so weiss ich nicht, ob nicht mein Lebensweg aus der Enge dieser Emigration wieder in die Weite des öffentlichen Lebens führt.

Bereit sein ist alles!“ (ebd.).

Indem Carl Paeschke hier erneut den Begriff der Laufbahn aufgreift und ihn zumindest mit der Möglichkeit, von der Intention her sicherlich mit der starken Hoffnung, verbindet, wieder „in die Weite des öffentlichen Lebens“ eintreten zu können, gewährt er einen Blick darauf, wie er sich seine Zukunft imaginierte. Wie ‚mannigfaltig‘, wie ‚sonderbar‘ wird sein weiteres Leben verlaufen? Wird es noch einmal in die Öffentlichkeit hineinführen?

12. Nach der Emigration: Theoretisches Arbeiten und Schweizer Schwierigkeiten (1933–1938)

Carl Paeschke wandte sich nach seiner Ankunft in Zürich unmittelbar an das Sekretariat der Zweiten Internationale,¹¹¹ um, wie er es zuvor angekündigt hatte, „die Mittel und die Unterstützung zu holen, die für eine Fortführung des Kampfes nötig waren“ (ebd.). Und er fügte zugleich einschränkend hinzu. „Wie gesagt: ich war noch ein großer Illusionist“ (ebd.).

In einem Interview aus dem Jahr 1971 (Institut für Zeitgeschichte, ZS–2078) präzierte er seine Einschätzung im Hinblick auf die Zweite Internationale: „Ich hatte übertriebene Vorstellungen von deren Aktivität. Aber die triste Wirklichkeit musste ich erst kennenlernen“ (Interview CP, 1971, 2). Das bedeutete aber nicht, dass Paeschke sich aus der politischen Arbeit zurückzog,¹¹² lediglich die erhoffte Zusammenarbeit mit ‚der‘ Zweiten Internationale kam nicht zustande. Nur gelegentlich arbeitete er mit Friedrich Adler, dem (General-)Sekretär der Sozialistischen Arbeiterinternationale, zusammen, vor allem bei der Frage einer möglichen Kooperation mit den Kommunisten. Aber diese Bemühungen scheiterten sowohl vor Ort als auch in einem größeren Kontext.

111 Ein Zusammenschluss von sozialistisch und sozialdemokratischen Parteien und Gruppierungen, der (nach 1918) pazifistisch orientiert war.

112 Damit handelte er explizit gegen den Beschluss des Regierungsrates der Stadt Zürich vom 15. Juni 1933, in dem eine ‚Duldung zu Aufenthalt und Niederlassung‘ unter der Auflage, „dass er sich jeder politischen Tätigkeit in der Schweiz enthalte“, ausgesprochen worden war (aus dem Protokoll des Regierungsrates 1933. Sitzung vom 6. Juli 1933).

Ansonsten waren seine Anstrengungen in den ersten Jahren nach der Emigration enorm und umfassen ein weites Spektrum (ich verweise hier auf die gut dokumentierten Unterlagen von Carl Paeschke beim Institut für Zeitgeschichte in München). Die folgenden Aktivitäten stechen hervor:

- Ein 1933 einsetzender umfangreicher Briefwechsel mit politischen Freunden, der bis in die 1960er Jahre reicht, aber seinen Höhepunkt in den ersten zwei bis drei Jahren des Exils hatte. Er enthält Schilderungen über den Alltag in Deutschland (vor allem Schlesien), (kritische) Berichte über die Politik der Arbeiterbewegung, Beurteilungen der Lage in der Schweiz sowie Angaben über die Lebensverhältnisse der Flüchtlinge in der Schweiz, in der CSSR, in Schweden und Bolivien – und auch über Siedlungspläne in Kolumbien. Er schrieb weiterhin u. a. über Kontaktversuche der Exil-KPD, das Versagen der SPD gegenüber dem Nationalsozialismus sowie den Kampf an der Saar (1935); und bereits 1934 erarbeitete er ein ‚Aktionsprogramm für die Machtübernahme nach dem NS-Zusammenbruch‘.
- Weiterhin finden sich zum Teil umfangreiche Manuskripte über die Zweite Internationale (um 1934).
- Eine Materialsammlung zur Verfolgung katholischer Presseorgane im Dritten Reich. Diese Unterlagen wurden Carl Paeschke von seiner in Berlin lebenden Schwester zugespielt, die beim ‚Reichsverband Deutscher Zeitungsverleger‘ arbeitete und dort „die katholische Presse auf antinazistische Propaganda hin durchzugehen“ (Interview CP, 1971, 12) hatte.¹¹³
- Ebenfalls zeigt sich, wie intensiv Carl Paeschke als Journalist mit Beiträgen zur aktuellen deutschen und internationalen Politik hervortrat; die Veröffentlichungen erschienen u. a. in der sozialdemokratisch und gewerkschaftlich orientierten Tageszeitung ‚Volksrecht‘ sowie in der in Saarbrücken, später in Paris, erscheinenden (Exil-)Zeitschrift ‚Deutsche Freiheit‘. So weist er in einem offenen Brief unter der Überschrift ‚Erinnern Sie sich?‘ Gerhart Hauptmann darauf hin, dass dieser in seinem im Eulengebirge spielenden Drama ‚Die Weber‘ (1892) einst gegen „Unterdrückung und Ungerechtigkeit“ protestiert habe, „dass sich der Dichter der ‚Weber‘ (jetzt aber) dem Deutschland des Jahres 1933 zur Verfügung gestellt“ habe (Deutsche Freiheit, 3. Dezember 1933).¹¹⁴

113 Carl Paeschke fügte an dieser Stelle noch hinzu. „So konnte sie immer dann, wenn wirklich Meldenswertes vorlag, die Leute warnen, zum Teil persönlich“ (Interview CP, 1971, 12).

114 Schon früher, im Oktober 1933, also vor der Einrichtung der ‚Reichskulturkammer‘ am 15.11.1933, hatte Alfred Kerr, der ehemalige Freund und renommierteste Literaturkritiker

- Darüber hinaus verfasste er eine Abhandlung (1933: 34 Seiten) über die ‚Urzelle des Sozialismus. Zur Geschichte des schlesischen Weberggebietes‘, die (vermutlich) 1934/35 in der Zeitschrift ‚Der Textilarbeiter‘ erscheinen konnte.
- Außerdem erstellte er 1933/34 einen ‚Tatsachenroman‘ (~200 Seiten) unter dem Titel ‚Schlesische Tage‘ – Erlebnisse eines sozialdemokratischen Redakteurs in Schlesien in der Endphase der Weimarer Republik‘; zudem entstanden ebenfalls in dieser Zeit eine Reihe von Erzählungen und (satirische) Kurzgeschichten, für die er auch die Illustrationen erstellte. Für diese Manuskripte fand, obwohl Paeschke darin viel Arbeit investierte, sich kein Verlag.

Gebremst wurde diese Phase hoher Produktivität und fruchtbaren Denkens allerdings durch vier entgegenwirkende Hemmschuhe: Die Tätigkeit der Fremdenpolizei, die Bedrohung durch den Nationalsozialismus, sein geringes Einkommen sowie seine Krankheit.

1. Die Tätigkeit der Fremdenpolizei

Seit seiner Ankunft in der Schweiz stand Carl Paeschke unter ständiger Beobachtung der Fremdenpolizei. Immer neue Anforderungen ergehen, und immer wieder sind Aufenthalts-, Duldungs- und Betätigungsbewilligungen erforderlich: darüber hinaus wurden Auflagen zur Weiterwanderung in ein anderes Land und zur Einholung entsprechender Visa erteilt. Zudem wurden ihm Beschränkungen im Hinblick auf seine berufliche Tätigkeit auferlegt. In einem im Dezember 1949 verfassten Lebenslauf gibt er an, dass er „als Schriftsteller – vorwiegend Feuilletonist – tätig (war) und (sich) intensiv der Malerei (widmete). Bis 1947 war ich hierin durch die Verbotspraxis der Fremdenpolizei stark gehemmt“ (Lebenslauf 12. Dezember 1949, 1). Die Erlaubnis zum Daueraufenthalt in der Schweiz wurde ihm erst im Februar 1949 erteilt (vgl. ebd., 2) – und selbst dieser Bescheid enthielt noch die Einschränkung, dass er „nur als Schriftsteller und Künstler tätig sein darf“ (ebd.). Zusammenfassend trifft

ker der Weimarer Republik, seinen Abscheu gegen Hauptmanns Annäherung an den Nationalsozialismus unter der Überschrift ‚Gerhart Hauptmanns Schande‘ zum Ausdruck gebracht. „Es gibt seit gestern keine Gemeinschaft zwischen mir und ihm, nicht im Leben und nicht im Tod. Ich kenne diesen Feigling nicht. Dornen sollen wachsen, wo er noch hinwankt. Und das Bewusstsein der Schande soll ihn würgen in jedem Augenblick. Hauptmann, Gerhart, ist ehrlos geworden“ (Prager Mittag, 30.10.1933). – Die Haltung Hauptmanns besonders zu Beginn, aber ebenfalls im Laufe des Nationalsozialismus wird auch heute noch zumindest als ambivalent angesehen.

seine zweite Frau, Christine Krings, die angespannte Situation sehr gut, wenn sie davon spricht, „dass es ein ewiger Kampf war in der Zeit mit der Fremdenpolizei“ (Interview Krings, 2006, 4).

2. Die Bedrohung durch den Nationalsozialismus

Die eingangs wiedergegebene Nachricht des Völkischen Beobachters vom 4. März 1933, in der Carl Paeschke als einer der Emigranten bezeichnet wurde, „die in *hemmungsloser Hetze gegen Deutschland* ihre Aufgabe erblicken“ (Völkischer Beobachter vom 4. März 1933, S. 2; Hervorhebung i. O.), zeigt, was die neuen Machthaber von ihm hielten. Hinzu kam, dass der zum SA-Gruppenführer im Gau Schlesien aufgestiegene Edmund Heines nach wie vor ein, vor allem aus dem missglückten Attentat und dem sich anschließenden verlorenen Prozess resultierendes starkes Interesse an der Person Carl Paeschke hatte,¹¹⁵ sodass von Seiten der Nationalsozialisten Gefahr drohte. Immer wieder gab es Hinweise darauf, dass Personen, die aus Deutschland bzw. aus Schlesien stammten, sich Carl Paeschke zu nähern versuchten: Paeschke wurde von NS-Spitzeln überwacht, und aus den Umständen lässt sich schließen, dass er nach Deutschland entführt werden sollte – Paeschke schildert diese Vorgänge ausführlich in seinem Interview aus dem Jahr 1971 (7ff.). Er erhielt daraufhin Personenschutz durch die (politische Abteilung der) Züricher Stadtpolizei, das sogenannte Büro HF; d. h. die zuständigen Polizisten Walter Hüni und Albert Frey. Außerdem wurde ihm nahegelegt, dass er sich „nicht mehr als etwa 15 Kilometer an die deutsche Grenze heranwagen“ (Interview CP, 1971, 4) solle. – Während er also Schutz durch die politische Abteilung erlangte, versuchte die Fremdenpolizei zur gleichen Zeit, ihn zum Verlassen des Landes zu bewegen.

Auch die noch in Deutschland verbliebene Mutter sowie die Schwester Carl Paeschkes wurden kurzzeitig verhaftet. So heißt es im Landsberger Generalanzeiger vom 12. Mai 1933 unter der Überschrift ‚11 Verhaftungen in Vietz – Die Quelle der Schweizer Greuelpropaganda in Vietz ausgehoben‘

„Bei der Prüfung der Geschäftsgebaren der hiesigen ‚Freien Gewerkschaft‘ ist es der Schutzstaffel gelungen, wichtiges Briefmaterial [...] in die Hände zu bekommen. Der Brief stammte von dem Redakteur des früheren ‚Neumärkischen Volksblattes‘ (sic), Karl Päschenke (sic), der nach Zürich (Schweiz) geflüchtet ist. Die Mutter in Vietz wurde sofort in Haft genommen. [...] Für die Korrespondenz bedienen sich beide Seiten Decknamen. Die Briefe enthielten nach den Aussagen der Frau P. Angaben über die Konzentrationslager in Sonnenburg

115 Das Motiv der persönlichen Rache entfällt nach dem Tod von Edmund Heines am 30. Juni 1934.

und Oranienburg und strotzten von frei erfundenen Misshandlungen der politischen Gefangenen. Die Briefe wurden von der Tochter, [...] die ihren Bruder öfter empfangen hatte, übermittelt.“

3. Sein geringes Einkommen

Aufgrund der Auflagen durch die Fremdenpolizei durfte Carl Paeschke keiner Arbeit nachgehen. Und selbst wenn er ohne Honorar tätig wurde, bekam er „Ärger mit der Fremdenpolizei, weil ich einem Schweizer Arbeit weggenommen hätte“ (ebd., 5). Also lag es nahe, unter einem Pseudonym als Schriftsteller tätig zu werden, was Carl Paeschke dann auch tat. Allerdings war die Bezahlung schlecht oder entfiel gänzlich. „Ich habe während der Emigration schwarz Artikel geschrieben, bin aber oft nicht dafür bezahlt worden“ (ebd.). Die finanzielle Situation wurde trotz der erfreulichen Tatsache, dass seine Mutter im Herbst 1933 aus Deutschland ausreisen durfte, dadurch erschwert, dass diese, die bis zu ihrem Tod am 2. Juli 1937 mit ihm in Zürich lebte, kein Einkommen erzielte. Eine bescheidene Unterstützung erhielt Carl Paeschke aus unterschiedlichen Quellen: „Durch die Sozialdemokratie“ (ebd.) sowie durch „die jüdischen Studenten deutscher Herkunft“ (ebd.) in Zürich, die für ihn Geld sammelten. Andere Angaben ergänzen diese Aussage. Er hat „von der Fürsorge gelebt, so, was das Arbeiterhilfswerk und Flüchtlingshilfe zusammengestellt haben“ (Interview Krings, 2006, 3).¹¹⁶ Im ‚Fragebogen für sozialdemokratische Flüchtlinge‘ gab er im Dezember 1933 an, dass ihm monatlich 100 Schweizer Franken zur Verfügung stehen.

4. Seine Krankheit

Schon während seines Aufenthalts im Sanatorium in Reiboldsgrün zu Beginn des Jahres 1933 konnten die Ärzte zwar den Ausbruch einer Tuberkulose ausschließen. Aber es wurden andere, die Gesundheit beeinträchtigende Symptome festgestellt. In seinem autobiographischen Manuskript aus dem Jahr 1939 betont er: „Allerdings waren ziemlich starke organische Störungen da. [...] Dieses Leiden ist bis heute nicht behoben worden; es ist auch nicht gelungen, ihm auf den Grund zu kommen“ (CP, 55). Christine Krings ergänzt noch, dass er an einer „Wirbelsäulenverkrümmung“ litt (Interview Krings 2006, 6). Es ist davon auszugehen, dass diese chronischen gesundheitlichen Belastungen in

116 In seiner Erklärung im Rahmen des Wiedergutmachungsverfahrens präzierte Paeschke am 3. Mai 1955 im deutschen Generalkonsulat in Zürich diese Angaben noch einmal und gab zu Protokoll, dass er darüber hinaus „ab 1950 durch den Christlichen Friedensdienst in Bern finanziell unterstützt wurde“ (S. 5).

Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Druck von außen Carl Paeschkes Lebensqualität erheblich beeinflussten.

In seiner Erklärung beim deutschen Generalkonsulat in Zürich hielt er weiterhin fest, dass die Zürcher Kirchengemeinde Fluntern für ihn und seine Mutter einen Mittagstisch eingerichtet habe. Aus seinen weiteren Ausführungen geht die dramatische Lage deutlich hervor.

„Da der Kräftezustand meiner Mutter schon ein sehr schlechter war, holte ich an drei Tagen in der Woche bei Schweizer Familien Mittagessen. Später trat das in der Nähe unserer Wohnung gelegene Krankenhaus Bethanien an die Stelle der Privaten. Meine Mutter starb am 2. Juni 1937 an den Folgen der Entbehrungen“ (S. 5).

Sie wurde 75 Jahre alt.

13. Weitere Schwierigkeiten; jetzt auch der ‚Kampf‘ mit dem Entschädigungsamt Berlin – Heirat – Zurück zur Kunst

Carl Paeschke lernte seine spätere Frau Anna-Elisabeth Schulz (*14.12.1902),¹¹⁷ eine jüdische Emigrantin aus Wien, die in der Schweiz als Krankenpflegerin tätig war, im Spätsommer 1938 kennen. „Sie hat mich nach dem bei mir in Zürich erfolgten Tod meiner hochbetagten Mutter aufopfernd gepflegt und dazu beigetragen, dass ich meine heute wieder sehr hohe Leistungsfähigkeit erhalten konnte“, schreibt Paeschke in seinem im Dezember 1949 erstellten Lebenslauf (S. 2). Die erwünschte Heirat kann aber erst 1945 erfolgen, da die Züricher Behörden bis dahin ihre Zustimmung verweigerten. Im Protokoll des Regierungsrates 1945, Sitzung vom 22. März 1945, hieß es schließlich.

117 Ihr Vater, Hugo Max Schulz (1870–1933), war Redakteur bei der Wiener Arbeiterzeitung.



Aus dem Protokoll des Regierungsrates 1945.

Sitzung vom 22. März 1945.

689. Eheschließung (Kautionssehe). A. Am 28. Februar 1945 ersucht Karl Robert Fritz Paeschke, Schriftsteller, ledig, geboren 1895, staatenlos, früher deutscher Staatsangehöriger, in Zürich 7, Hadlaubstraße 7, um die Bewilligung zur Eheschließung mit Anna Elisabeth Schulz, ledig, geboren 1902, staatenlos, früher deutsche Staatsangehörige, in Zürich 4, Badenerstraße 266.

Der Gesuchsteller hält sich seit dem Jahre 1933 als politischer Emigrant in Zürich auf. Er hat laut Veröffentlichung im „Völkischen Beobachter“ — Berliner Ausgabe — vom 4. März 1936 die deutsche Staatsangehörigkeit infolge Ausbürgerung verloren und wird seither von der Fremdenpolizei des Kantons Zürich als Staatenloser toleriert. Seine Braut wurde auf Grund der Elften Verordnung zum deutschen Reichsbürgergesetz vom 25. November 1941 ebenfalls staatenlos. Die Verlobten ersuchen, die für die Eheschließung im Sinne des § 59 der kantonalen Verordnung über den Zivilstandsdienst vom 18. Oktober 1928 zu leistende Kautions mit Rücksicht auf ihre Mittellosigkeit und die Unterstützungszusicherung des Schweizerischen Arbeiter-Hilfswerkes und der Jüdischen Flüchtlingshilfe, in Zürich, auf das Minimum von Fr. 1000 festzusetzen. Die Kautions besteht in einem Sparheft Nr. 62 506 II der Zürcher Kantonalbank, Hauptbank, von Fr. 300, zugunsten der Jüdischen Flüchtlingshilfe, Zürich, und in einer unwiderruflichen Garantieerklärung des Bankhauses Julius Bär & Co., Zürich, zu Fr. 400. Im Auftrag der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe, in Zürich, leistete ferner die Union de Banques Suisses, in La Chaux-de-Fonds, eine unkündbare Bankgarantie von Fr. 300.

B. Die Fremdenpolizei des Kantons Zürich wendet in ihrer Rückäußerung vom 12. März 1945 gegen die Verhehlungung des staatenlosen Brautpaares Paeschke-Schulz nichts ein.

Auf Antrag der Direktion des Innern und gestützt auf seinen grundsätzlichen Beschluß vom 26. November 1942

beschließt der Regierungsrat:

I. Das Zivilstandsamt Zürich wird zur Vornahme der Trauung der Brautleute Paeschke-Schulz ermächtigt, sofern im Verkündverfahren keine Einsprache erhoben wird.

II. Als Kautions im Sinne des § 59 der kantonalen Verordnung über den Zivilstandsdienst werden bei der Direktion des Innern das vorerwähnte Sparheft und zwei Bankgarantien hinterlegt.

Die Zinsen des Sparheftes Nr. 62 506 der Zürcher Kantonalbank, lautend auf die Jüdische Flüchtlingshilfe, in Zürich, sind zur Aeuferung der Kautions zu verwenden.

III. Die Kosten, bestehend in einer Staatsgebühr von Fr. 35, sowie den Ausfertigungs- und Stempelgebühren, sind vom Gesuchsteller zu beziehen.

IV. Mitteilung an den Gesuchsteller, unter Rückschluß von Akten, das Zivilstandsamt Zürich, Abteilung Ehen, die

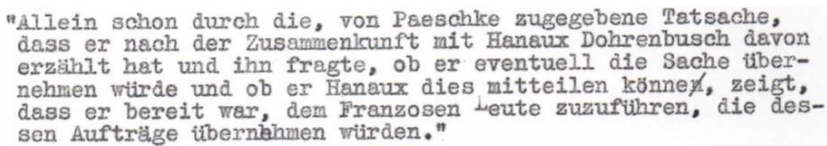
Abb. 17. Protokoll zur Eheschließung. (Institut für Zeitgeschichte, Bestand ED 205).

Besonders bemerkenswert ist, dass das gleichermaßen staaten- wie mittellose Paar eine Kautions in Höhe von 1.000 Franken hinterlegen musste (Kautionssehe), da es ‚schriftlos‘ war, d. h. über ‚keine gültigen heimatlichen Reisepapiere‘ verfügte; der hohe Betrag wurde u. a. von der ‚Jüdischen Flüchtlingshilfe Zürich‘ aufgebracht.

Bereits zuvor, in den Jahren 1940 und 1941, musste Carl Paeschke eine für ihn dramatische Entwicklung bewältigen: Er wurde, zusammen mit Hans

Dohrenbusch,¹¹⁸ angeklagt, an der ‚Errichtung eines militärischen Nachrichtendienstes zugunsten Frankreichs‘ beteiligt gewesen zu sein. Vorausgegangen war, dass sich Paeschke am 14. Mai 1940 in Zürich mit einem französischen Staatsbürger, einem Herrn Hanau, getroffen hatte. Während des Gesprächs soll dieser Paeschke gefragt haben, ob er an einer Nachrichtenweitergabe interessiert sei. Paeschke lehnte dieses Angebot ab, berichtete aber (u. a.) Hans Dohrenbusch von der Unterredung. Dies wurde als Unterstützung eines strafbaren Vorhabens gesehen. So heißt es in der schriftlichen Urteilsbegründung des Bezirksgerichts Zürich vom 30. Januar 1941 – wobei strittig blieb, was mit der in der Urteilsbegründung erwähnten ‚Sache‘ gemeint sein könnte.

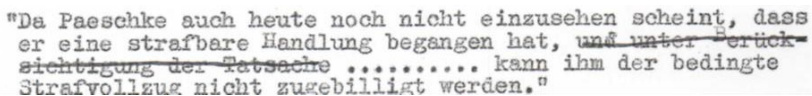
Paeschke gibt in einem Brief an den Anwalt Dr. Kaestlin in Zürich vom März 1941 Auszüge aus dem Urteil wieder und setzte sich mit den Begründungen auseinander.



"Allein schon durch die, von Paeschke zugegebene Tatsache, dass er nach der Zusammenkunft mit Hanau Dohrenbusch davon erzählt hat und ihn fragte, ob er eventuell die Sache übernehmen würde und ob er Hanau dies mitteilen könne, zeigt, dass er bereit war, dem Franzosen Leute zuzuführen, die dessen Aufträge übernehmen würden."

Abb. 18. Aus der Urteilsbegründung. Quelle: Friedrich-Ebert-Stiftung, Nachlass Wilhelm Dittmann. Brief, S. 4

Paeschke wurde in erster Instanz zu einer mehrwöchigen Haftstrafe verurteilt. Mildernde Umstände, die zu einer Bewährungsstrafe hätten führen können, konnten, so das Gericht, nicht erkannt werden.



"Da Paeschke auch heute noch nicht einzusehen scheint, dass er eine strafbare Handlung begangen hat, und unter Berücksichtigung der Tatsache kann ihm der bedingte Strafvollzug nicht zugebilligt werden."

Abb. 19. Aus der Urteilsbegründung. Quelle: Friedrich-Ebert-Stiftung, Nachlass Wilhelm Dittmann. Brief, S. 9

Im sich anschließenden Berufungsverfahren wurde Carl Paeschke schließlich freigesprochen.

118 Hans Dohrenbusch, ein gelernter Eisendreher, war Gewerkschaftsmitglied und arbeitete in Köln illegal gegen das Hitlerregime. Um seiner Verhaftung zu entgehen, emigrierte er 1936 in die Schweiz, wo er auch schriftstellerisch wirkte. Er ging im September 1945 nach Köln zurück und war in der Gewerkschaftsarbeit tätig.

Nach Ende des Krieges widmete er sich wieder stärker seinen breit gefächerten künstlerischen Interessen. Dasjenige, die „künstlerische, journalistische und feuilletonistische Tätigkeit“ (CP, 16), was er einmal zu seinem Beruf machen wollte und das er 1920 hinter seine politischen Aktivitäten zurückstellte, bildete nun deutlicher den Schwerpunkt seines Lebens.

Im Jahr seiner Heirat, 1945, wurde Carl Paeschke Mitglied im ‚Schutzverband Deutscher Schriftsteller in der Schweiz‘, und er beteiligte sich maßgeblich an einer Ausstellung emigrierter Künstler, die vom 23. März bis zum 7. April 1946 im Helmhaus in Zürich unter der Überschrift ‚Kunst im Exil‘ gezeigt wurde.¹¹⁹ Der Ausrichter war die ‚Schweizerische Zentralstelle für Flüchtlingshilfe‘.

Als im Jahr 1951 die schon bestehende Tuberkulose bei seiner Frau akut wurde, führte dies vor allem aufgrund des Fehlens finanzieller Ressourcen zu massiven Einschränkungen in der Lebensführung. Kleine Reisen, die noch unternommen werden konnten, führten vor allem in die Heimat seiner Frau nach Österreich.

Bereits im Jahr 1951 setzte Carl Paeschkes Bemühen um eine finanzielle Entschädigung im Rahmen des Wiedergutmachungsgesetzes aufgrund eines ‚Schadens an Eigentum und Vermögen¹²⁰ ein. Seinen ersten Antrag stellte er bereits Ende April; dessen Ablehnung aus formalen Gründen erfolgte am 8. November 1951.

119 Der Katalog trägt den Titel ‚Kunst im Exil: Ausstellung von Werken **ausländischer** Künstler in der Schweiz‘.

120 In der Fassung vom 1. Oktober 1953 wurde die Gruppe der Betroffenen in § 1 des ‚Bundesgesetz zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung‘ wie folgt bestimmt:

„Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung ist, wer aus Gründen politischer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus oder aus Gründen der Rasse, des Glaubens oder der Weltanschauung durch nationalsozialistische Gewaltmaßnahmen verfolgt worden ist und hierdurch Schaden an Leben, Körper, Gesundheit, Freiheit, Eigentum, Vermögen, in seinem beruflichen oder in seinem wirtschaftlichen Fortkommen erlitten hat (Verfolgter)“.

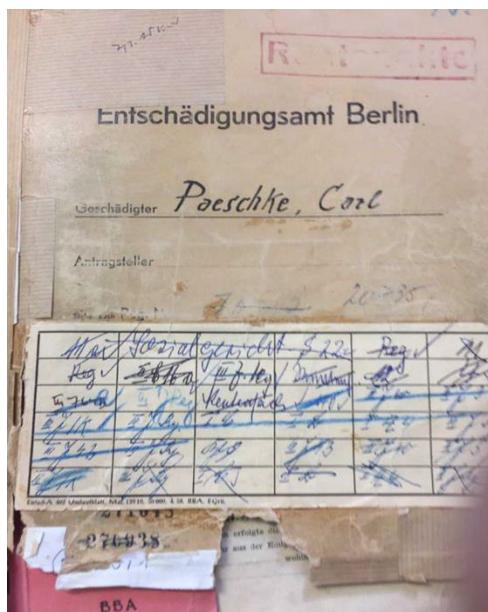


Abb. 20. Ordner zum ‚Wiedergutmachungsantrag‘ von Carl Paeschke.
(Eigene Aufnahme).

Bestritten wurde, dass der illegale Aufenthalt in Berlin dort einen rechtmäßigen Wohnsitz begründen konnte. Nur dann könne aber in Berlin ein Antrag gestellt werden. Mit dieser Problematik beschäftigten sich in den nächsten Jahren (unter der Überschrift ‚zur Frage der örtlichen Zuständigkeit‘) einerseits das Entschädigungsamt sowie verschiedene Gerichte, auf der anderen Seite Carl Paeschke, jeweils vertreten durch seine Schwester, seinen Anwalt sowie, äußerst engagiert, den Rechtsdienst der ‚Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe‘ in Zürich. Zu klären war, ob sein kurzer Aufenthalt in Berlin bei seinem Onkel Robert Engel, dem Bruder seiner Mutter, als Wohnsitz anerkannt werden könne. Zeugen wurden befragt, Schriftsätze ausgetauscht, und Carl Paeschke musste mehrmals Stellung beziehen. Schließlich wurden das Land- sowie das Kammergericht eingeschaltet. Hinzu kam, dass die Rechtslage bzw. die Rechtsprechung sich geändert hatten. Nach einer mehr als dreijährigen Auseinandersetzung erfolgte am 19. Oktober 1954 die erneute Ablehnung des Antrags – gegen die Carl Paeschke wiederum Widerspruch einlegte. Da mittlerweile Urteile vorlagen, die seinen Standpunkt unterstützten, neigte sich die Waage nach und nach zu seinen Gunsten. Aber, das lässt sich aus den Unterlagen entnehmen, der Leiter der zuständigen Behörde beharrte

weiterhin auf dem ablehnenden Bescheid. Die Lage änderte sich erst, als der Berliner Senator des Inneren, Joachim Lipschitz, sich des Falles annahm und am 12. März 1955 in einem Schreiben an den ‚Herrn Direktor des Entschädigungsamts‘ unmissverständlich Stellung bezog.

„Mit dem in den Akten befindlichen Bescheidentwurf bin ich nicht einverstanden. Ich bin – in Übereinstimmung mit dem Leiter Ihrer Rechtsabteilung Dr. Goldmann und dem Referenten Fischer – der Auffassung, dass der Antragsteller in seiner Zeit der Illegalität in Berlin im Jahre 1933 seinen dauernden Aufenthalt in Berlin im Sinne von § 8 Abs. 1 Ziffer 2 BEG genommen hat. Ich weise Sie daher an, von Ihren Bedenken hinsichtlich der örtlichen Zuständigkeit Abstand zu nehmen und die Bearbeitung der Entschädigungsansprüche nach dem BEG unverzüglich aufzunehmen.

Nach Ablauf von zwei Monaten bitte ich, mir über den Stand des Verfahrens Bericht zu erstatten“ (Wiedergutmachungsunterlagen, M 41, S. 1f.).

Im Mai 1955¹²¹ stellte das Entschädigungsamt schließlich mit Wirkung vom 12. März 1955 fest, dass eine Anspruchsberechtigung vorlag und nahm entsprechend die Arbeit auf; wobei entsprechend bedeutet, dass nun inhaltliche Fragen abgeklärt werden mussten. Neben Fragen zum Einkommen und zum Lebensstandard (‚vermögenslos‘), musste Carl Paeschke Nachweise über die verlorenen Wertgegenstände erbringen, die bei seiner Mutter untergebracht waren, d. h. zu seiner Bibliothek, den eigenen Zeichnungen, den Pastellen und Ölbildern.

Darüber hinaus wurde um eine „genaue Tatbestandsschilderung“ gebeten. Carl Paeschke antwortete am 25. August 1956 wie folgt.¹²²

121 Zum Teil zeitgleich, von 1955 bis 1963, zogen sich die Verhandlungen um eine Wiedereinbürgerung hin.

122 Im Jahr 1965 wurde Carl Paeschke die deutsche Staatsbürgerschaft wieder zuerkannt, was ihm, da er in der Schweiz blieb, dort zum Teil verübelt wurde. „Und wie (...) der Carl Paeschke die deutsche Staatsbürgerschaft wiederbekommen hat, dann haben ihm die Schweizer das natürlich zum Teil übelgenommen, dass er die deutsche Bürgerschaft wieder nimmt und sich nicht um die Schweizer bemüht. Und da hat er gesagt: ‚Wenn ihr sie mir einfach so gebt, nehme ich sie selbstverständlich, aber das, was ihr verlangt, das mache ich nicht. [...] Für die ganzen Informationen, die ich Euch gegeben habe, hätte ich mir den Schweizer Pass verdient‘“ (Interview Krings 2006, S. 19).

„Zur Sache habe ich anzugeben:

Anfang Mai 1933 drang eine SS. Horde unter Führung des späteren SS. ‚Generals‘ von dem Bach-Zilewski¹²³ in meine, seinerzeit von meiner Mutter bewohnte Wohnung zu Vietz (Ostbahn) und benahm sich in der von Zeugen bestätigten Weise“ (Wiedergutmachungsunterlagen, D 9, S. 2). Und an anderer Stelle fügte er hinzu: „Als die SS in die Wohnung eindrang, befanden sich dort etwa sechzig Ölbilder und Pastelle sowie einige hundert Zeichnungen eigener Arbeit. Auch sie sind verloren gegangen“ (Wiedergutmachungsunterlagen, D 10, S. 3).

Über die ‚in Verlust geratenen Bücher‘ gab er u. a. an:

- Die Veröffentlichungen des preußischen Generalstabes von den Kriegen Friedrichs des Großen bis zu dem Krieg in Einzeldarstellungen von 1914–1918.
- Die Schriften von Clausewitz, Schlieffen u. a.
- Die Veröffentlichungen der Liga für Menschenrechte und anderer pazifistischer Organisationen sowie
- eine sehr umfangreiche buddhistische Literatur.
- Das handgeschriebene Protokoll der Pariser Tagung der Sozialistischen Internationale von 1889.
- Das auf Packpapier niedergeschriebene Lied der Weber (Lagenbielau) (vgl. Wiedergutmachungsunterlagen, D 21).

Als Zeugin gab Charlotte Joost, geb. Wolf, eine gute Bekannte der Familie, am 3. August 1956 schriftlich zu Protokoll:

„Herr Paeschke hatte eine sehr umfangreiche Bibliothek, diese wurde, als im Mai 1933 SA- und SS-Männer die Wohnung, in der noch bis zu ihrer Verhaftung die alte Frau Paeschke gewohnt hatte, demolierten und plünderten, ebenfalls vernichtet. Es handelte sich zu einem großen Teil auch um sozialistische Literatur. Ebenso geschah es mit seinen persönlichen Manuskripten, Bildern und Zeichnungen.

Ich kann das der Wahrheit entsprechend so angeben, weil ich, als einige Wochen später die Reste der Habe der Familie Paeschke von Berliner Freunden verpackt wurden, noch einmal in der Wohnung war und mich selbst überzeu-

123 Erich von dem Bach-Zelewski war später für Judenerschießungen und die ‚Partisanenbekämpfung‘ in der UdSSR sowie für die Niederschlagung des Aufstands im Warschauer Ghetto verantwortlich. Er wurde wegen der 1933 erfolgten Ermordung von Kommunisten im Jahr 1962 zu lebenslanger Haft verurteilt.

gen konnte, wie alles mutwillig zerstört war“ (Wiedergutmachungsunterlagen, D 16).

Die Angaben überzeugten das Entschädigungsamt Berlin noch nicht, sodass Carl Paeschke am 3. April 1957 in einem ausführlichen Schreiben erneut Stellung beziehen musste und dabei auch auf die „Zweifel hinsichtlich der Bewertung meiner verloren gegangenen Bücher“ einging (Wiedergutmachungsunterlagen, D 23, S. 1). Er nahm die Anfrage außerdem zum Anlass, auf die bisher verstrichene Zeit einzugehen.

„Wenn von Seiten des E-Amtes von einem ‚ungewöhnlichen Umfang‘ meiner Bücherei gesprochen wird, so zeigt dies nur, wie viel Deutschland durch den Segen des tausendjährigen Reiches eingebüßt hat. Eine vollständige Ausgabe der Werke Goethes pflegte 40 bis 44 Bände zu zählen. [...] Allein die Klassikerbibliothek eines deutschen Bürgerhauses vor 1933 zählte so [...] mehr als zweihundert Bände. [...] Die großen und kleinen Publikationen, die Memoirenwerke, die Aktenveröffentlichungen der Auswärtigen Ämter, gehörten zum Rüstzeug des politisch tätigen Menschen“ (ebd.).

Nach weiteren Erläuterungen geht Carl Paeschke noch einmal ins Grundsätzliche, greift dabei aber auch die Haltung des Entschädigungsamtes an.

„Ich bedauere, dass ich in keiner Weise, es sei denn durch die bei den Akten befindlichen Zeugnisse und durch meine eigenen Erklärungen, meinen Besitz ‚beweisen‘ kann. Aber es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, dass Anno 1933 die Asozialen in Deutschland zur Herrschaft kamen und sich in ihrer Weise bei mir und meiner Familie betätigten, sodass ich nur mit einer Aktentasche als Besitz in die Schweiz gelangte. Es ist auch nicht meine Schuld, dass meine und meiner Familie Heimat heute nicht mehr deutsch ist, denn um dies zu verhüten, habe ich von 1919 an gegen den drohenden deutschen Hypernationalismus angekämpft. Aber grade weil ich immer wieder erfahren musste – siehe das Verhalten des E-Amtes bis Januar 1955 meinem Anspruch gegenüber – dass die Tatsache des endgültigen Verlustes einstigen Besitzes infolge des 12jährigen Hitlerabenteuers zu meinen Ungunsten ausgespielt wurde, beantrage ich – um alle Weiterungen zu vermeiden – es bei der Pauschalabgeltung [...] bewenden zu lassen. Wie ich sehe, wollen Sie die Eigentumsentschädigung gründlich durchführen. Dann – so möchte ich mir erlauben zu sagen – hätten Sie mir allerdings nach dem 25. August in einem Briefe Ihre Rückfragen stellen und so sich und mir acht Monate Zeitverlust und Energieaufwand ersparen können“ (D 24, S. 2).

Carl Paeschke beendete sein Schreiben, in dem er auf seine vor allem durch die Krankheit seiner Frau bedingte missliche finanzielle Lage hinwies.

„Ich hoffe sehr, dass Sie sich nun zu einem Abschluss wenigstens dieses Teils des Verfahrens entschließen.

Ich selber muss darüber jetzt unbedingt Klarheit haben. Aus meinen Zuschriften wissen Sie, dass meine Frau schwerkrank ist, und ich auch nicht gesund bin. Bei meiner Frau wird ein Eingriff nötig. Wir zögern ihn wegen mangels an Mitteln ständig hinaus. Ein Verfahren, das ich nicht mehr weiter verantworten kann“ (ebd.).

Aus den Unterlagen geht weiterhin hervor, dass auch um die Eingruppierung von Carl Paeschke in die Gruppe der ‚vergleichbaren Beamten‘ (gehobene oder höhere Laufbahn) gestritten wurde. Leider finden sich keine Dokumente, die aufzeigen, in welcher Art und Weise und in welcher Höhe schließlich eine Entschädigung stattfand. Dass Carl Paeschkes Antrag letztendlich erfolgreich war, ist jedoch gesichert.

„Mit dem ersten Geld, was er wieder zur Verfügung hatte, hat er sich zuerst einmal einen Aquarellkasten gekauft, das weiß ich noch. Und hat wieder angefangen, Aquarell zu malen. Und dann ging es immerhin noch eine Weile, bis er sich Ölfarben leisten konnte, bis er Leinwände kaufen konnte, das ging dann doch immerhin. Und eine Wohnung, er hat sich auch um eine andere Wohnung bemüht, aber da wurde ihm immer wieder gesagt: ‚Hören sie Herr Paeschke, wir müssen sofort angeben, dass ihre Frau Tuberkulose hat und da ist es aussichtslos, dass sie eine Wohnung bekommen‘“ (Interview Krings 2006, S. 5).

Der gesundheitliche Zustand seiner Frau verschlechterte sich fortlaufend. Anna-Elisabeth Paeschke starb im Jahr 1962 im Deutschen Haus, einem Lungen-sanatorium in der Gemeinde Agra auf der Collina d’Oro oberhalb von Lugano.

Die aktive politische Arbeit war für Carl Paeschke schon zu dieser Zeit immer stärker in den Hintergrund getreten.

„Er ist ein sehr kritischer Mensch geblieben. Und doch eher links von der Mitte. Und er hatte ja auch den Berliner Tagesspiegel dann abonniert, dass er sich auch immer von der Seite informieren konnte. Er hat es zwar gelesen, sich auch informiert und auch ein Urteil abgegeben, aber es war nicht mehr (sein) Lebensmittelpunkt. Weil er ja wusste, von hier aus kann ich nichts machen, mach ich auch nichts mehr, bin langsam zu alt, und zurückgehen? – sowieso nicht“ (Interview Krings 2006, S. 10).

Am 9. August 1967, auf den Tag genau 35 Jahre nach dem misslungenen Attentat in Reichenbach, lernte Carl Paeschke die aus Deutschland stammende Christine Krings (*1940) kennen, die in Locarno als Krankengymnastin arbeitete. Aufgrund eines Sturzes war er auf Hilfe angewiesen, und Christine Krings behandelte ihn zwei Mal in der Woche in seiner Wohnung in Ascona. Die beiden heirateten 1969 und entdeckten ihre gemeinsame Liebe für Italien. Sie reisten u. a. nach Paestum, nach Sizilien und Venedig, und Carl Paeschke intensivierte sein künstlerisches Schaffen noch einmal. Christine Krings schildert dies sehr plastisch.

„Und er natürlich immer mit dem Zeichenblock, und zu Hause wurde es dann in irgendeiner Form in Farbe umgesetzt. [...] Ich habe mich dann mit dem Auto meistens so gestellt, dass er geschützt saß wegen des Verkehrs. [...] Und ich saß irgendwo im Schatten mit einem Buch und habe gelesen und immer mal wieder geschaut, wie wächst's. Oder auch in Venedig, dann ist er mit seinem Stühlchen und seinem Block und Stiften losgezogen, zeichnen, und wir haben dann etwas abgemacht, wo wir uns treffen“ (ebd., S. 2).

Die Reise nach Venedig im Jahr 1978 war zugleich auch die letzte größere Reise der beiden, „wo ich dann gemerkt habe, also jetzt geht es einfach nicht mehr“ (ebd.).

Carl Paeschke stirbt am 14. Dezember 1983 im Alter von 88 Jahren in Ascona. In gegenwärtigen Darstellungen wird er als „Maler, Aquarellist und Zeichner“ (Kalliope) oder als „Journalist, Schriftsteller, Künstler, Maler“ (SI-KART, Lexikon zur Kunst in der Schweiz) erinnert.¹²⁴ Der politische Mensch, der Kämpfer gegen den Nationalsozialismus, Carl Paeschke wird kaum gewürdigt; ist vergessen.

In der Tat konnte Carl Paeschke vieles von dem, was er sich einmal als junger Mann vorgestellt hatte, aufgrund der politischen Ereignisse nicht verwirklichen. Später wollte er, desillusioniert, eine politische Laufbahn nicht (mehr) ergreifen. Zu groß war die Enttäuschung über das Verhalten der SPD vor und während der NS-Diktatur. Parteimitglied war er nicht mehr. Auch seine künstlerischen Ambitionen konnte er nicht recht vorantreiben. „Als Maler“, so formuliert es Christine Krings, hat er „den Anschluss verpasst, da er sich in entscheidenden Jahren, wo er hätte präsent sein müssen, sich um seine Frau gekümmert hat“ (Interview Krings 2006, S. 6). Er war zu spät, am falschen Ort.

124 Das Institut für Zeitgeschichte verwendet die merkwürdige Bezeichnung „sozialdemokratischer Schriftsteller“.

Dennoch hat Carl Paeschke im Großen und Ganzen seinen Frieden mit den Umständen gemacht. Darüber zu spekulieren, ‚was gewesen wäre, wenn‘ entsprach nicht seinem Naturell. „Es ist jetzt eben so gelaufen, gut, es ist mein Schicksal, und da müssen wir jetzt das Beste draus machen“ (ebd., S. 16/17). Und dennoch konnte er, verständlicherweise, den Gedanken an eine mögliche andere persönliche Entwicklung, die Vorstellung von einer ‚öffentlichen Laufbahn‘, die er in seinem autobiographischen Bericht mehrmals anspricht, nicht gänzlich still stellen.

Auch dazu soll abschließend Christine Krings zu Wort kommen.

„Ich meine, sicher auch mit zunehmendem Alter rückte die Emigration als die entscheidende Phase in seinem Leben schon immer mehr in den Mittelpunkt; [...] ab und zu kam natürlich schon eine gewisse Trauer durch, dass er eigentlich im Leben nicht das erreicht hatte, was er gerne erreicht hätte“ (ebd., 11/16).



Abb. 20a. Carl Paeschke: ‚Ponti di Paradiso e di Preti‘, Venezia, 1974. Privatbesitz.
Aufnahme Traugott Elsässer

„Meine ganze Jugend und auch darüber hinaus war erfüllt von dem Kampf um Anerkennung dessen, dass die Juden ein Volk seien wie andere Völker, dass sie also keine Deutschen, Russen, Franzosen oder dergl. seien, auch wenn sie dem deutschen, französischen, russischen Kulturkreis angehörten, und dass es durchaus nicht ‚reaktionär‘ sein müsse, wenn wir Juden ein normales Volksleben erstrebten“

Ms. Rudolfine Menzel, 155, S. 35

3. Rudolfine Menzel (1891–1973) – „Rückwärts schauen ist Tod und Erstarrung, vorwärts blicken Glück und Vorbedingung des Erfolgs“¹²⁵

Das vorliegende autobiographische Manuskript von Rudolfine Menzel, geb. Waltuch, umfasst 261 Seiten und 5 Beilagen,¹²⁶ stellt also in ausführlicher Weise ihre biographische Entwicklung dar. Es fokussiert auf zwei Aspekte, die dieses Leben in seiner Besonderheit bestimmen: Zum einen ist dies die bereits sehr früh erfolgte Hinwendung zum Zionismus, zum anderen die aus dem liebevollen Umgang mit Hunden hervorgegangene wissenschaftliche Beschäftigung als Verhaltensforscherin, die sie zur weltweit anerkannten Expertin auf diesem Gebiet werden ließ. Die Entscheidung für den politischen Zionismus gibt den Weg für die Emigration nach Palästina vor, die wissenschaftliche und sportliche Beschäftigung mit Hunden eröffnet ihr die Möglichkeit für eine, wenn auch außerhalb des Universitätsbetriebs liegende, eindrucksvolle wissenschaftliche Karriere – was sowohl für die Zeit vor als auch nach der Emigration gilt. Geht man davon aus, dass Autobiographien, insofern sie das Leben und die Entwicklung erwachsener Menschen zum Ausdruck bringen, generell aus drei Perspektiven heraus geschrieben werden können; nämlich entweder als Fokussierung auf den Beruf, als Fokussierung auf die Staatsbürgerschaft

125 Eine wesentlich kürzere Fassung erschien in: Bartmann, Sylke (2013) (Hrsg.): ‚Wie ein Schatten ging ich meinen Weg zu Ende‘, S. 175–202.

126 Leider sind (vor allem die ersten) Teile des Manuskripts nicht oder nur schwer lesbar, sodass meine Darstellung Einschränkungen unterliegt.

oder schließlich als Fokussierung auf den familiären Kontext (wobei natürlich Überschneidungen möglich sind), so haben wir hier ein autobiographisches Manuskript vorliegen, das Staatsbürgerschaft und Beruf in den Mittelpunkt stellt.¹²⁷ Zu beobachten ist darüber hinaus, dass sich ein Spannungsverhältnis zwischen der vorhandenen österreichischen und der angestrebten ‚jüdischen Staatsbürgerschaft‘ aufbaut.

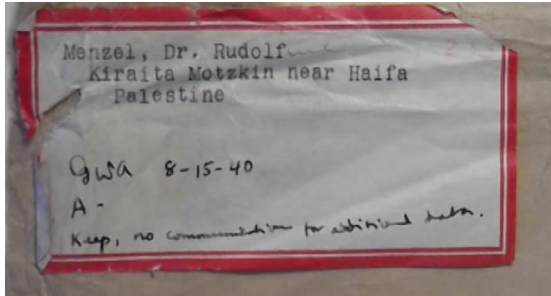


Abb. 21. Unterlagen zu Rudolfine Menzel (mit der positiven Bewertung A-). (Box: 13, Identifier: MS Ger 91, [155]). Houghton Library, Harvard University.¹²⁸

1. Kindheit und Jugend in Wien

Rudolfine Waltuch wurde am 1. März 1891 in Wien, wie sie selbst schreibt, „als Tochter eines sehr reichen Mannes“ (RM, 1), geboren. Ihr Vater, Josef (Hirsch) Waltuch, so die Unterlagen des Archivs der Universität Wien, war Remisier, vermittelte also den An- und Verkauf von Wertpapieren. Rudolfine schildert

127 Obwohl dieses Kapitel die biographische Entwicklung von Rudolfine Waltuch, verheiratete Menzel, in den Mittelpunkt stellt, werde ich mit dem Beginn ihrer Heirat mit Rudolf Menzel, so, wie Rudolfine Menzel dies selbst tut, auch oft von den Arbeiten des Ehepaars Menzel sprechen. Dennoch ist offensichtlich, dass Rudolfine in vielen Hinsichten diese Arbeit – die Züchtung von und die wissenschaftliche Beschäftigung mit Hunden – begonnen und vorangetrieben hat. Für die Zeit bis zur ‚Auswanderung‘ gibt es dazu im vorliegenden Manuskript einige Hinweise. So schreibt Rudolfine über die 1920er Jahre. „Mein Mann, als vielbeschäftigter Arzt, hatte nur wenig Zeit, sich diesen Dingen praktisch zu widmen, aber theoretisch unterstützte er mich sehr wirksam“ (RM, 104). An anderer Stelle heißt es: „Unsere wissenschaftlichen Publikationen waren stets das Produkt gemeinsamer Arbeit. Sie erschienen auch immer unter gemeinsamen Namen“ (ebd., 144).

128 Der Gutachter hat Folgendes angemerkt. „It is an invaluable manuscript to anyone interested in the history (cultural and political) of Austria. [...] As an historical document of this country it is clearly A in quality, but for general research purposes, publishability, etc. it sinks to A-“ (S. 19 des Auswertungsbogens).

diese Tätigkeit aus der Kinderperspektive sehr viel prosaischer und vermittelt damit gleichwohl einen Teil des Lebensgefühls, in das sie eingebettet war und das in sie eingebettet wurde.

„Der Vater hatte seine Beschäftigung: Er musste Geld verdienen. Aber dieses Geldverdienen war in der damaligen Zeit eine einfache Angelegenheit, es ging fast von selbst. So gegen 10 a.m. ging mein Vater auf die Börse, am frühen Nachmittag schon sass er in seinem Stammcafe bei seiner Schachpartie“ (RM, 2).

Aber Rudolfine Waltuch beweist auch, dass sie die Lebensverhältnisse – sie spricht von ‚Lebenskultur‘ – des ‚satten, reichen Bürgertums‘ durchaus kritisch zu würdigen und in ihrem Selbstverständnis zu beurteilen wusste. „Man hielt sich für ‚die Menschheit‘ und wusste nichts von einem Klassenproblem“ (ebd.). Sie beobachtet genau und hält scharfsinnig den (jährlichen) Lebensrhythmus sowie den Lebensstil des Besitzbürgertums fest.

„Den Winter verbrachte man in der großen Stadt (also in Wien; DG), in der man zu Hause war und seine Geschäfte abwickelte, man wohnte in geräumigen, für damalige Zeiten luxuriösen Wohnungen, mit altdeutschen Schlaf- und Speisezimmer, überladenen Salons im Makartstil.¹²⁹ Silberne Girandolen standen auf dem Trumeaux, flankiert von alabasternen Säulen, an den Wänden hingen altdeutsche Zinnteller, künstliche Blumenbouquets hinter kostbaren Fächern und dergleichen Dinge mehr. Schwere Vorhänge und Portieren schlossen von Licht und Luft und von der Außenwelt ab, machten das Bürgerhaus so recht zu einer abgeschlossenen Insel, auf der man heimelig und sorglos wohnte, fernab vom Kampf der Welt“ (ebd.).

Davon zu unterscheiden war die ‚müßige‘, die warme Jahreszeit.

„Den Sommer verbrachten wir in einem Kurort im südlichen Wienerwald, in Vöslau. Er verging mit mehrmals täglichem Umkleiden, Schwimmbad, Wagenpartien, Kurkonzert und Geselligkeit. Damals war das Croquet spielen Mode, die Jugend traf sich abwechselnd in den verschiedenen Gärten der Sommer villen zu Croquet-Partien. Dabei handelte es sich aber gar nicht um sportliche Wettbewerbe, das Croquet war eine Art Gesellschaftsspiel und war mehr Vorwand zur Geselligkeit als Zweck an sich. [...] Mit einem bestimmten Nachmit-

129 Ein von dem Maler und Innenausstatter Hans Makart (1840 Salzburg–1884 Wien) geprägter Stil, „gekennzeichnet durch Plüsch und Pomp, schwere Tür- und Wandbehänge, Vertäfelungen, wuchtige Kronleuchter und Makartstrauß (Makartzimmer)“ <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Makartstil> [Abruf 4. Mai 2020].

tagszug kam meistens die Mehrzahl der Väter von Wien in die Sommerfrische (ca. 20 km), die Kinder mit ihren Bonnen (Kinder mädchen; DG) und Pflegerinnen, auch ein Teil der Mütter, erwarteten dort täglich die Väter, die meistens mit Süßigkeiten, Spielzeug oder dergl. ‚bewaffnet‘ dem Zug entstiegen und von ihren Sprösslingen im Triumph heimgeleitet wurden“ (RM, 2f.).

Entsprechend gestaltete sich das Leben ihrer Mutter: „sehr langes Schlafen, lange Zeit der Schönheitspflege widmen, dann Geselligkeit, Spazierfahrten, abends Theater und Gesellschaft, hie und da ein paar Minuten Zeit für die Kinder“ (ebd.).

Als die Mutter noch jung, mit 35 Jahren, am 19. Juli 1895 starb, Rudolfine war zu diesem Zeitpunkt etwas über vier Jahre alt, hinterlässt dies nach eigener Aussage keinen bleibenden Eindruck bei dem Kind, das sich vielmehr beschwert, als das geliebte Kindermädchen das Haus verlassen muss. Einen Einschnitt, der zu andauernden Konflikten führen wird, bildet dann allerdings die Wiederverheiratung des Vaters.

„Als ich ca. 6 Jahre alt war, heiratete mein Vater wieder. Meine Stiefmutter war eine wunderschöne und imposante Frau, in proletarischen Verhältnissen aufgewachsen. Es gab von vornherein Gegnerschaft zwischen ihr und uns verwöhnten Bourgeoisprossen. Sie verstand uns nicht und wir sie nicht“ (RM, 4).

Dieser Konflikt, der hier als ein klassenspezifischer eingeführt wird, wurde in der Folge noch dadurch verstärkt, dass der Vater den größten Teil seines Vermögens verlor, als er für seinen Partner einsprang und dessen Schulden übernahm, ohne dazu verpflichtet zu sein. Rudolfines Stiefmutter konnte diese Haltung nicht verstehen, für den Vater war es eine Frage der Ehre. – Auch in dieser einschneidenden Episode wird der Unterschied in der Bewertung zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft virulent – denn auch Ehre muss man ‚sich leisten können‘.

Es ist an dieser Stelle sicher der Ort, an dem kurz die familiäre Konstellation, innerhalb derer Rudolfine aufwuchs, ausgebreitet werden kann, da diese das sie umgebende ‚Sumpfbeet der biographischen Entwicklung‘ ausmacht – auch (und gerade), weil Rudolfine selbst darauf kaum eingeht.

Ihr Vater wurde am 15. Februar 1859 in Husiatyn, einem kleinen Dorf in Galizien, an der Grenze zu Russland, geboren. Ihre Mutter Ernestine, eine geborene Baar, kam 1860 (oder 1861) zur Welt. Die Eltern heirateten 1880 in jungen Jahren. Rudolfine hat drei ältere Geschwister, die ebenfalls in Wien zur Welt kamen: Den am 17. Oktober 1882 geborenen Bruder Jaques (Jakob), die am 17. November 1883 geborene Schwester Dorothea und den am 11. Februar

1895 geborenen Bruder Friedrich (Ignatz). Ihre Mutter starb 1895 bei der Geburt des jüngeren Geschwisterkindes, das nach der Mutter Ernestine benannt wurde. Der Säugling starb am 1. November 1895.

Der Vater heiratete erneut am 8. November 1896, und zwar die am 8. Mai 1866 geborene Sofia (Sophie) Fenster.¹³⁰ Aus der Ehe gingen zwei Kinder (Halbgeschwister) hervor: Die Schwester Helene (Helen), die am 22. Februar 1898 zur Welt kam, sowie der am 4. März 1899 geborene Bruder Egon.

Über die Geschwister liegen kaum weitere Angaben vor.¹³¹ Dennoch scheint es wichtig, die besondere Familienkonstellation, zumal den Tod der Mutter bei der Geburt des Geschwisterkindes sowie dessen Tod nur einige Monate später, bei der weiteren Betrachtung des Lebenswegs zumindest mitzubedenken.



Abb. 22. Rudolfine Waltuch, circa 1900. Leo Baeck Institute. (Rudolf and Rudolphina Menzel Collection), Call Number: AR 25014.

130 Dem Ehepaar gelang noch spät, nämlich im April 1941, über die Schweiz und Portugal die Flucht in die USA, wo der Vater am 26. Mai 1944 (mit 85 Jahren) und die Stiefmutter am 23. Dezember 1947 mit 81 Jahren in New York verstarben. Aus den Unterlagen des ‚Fonds für die Abgeltung von Vermögensverlusten politisch Verfolgter‘ geht hervor, dass in den 1960er und 1970er Jahren die Geschwister Dora (Dorothea), Helen und Egon zusammen mit Rudolfine Menzel Ansprüche stellten. Die Anträge kamen aus Südafrika, den USA und Israel. Es geht ebenfalls daraus hervor, dass dem erhobenen Anspruch auf die Wertpapiere nicht stattgegeben wurde: „Konfiskationen von Wertpapieren konnten keine festgestellt werden“ (Beschluss 24. September 1964) (Österreichisches Staatsarchiv).

131 ‚Die Kinder‘, also die Geschwister von Rudolfine Waltuch, werden auch im Manuskript kaum erwähnt; nur bei der Schilderung einer Episode, die den Zeitpunkt kurz vor dem Verlassen Österreichs umfasst, finden sich einige Zeilen über den ‚Lieblingsbruder‘, Dr. Egon Waltuch, einen Wiener Arzt (vgl. RM, 232).

2. Zionismus: „Auf Strammheit legten wir grosses Gewicht“

Für den Lebensweg von Rudolfine Waltuch wird jedoch ein anderer Aspekt entscheidender. So betont sie in ihrem autobiographischen Manuskript die in der Volksschule erfahrene Begegnung mit dem Judentum, die für sie ein ‚Erweckungserlebnis‘ darstellte: Von einer Stufe der Unwissenheit (der platonischen Höhle) wurde sie geführt hin zu einer neuen Sichtweise, einer neuen Erkenntnis, d. h. an das Licht, die bestimmend für ihr Leben werden sollte. In ihren Worten folgten Vorher und Nachher auf dramatische Weise. Zunächst zum Vorher:

„An jüdischen Inhalten oder auch nur Formen brachte auch die neue Mutter nichts mit. Dass es Juden gibt und was das heisst, wusste ich noch immer nicht, erst die Schule brachte das erste Zusammentreffen mit dem Judenproblem“ (RM, 4).

In diesen Zeilen laufen sicherlich mehr Vorstellungen zusammen, als die Autorin intendierte: Denn nicht nur die Unwissenheit wird aufgezeigt, sondern das Jüdische wird bereits als ein Problem benannt. Da beides lebenspraktisch immer nur nachträglich festgestellt werden kann, wird deutlich, dass die Perspektive der Erwachsenen in die frühen Schilderungen auf intensive Weise einging.

Das Nachher wird anhand eines Beispiels eingeführt: Rudolfine verweist auf ihren Religionslehrer, der ausführte, dass „die Israeliten (und ich sei auch eine Israelitin) einmal in einem wunderschönen Land gelebt hätten, in dem Milch und Honig floss“ (ebd.). Auf ihre Nachfrage, warum denn nicht alle Israeliten dorthin führen, kam nur die empörte Antwort.

„Setz Dich, dumme Gans, was (redest?) Du so dumm“? (RM, 4f.). Der Lehrer, so Rudolfine, hatte damit genau das Gegenteil dessen erreicht, was ihm vorschwebte. Anstatt eine Schülerin ‚still zu halten‘, hatte er deren „Trotz geweckt, und (Rudolfine) begann, um (s)ich zu schauen, zu fragen und zu grübeln. [...] ‚Was ist das, ein Israelit, was ist das, ein Jud?‘“ (RM, 5).

Aber das Fragetabu herrschte nicht nur in der Schule, sondern auch in der Familie, und mit anderen Menschen, Fremden gar, durfte schon überhaupt nicht über dieses Thema gesprochen werden. Nur einmal, als die Stiefmutter nicht zuhause war, hatte der Vater Rudolfine zur Seite genommen und ihr einiges über die Geschichte des Judentums erzählt und damit ihr Interesse noch verstärkt. Als sie schließlich in der von Theodor Herzl seit 1897 herausgegebenen

Zeitschrift ‚Die Welt‘, „das Weltorgan, der damals bereits existierenden zionistischen Bewegung“ (RM, 7), lesen konnte, „dass es viele Erwachsene und anscheinend durchaus nicht dumme Menschen gebe, die denselben Gedanken gedacht wie ich, die gleich mir dem Traum nachhingen, das Jüdische Volk nach Palästina zurückzuführen“ (ebd.), war der Weg für ihre jüdisch nationale Sozialisation gebahnt.

„Ich betonte überall, wo ich konnte, dass ich zum jüdischen Volk gehöre, kein Wort mehr von ‚mosaisch‘ oder ‚israelitisch‘, Jude war ich, so hatte ich’s aus der ‚WELT‘ gelernt, und ich wollte mithelfen, diesen besudelten Namen zu einem Ehrennamen zu machen“ (ebd., Hervorhebung i. O.).

Im Anschluss an den Besuch der Volksschule, die die Klassen eins bis fünf umfasste, wollte Rudolfine, die „als ‚Perle‘ der Schule gegolten“ (RM, 8) hatte, auf das Gymnasium übergehen, aber ihre Stiefmutter wählte für sie eine „als besonders fein geltende“ (ebd.) drei Jahre währende und „gut katholische“ (ebd.) Bürgerschule („die Oberstufe der Volksschule“) aus. Auch auf dieser Schule zeigte Rudolfine gute Leistungen, eckte jedoch aufgrund ihrer rigorosen zionistischen Einstellung oft an. So weigerte sie sich, Kirchenlieder mitzusingen mit der Begründung, „dass mir das nicht zukomme, ich gehöre dieser Religion nicht an und es sei Lüge, wenn ich die religiösen Lieder mitsinge. Ja, noch mehr, ich zwang die anderen Jüdinnen in der Klasse, ebenfalls nicht mitzusingen“ (RM, 9). Obwohl

„der Direktor, ein bornierter Klerikaler, versuchte, mein Tun als ein Verbrechen gegen die heilige Disziplin darzustellen, [...] behielt [ich] Recht. [...] Selbstverständlich sang ich seither in der Schule auch die vereinzelt, deutsch betonten Lieder nicht mehr mit“ (RM, 9f.).

Eine Reihe weiterer Vor- und ‚Verstöße‘ folgte: So der (zum Teil gewaltsam erfolgte) Boykott eines Papierwarengeschäfts, das Karikaturen von Juden aus dem ‚Kikeriki‘¹³² im Schaufenster ausstellte, die Zurückweisung einer Jubiläumsschrift der Gemeinde Wien, für die Karl Lueger¹³³ als Bürgermeister verantwortlich zeichnete, oder die Teilnahme an der Beerdigung von Theodor Herzl am 3. Juli 1904, die erneut zu einem Konflikt mit der Stiefmutter führte,

132 Kikeriki, 1861 in Wien gegründete satirische Zeitschrift; ‚das erste ausgesprochen antisemitische Witzblatt Österreichs‘ (vgl. RM, 13).

133 Karl Lueger (1844–1910) war von 1897 bis 1910 Bürgermeister von Wien; er verfolgte eine antisemitische Politik auf religiöser Basis.

welche ihren Wunsch, „an diesem Tage von der Schule auszubleiben und mit dem Leichenbegräbnis mitzugehen, unter irgend welchen Ausreden schroff“ (ebd. 20) ablehnte. Mit dem Ende des dritten Schuljahrs an der Bürgerschule stand die Entscheidung für die weitere Schullaufbahn an. Rudolfine wollte unbedingt auf eine weiterführende Schule, um im Anschluss daran studieren zu können. Aber auch hier hatte ihre Stiefmutter andere Pläne und meldete sie auf einer ‚Höheren-Töchter-Schule‘ an. Rudolfine kommentiert diese Entscheidung gewohnt deutlich:

„Ich wollte keine ‚höhere Tochter‘ sein und wollte keine solche Schule besuchen. [...] Ich sah keinen Ausweg, dieser Schule zu entgehen, die ich in meinem revoltierenden Hirn und Herzen aufs Tiefste verachtete. Ich wollte ein Mensch sein, keine höhere Tochter“ (RM, 21f., Hervorhebung i. O.).

Der heraufziehende Konflikt wurde, ich bin geneigt zu sagen: selbstverständlich, im Sinne von Rudolfine gelöst, die auf dem Schreibtisch ihres Vaters einen Schulprospekt vorfand.

„Es war der Prospekt einer vierten Bürgerschulklasse eines mir damals unbekanntem Vereins ‚Freie Schule‘.¹³⁴ Der geistige Speisezettel, der hier geboten wurde, enthielt Dinge, die mich vor Begierde erzittern machten. Naturgeschichte und Biologie, Hygiene und Kulturgeschichte waren da vorhanden und Dinge versprochen, die mich so lockten, wie andere Mädchen meines Alters vielleicht die Aussicht auf eine Tanzschule oder dergl. Ein paar Stunden ging ich wie eine Träumende herum, dann stand mein Entschluss fest, in die-se Schule würde ich gehen; komme, was da wolle!“ (RM, 22, Hervorhebung i. O.).

Mit dieser Wahl war eine weitere, für das Leben von Rudolfine Waltuch entscheidende Weichenstellung gebahnt worden, denn während dieses Schul-

134 Der Verein ‚Freie Schule‘ richtete sich gegen die Unterordnung des Schulwesens unter die Interessen der katholischen Kirche. „Aus der alten konfessionellen Lernschule [sollte] eine Arbeitsschule, eine moderne freie Schule“ (RM, 23) werden. Einer der Initiatoren war Otto Glöckel, ab 1907 sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, von 1919 bis 1920 Unterstaatssekretär für Unterricht. Eine seiner ersten Maßnahmen war die Abschaffung des täglichen Schulgebets sowie die Aufhebung der Verpflichtung der Schülerinnen und Schüler, am Religionsunterricht teilzunehmen (der sog. Glöckel-Erlass). Von 1922 bis 1934 war er (geschäftsführender) Präsident des Wiener Stadtschulrates. Er wurde im Anschluss an die sogenannte Februarrevolte vom 12. Februar 1934 verhaftet und blieb bis Ende Oktober 1934 im Gefängnis (vgl. Achs 1985a, b). Otto Glöckel verstarb am 23. Juli 1935 an den Folgen der Inhaftierung (vgl. Garz 2007b).

jahres erhielt sie einerseits wichtige Anstöße für ihre weitere intellektuelle Entwicklung.

„Der Unterricht entsprach vollauf meinen, durchaus nicht nieder geschraubten Erwartungen. Beinahe jede Lehrstunde war ein Erlebnis und wenn mittags die Schule zu Ende war, musste ich mir immer erst einen Ruck geben, um nach Hause zu gehen“ (RM, 27f.).

Andererseits lernt sie in der Person der Handarbeitslehrerin Leopoldine Glöckel¹³⁵ eine Person kennen, die für sie zu einer politischen, intellektuellen wie emotionalen Mentorin wurde.

„In jenen unvergesslichen Stunden begann sich in mir jenes Bild von der Welt, jene Lebensanschauung zu formen, welche später richtunggebend für mein ganzes Leben geworden und geblieben ist: Das Bild einer harmonischen Welt, schön und mannigfaltig durch die Vielheit der einzelnen Völker. Jedes dieser Völker sollte seinen eigenen Wert und seine eigene Note haben und sich mit dieser Note harmonisch einfügen in den grossen Gesamtaccord, in das grosse Gefüge einer einigen vorwärtsstrebenden Menschheit“ (RM, 30).

Schließlich nahm Leopoldine Glöckel die Rolle einer mütterlichen Freundin ein. Nach der ersten Einladung in das Haus der Familie Glöckel hält Rudolfine fest.

„Von da ab beginnt eine neue Epoche meines Lebens, ich fand dort ein zweites Elternhaus. Alles, was später gut und anständig in mir geworden ist, verdanke ich letzten Endes jenem Glück, die mütterliche Freundschaft einer solchen Frau gefunden zu haben“ (RM, 31).

Zum Abschluss der vierten Klasse der Bürgerschule stand der nächste Konflikt an, denn „die Frage meiner ferneren Lebensgestaltung“ (RM, 37) musste entschieden werden. Und wiederum stellte sich die Stiefmutter gegen einen weiteren Schulbesuch, und erneut nahm Rudolfine Waltuch „ihr Schicksal selbst in die Hand“ (ebd.). Sie meldete sich nicht nur auf einer ‚Maturavorbereitungsschule‘ an, sondern erkämpfte sich auch ein Stipendium, und zwar bei einer Einrichtung, die von ihren Interessen weit entfernt war, nämlich beim ‚Niederösterreichischen Gewerbeverein‘, und wurde damit finanziell weitgehend vom Elternhaus unabhängig. Die folgenden zweieinhalb Jahre waren einerseits

135 Leopoldine Glöckel, die Ehefrau von Otto Glöckel, war eine politisch sehr aktive Frauenrechtlerin; sie starb, entmutigt und erschöpft, am 21. Mai 1937.

durch den Besuch der Schule bestimmt, andererseits engagierte sich Rudolfine in ihrer freien Zeit. In ihren Worten: „In jener Zeit ging ich aus, ‚Juden zu suchen‘“ (RM, 40). Sie fand diese zunächst im ‚Ersten Jüdischen Turnverein‘ Wiens; von dessen Mitgliedern, „hauptsächlich Töchter von Kleinbürgern und aus dem ärmeren Mittelstand“ (RM, 44), war sie jedoch enttäuscht, denn „die meisten wussten von der jüdischen Renaissancebewegung kaum etwas“ (RM, 45). Dennoch blieb Rudolfine im Verein, ‚missionierte‘ und konnte einige Teilnehmerinnen für die Ideen des politischen Zionismus gewinnen. Auch beim Aufbau der Sektion ‚Jung Juda‘ innerhalb des Turnvereins war sie beteiligt.

Ihre tiefe Hingabe galt aber mehr und mehr dem Wandern, gedacht als

„die Schaffung eines neuen Lebensstiles und eine tiefere Bindung des Stadtmenschen an die Natur. Ferner verstanden wir aber auch darunter eine tiefere ethische Bindung des Menschen an das Leben überhaupt und überdies an seine Verpflichtungen gegenüber seinem Volke“ (RM, 46).

Damit folgte die Gruppierung sowohl der englischen Scoutbewegung als auch dem aus Deutschland kommenden ‚Wandervogel‘, wobei im Hintergrund die Ideen der Jugendbewegung im Besonderen und der Lebensphilosophie im Allgemeinen standen; bei Rudolfine paarte sich dies wiederum mit einer zionistischen Volks- bzw. Gemeinschaftsideologie.¹³⁶

Die Wanderungen verliefen sowohl sehr leistungsorientiert als auch straff organisiert.

„Auf Strammheit legten wir grosses Gewicht. Wer keinen ordentlichen Marsch mit vollgepacktem Rucksack aushalten konnte, zählte für uns nicht. [...] Wir trugen eine eigene ‚Kluft‘, hatten blau-weisse Fähnchen mit und legten Gewicht darauf, durch unser Lied überall als Juden kenntlich zu sein“ (RM, 47).¹³⁷ – Für die Bedeutung dieser Aktivitäten spricht auch, dass Rudolfine sie über mehrere Seiten hinweg anhand von vielen Erlebnissen beispielhaft ausbreitet.

Im Jahr 1909 trat Rudolfine zur externen Maturaprüfung an, und obwohl sie sich „in den meisten Fächern mehr als die ‚Hochschulreife‘ [...] angeeignet hatte“ (RM, 53), stand sie sich erneut selbst im Weg. Zum einen wurde ihr

136 Als gemeinsame Negativfigur galt der Spießbürger: „Auf alle Fälle verachteten wir den Ausflügler und sein uns lächerlich erscheinendes Gehabe“ (RM, 46).

137 Aus diesen Gruppierungen ist der Jüdische Wanderbund ‚Blau-Weiss‘ hervorgegangen. Neubauer (2016, S. 109) gibt an, dass ‚cand. phil. Rudolfine Waltuch‘ 1913 als Bibliothekarin zum Vorstand des ‚Wiener Jüdischen Wanderbundes Blau-Weiß‘ gehörte; zum zionistischen Wanderbund ‚Blau-Weiß‘ generell vgl. dort S. 103ff.

Aufsatz mit dem Thema ‚Seinen Beruf erkennen und danach handeln, muss ich Freiheit nennen‘, in dem sie u. a. Moses und Jesus, Lassalle und Herzl behandelt hatte, als politisches Manifest eingestuft und mit ‚nicht genügend‘ bewertet; zum anderen kam es zum Eklat, als sie „die geforderten minimalen Hebräischkenntnisse“ (RM, 54) erbringen sollte: Sie trug nicht „im gewohnten Dialekt des mitteleuropäischen Tempelhebräisch vor [...], sondern in der klassischen Aussprache des in Palästina gesprochenen modernen hebräisch“ (ebd.). Dennoch bestand sie die Abschlussprüfung.

Fassen wir zusammen: Zum Zeitpunkt des Abschlusses der vierten Klasse der Bürgerschule, also etwa 1906, war Rudolfine 15 Jahre alt. Das externe Abiturium erlangte sie mit 18 Jahren. Hinter ihr lag eine Zeit des permanenten kindlichen und jugendlichen Protestes, einer ‚frühen Reife‘ und der zum Teil heftigen Auseinandersetzung mit ihrer Stiefmutter sowie unterschiedlichen Lehrern und anderen Erwachsenen. Zugleich war dies eine Zeit der intellektuellen und weltanschaulichen Suche, und mit der ‚Entscheidung‘ für eine nicht religiöse, sondern für eine ‚national-jüdische Anschauung‘ hatte sich eine Weltsicht geformt, die ihr Leben in vielen Hinsichten anleitete, die ihm eine Form gab, von der sich sagen lässt, dass sie zwar Energien kanalisierte, aber auch in eine einzige Richtung führte. Gerahmt wurde diese biographische Entwicklung durch das Eintauchen in das sozialistisch bzw. sozialdemokratisch geprägte Milieu von Leopoldine und Otto Glöckel. Ein Milieu, das aber eine noch weit intensivere Wirkung ausübte, indem es, vor allem in der Person von Leopoldine Glöckel, einen sozialen und emotionalen Halt bereitstellte. Aus dieser Gemengelage von Haltungen und Positionen, von Situationen und Institutionen heraus bahnte sich Rudolfine Waltuch einen eigenen, einen eigenständigen Weg, der zunächst durch die Heftigkeit und Unbedingtheit der Übernahme eines politisch-zionistischen Standpunkts ihr zwar eine weltanschauliche ‚Gewissheit‘ verbürgte, zugleich aber in seinem Anspruch auf Absolutheit doktrinär wirkt. Rudolfine Waltuch hat mit dieser Einstellung sowohl bei ihrer Familie, vor allem der Stiefmutter, sicherlich aber auch bei den Geschwistern, als auch bei den Mitschülerinnen sowie den Lehrerinnen und Lehrern einen ‚bleibenden Eindruck‘ hinterlassen. Dieser Eindruck lässt sich mit den Adjektiven eigensinnig, trotzköpfig, verbohrt und querulantenhaft am besten auf den Begriff bringen. Ebenso wird jedoch sichtbar, dass Rudolfine, wie sie selbst sagte, einen Kampf um Anerkennung führte – auf makrostruktureller Ebene war dies der Kampf um die Anerkennung der Juden als Volk, auf der autobiographischen Ebene der Kampf um die Anerkennung als eigenständige und unverwechselbare Person, wobei durchaus zuzugestehen ist, dass diese Eigenständigkeit zunächst dem Kollektiv der Juden als Volk unter-

geordnet wird. Zieht man allerdings die Entwicklung im Hause Glöckel mit heran, so scheint diese strikte Unterordnung unter eine ‚Binnenmoral‘ (Apel 1988), die nur das eigene Kollektiv kennt, möglicherweise in Auflösung begriffen zu sein. Eine Perspektive, die über diese Beschränkungen hinausweist und den Vorschein einer universalistischen Auffassung bzw., in ihren Worten: ‚einer Lebensanschauung‘ enthält, könnte sich herausbilden. Es könnte eine Perspektive entstehen, innerhalb der Zionismus und Sozialismus (zumindest der Tendenz nach) eine Einheit eingehen.¹³⁸

Auffällig ist schließlich, dass sich im Manuskript von Rudolfine Waltuch keine Darstellung des lebensweltlichen Kontexts in dem Sinn findet, dass sie auf das sie umgebende größere kulturelle Milieu, auf das kulturell strahlende Wien der Jahrhundertwende bis hin zum Beginn des Krieges, verweist. Sie lebt in ihrer ‚kleinen Lebenswelt‘, eine Beschreibung der ‚chemistry of Vienna‘ findet sich nicht.¹³⁹

3. Beginn und Abschluss des Studiums – Heirat – Krieg

Im Wintersemester 1909/10 nahm Rudolfine Waltuch das Studium der ‚Chemie und Naturwissenschaften‘ an der Universität Wien auf; und das nun schon bekannte Muster setzt sich mit dem Eintauchen in die Arbeit und zugleich dem Festhalten an den extracurricularen Aktivitäten fort.

„Das Studium befriedigte mich ungemein. [...] Mit Gier stürzte ich mich in die Arbeit.

Aber wie während der Mittelschulzeit fand ich auch hier immer Zeit für anderes. Ich führte meinen Zug im Jüdischen Wanderbund weiter, und nach wie vor gehörte jeder freie Tag entweder der Wanderung oder meinem zweiten Elternhaus, meiner geistigen Heimat in der Familie von Frau Glöckel“ (RM, 56).

Weitere Aktivitäten schlossen sich an, so der Beitritt in den ‚Verein Zionistischer Hochschüler‘, in den sie „nach langem Hospitium [...] als erstes und

138 Das Besondere dieser Schilderung wurde auch von den Gutachtern des Preisausschreibens erkannt: So heißt es u. a. im zusammenfassenden Bewertungsbogen. „This document is excellent for [...] its first 50 pages of the growth of a child’s consciousness of and devotion to Zionism“ (Conceptual-Interpretative Summary, S. 19). Wie aus einem Brief von Rudolfine Menzel vom 17. Januar 1941 hervorgeht, wurde ihr die Hälfte des zweiten Preises in Höhe von 125\$ zuerkannt (vgl. Kap. 2.5).

139 Vgl. demgegenüber neben den vielen Veröffentlichungen zum Wien der Jahrhundertwende z. B. Frank (2007, S. 19ff.), der, allerdings aus einer Beobachter- und keiner Teilnehmerperspektive, ausführlich und mit großer Intensität über die ‚chemistry of Budapest‘ und die soziale Konstruktion ungarischer Wissenschaftler reflektiert.

einziges Mädchen aufgenommen“ (ebd.) wurde, sowie die Arbeit bzw. die ‚Gemeinschaft‘ im Verein ‚Theodor Herzl‘. Zur intellektuellen Leitfigur wurde für sie wie für die jüdische Jugendbewegung überhaupt Martin Buber mit seinem Bild von der ‚Kette der Geschlechter‘, das Rudolfine Waltuch am Beispiel einiger Zeilen aus dem Gedicht von Richard Beer-Hofmann aufscheinen lässt.

„Ufer nur sind wir, und tief in uns rinnt
Blut von Gewesenen
Zu Kommenden rollts“ (RM, 57).¹⁴⁰

Über ihr Studium erfahren wir in dem autobiographischen Manuskript bis auf eine abschließende Zusammenfassung wenig. In ihrer Coda reproduziert Rudolfine Waltuch die nun bereits bekannte Geschichte im Übergang von der Musterschülerin zur Musterstudentin.

„Mein Hochschulstudium verlief reibungslos, die diversen Kolloquien bestand ich, wie gewöhnlich, mit ‚vorzüglich‘, und auch im Laboratorium bei den praktischen Arbeiten war mir das Glück dauernd hold“ (RM, 61).

Da sie das Thema ihrer Dissertation in nur sechs Wochen bearbeitet hatte, verlangte ihr Betreuer noch eine weitere Arbeit.

„Auch diese zweite Dissertation war vom Glück begünstigt, es ergaben sich sehr bald überraschende Resultate von wissenschaftlicher Bedeutung und Dozent Zerner referierte darüber in der Sitzung der ‚Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften‘, und zwar am 25.VI.1914“ (ebd.).¹⁴¹

Aber auch zum Studium selbst finden sich keine weiterführenden Aussagen; weder über das Besondere des Studiums von Frauen in dieser Zeit noch über jene noch geringere Anzahl von Frauen, die Naturwissenschaften studierten.¹⁴² Ihre Erfolgsgeschichte setzte sich vielmehr fort: „Noch vor der Promotion trat

140 Richard Beer-Hofmann: ‚Schlaflied für Mirjam‘, 1897.

141 Zu den Veröffentlichungen: Zerner, Ernst/Waltuch, Rudolfine: Ein Beitrag zur Kenntnis der Pentosurie vom chemischen Standpunkt. In: Monatshefte für Chemie 34, 1913, S. 1639–1652 und (der erwähnte Vortrag) Zerner, Ernst/Waltuch, Rudolfine: Zur Kenntnis der Pentosurie. In: Monatshefte für Chemie 35, 1914, S. 1025–1036.

142 Über die Bedeutung der ersten Chemikerinnen an der Universität Wien im Allgemeinen und zu Rudolfine Waltuch im Besonderen vgl. Soukup/Rosner 2019 und Soukup/Zachl 2020.

ich eine Stelle als wissenschaftlicher Assistent im Institut für Krebsforschung in Wien an“ (ebd.).¹⁴³

Über Geschehnisse im persönlichen Bereich findet sich in den vorliegenden Aufzeichnungen wie auch in der Mehrzahl der anderen autobiographischen Manuskripte ebenfalls nur sehr wenig; so erfahren wir über ihren zukünftigen Mann, den Arzt Rudolf Menzel, zunächst lediglich das Folgende.

„Unmittelbar vor Kriegsausbruch habe ich mich verlobt. Mein späterer Mann war ein Gefährte aus dem Verein ‚Theodor Herzl‘ und aus dem Wanderbund. [...] Bei Kriegsausbruch war mein Verlobter als Arzt zu einem Truppenkörper und von dort auf Grund seiner freiwilligen Meldung in die Front eingerückt. [...] Im Herbst 1915 (während seines ersten Fronturlaubs) heirateten wir,¹⁴⁴ mein Mann verblieb aber noch bis fast zum Kriegsende ohne Unterbrechung an der Front. Ich selbst arbeitete während des Krieges anfangs noch in dem erwähnten Krebsinstitut, später leitete ich das chemische Laboratorium in einer grossen Fabrik in der Nähe Wiens“ (RM, 68).



Abb. 23. Rudolfine und Rudolf Menzel, 1914.
Center for Jewish History, NYC.

143 Rudolfine Waltuch wurde am 6. Juli 1914 mit einer Arbeit ‚Über die Charakterisierung der Harnpentose‘ promoviert (E-Mail-Nachricht des Archivs der Universität Wien vom 10. Juni 2007).

144 Die Trauung fand am 26. September 1915 „vor dem Standesamt der Israelitischen Kulturgemeinde Wien“ statt; Auskunft Archiv der Stadt Linz vom 6. November 2007 sowie Unterlagen des Österreichischen Staatsarchivs.

Im Unterschied zu vielen anderen Autor*innen hält Rudolfine Waltuch, jetzt verheiratete Rudolfine Menzel, jedoch auch sehr nüchtern fest, wie sie das ‚Wissenschaftliche Preisausschreiben‘ der Harvard Universität verstanden hat, und weshalb sie Privates so knapp formuliert: „Es kann nicht Aufgabe dieses Berichtes sein, rein persönliche Gefühlsmomente irgendwie näher zu behandeln“ (ebd.).

Aber auch ihre Angaben und Reflexionen über den Krieg sind im Vergleich zu vielen anderen der eingereichten autobiographischen Manuskripte sehr kurz. Sie halten zunächst die bei vielen Zeitgenossen einsetzende Überraschung fest – „so traf uns der Kriegsausbruch wie ein Keulenschlag“ (RM, 62) – und erwähnen dann die Hilfe, die der Jüdische Wanderbund ‚Blau-Weiss‘ leisten konnte, sowie den Gewissenskonflikt der Zionisten, die sich von einem militärischen Sieg Englands erhoffen konnten, dass der ‚Staat der Juden‘ errichtet werden könne. Als ihr Mann in der ersten Hälfte des Jahres 1917 zu Fortbildungszwecken an ein Garnisonsspital nach Linz versetzt wurde, kündigte Rudolfine Menzel ihre Stelle und zog mit ihm in das stille

„Provinzstädtchen, eine richtige Phäakenstadt; dank ihrem landwirtschaftlichen Hinterland gab es noch halbwegs zu essen, im Verhältnis zu Wien war alles noch üppig. Die Stadt lebte ein wenig abseits von der Welt, es ging ausgespröchen gemütlich zu“ (RM, 69).¹⁴⁵

4. Die Zeit in Linz: die sportliche und wissenschaftliche Beschäftigung mit Hunden

Zunächst hatte das Ehepaar geplant, nach Kriegsende zurück nach Wien zu gehen, wo es noch die alte Wohnung beibehalten hatte, und wo die alten Freunde sich befanden, von denen einige nun Regierungsämter innehatten. So war z. B. Otto Glöckel, der wohl engste Freund, jetzt Staatssekretär für Inneres. Aber gewichtige Aspekte sprachen auch gegen eine Rückkehr. Zum einen war Rudolf Menzel im Spital unentbehrlich, zum anderen wollte das Paar sein „Leben nicht auf Protektion aufbauen“ (RM, 81); und schließlich hofften die beiden, auf die von England versprochene Möglichkeit, nach Palästina übersiedeln zu können.

145 Vom 1. Juni 1917 bis zum 1. Mai 1919 wohnten Rudolfine und Rudolf Menzel im Gasthaus ‚Zum Wilden Mann‘ und bis zum 15. Mai 1922 in der Rudolfstraße (ab 1921 Karl-Marx-Straße); dort befand sich die Praxis von Dr. Rudolf Menzel bis zur ‚Auswanderung‘; Auskunft Archiv der Stadt Linz vom 6. November 2007.

So arbeiteten sie nun in Linz in der Sozialdemokratischen Partei mit, insbesondere in der Sektion für ‚Geistige Arbeiter‘, nahmen aber Parteiämter nur sehr zögerlich an, da sie sich als Angehörige einer ‚Minoritätsnation‘ verstanden; nämlich nur dann, „wenn wir nach gewissenhafter Prüfung die Überzeugung hatten, dass ein anderer, der diese Stelle mindestens ebenso gut hätte versehen können, nicht zur Verfügung stand“ (RM, S. 88).¹⁴⁶

„In der Befolgung dieses Prinzipes wurde ich in meinem Bezirk Vorsitzende des Vereins ‚Freie Schule Kinderfreunde‘; das war die Einheitserziehungsorganisation, die aus der Vereinigung der ‚Freien Schule‘ mit der Erziehungsorganisation der Sozialdemokratischen Partei, den ‚Kinderfreunden‘, hervorgegangen war“ (ebd.).

In dieser Tätigkeit, für die sie sich sehr engagierte, sah Rudolfine Menzel die Fortführung ihrer ‚Blau-Weiss-Ideale‘, und sie berichtete ebenso von den umfangreichen Aktivitäten, die sie mit den Kindern, die fast alle aus ‚Arbeiterhaushalten‘ kamen, unternahm, wie von den pädagogischen Anstrengungen. So sollte anstelle der religiösen Erziehung eine weltliche Ethik vermittelt werden; aber auch der Kampf gegen Nikotin und Alkohol stand auf dem Programm des Vereins. Hinzu kamen die von der Sozialdemokratischen Partei vorangetriebene Gründung von Arbeiterbibliotheken und die Verbesserung der Gesundheitsfürsorge, zudem wurden Arbeiterheime geschaffen und eingerichtet sowie Landheime gegründet, „die sowohl der Bildung wie der Geselligkeit dienen“ (RM, S. 97).

Rudolf und Rudolfine Menzel hatten in der Zwischenzeit einsehen müssen, dass eine Übersiedlung nach Palästina unter den gegebenen Verhältnissen unrealistisch war und sich entschieden, in Linz zu bleiben; zumal Rudolf Menzel

„die wenig einträgliche und auch sonst nicht immer erquickliche Tätigkeit im Invalidenspital mit privater Tätigkeit als Facharzt vertauscht [...] und rasch grosse Beliebtheit in seinem zahlreichen Klientenkreis“ (RM, 95) erfahren hatte.

Sie kauften sich in einem Vorort, „dem Industriedorf ‚Kleinmünchen‘, ein Häuschen mit soviel Grund und Boden, als unsere Hundezucht es erforderte“

146 Verena Wagner führt dazu aus. „Da man sich damals noch ‚Deutsche Sozialdemokratische Partei Österreichs‘ nannte, stellten sich Menzels auf den Standpunkt, man müsse vorher zur Kenntnis nehmen, dass sie keine Deutschen, sondern Angehörige des jüdischen Volks seien“ (Wagner 2008, S. 1054).

(ebd.); der Einzug erfolgte am 16. Mai 1922, die Praxis von Dr. Rudolf Menzel verblieb in der Karl-Marx-Straße.

Mit dem Hinweis auf die Hundezucht ist jene „sportliche und wissenschaftliche Betätigung“ (ebd.) angesprochen, die ab hier weite Teile ihres autobiographischen Manuskripts, also mehr als 160 Seiten, und einen Zeitraum von mehr als 15 Jahren bestimmen wird; wobei sich jetzt durchaus auch zum Teil ausführliche Stellungnahmen zum Zeitgeschehen – sowohl in Österreich als auch in Deutschland – finden lassen.

Eingeleitet wird dieser Zeitraum mit einer vorwegnehmenden Zusammenfassung, die den Kern ihres Wirkens enthält:

„Ich hatte nach dem Kriege infolge äusserer Umstände mein Hauptfach, die Chemie, verlassen und war zum ‚Nebenfach‘, zur Naturwissenschaft, übergeschwenkt. [...] Das letztere kam vor allem daher, dass ich die Gelegenheit bekam, einen alten Kindertraum zu erfüllen und mir Hunde zu halten. Aus der Hundeliebhabelei wurde Sport und allmählich Wissenschaft. [...] Wir begannen, uns eingehender mit Tierpsychologie, Meutensoziologie, Vererbungslehre zu befassen, vor allem lockten uns auch: Dressurpsychologie und die Fragen der ‚Vererbung geistiger Eigenschaften‘. Statt des chemischen Laboratoriums hatte ich nun ein lebendiges Laboratorium, eine Meute von Hunden, anfangs noch gering an Zahl, schliesslich immerwährend wachsend und dann constant immer gegen 60 Köpfe zählend. Es war ein Familienstamm, den wir zogen, ‚Deutsche Boxer““ (RM, 104f.).¹⁴⁷

147 Verena Wagner weist darauf hin, dass diese Begeisterung von vielen Nachbarn eher skeptisch gesehen und keinesfalls geteilt wurde: Lärm (Bellen) und (Ekel erregende) Geruchsbelästigung verbunden mit Fliegenbefall wurden zwischen 1934 und 1938 in ansteigender Form angeprangert; zunächst als Beschwerde, dann als Eingabe und schließlich als Anzeige. Die Antworten des Ehepaares dürften die Gegenparteien nicht zufriedengestellt haben. So heisst es z. B. in einem Schreiben an die Polizeidirektion Linz vom 14. Juli 1936. „Zu der Beschwerde des Herrn Franz P. [im Text ausgeschrieben] gegen einen angeblich übermäßigen Lärm, der durch unseren Hundezwinger hervorgehoben werden soll, erlaube ich mir Nachstehendes zur Kenntnis zu bringen. Die Führung unseres Hundezwingers ist keine überflüssige Liebhaberei, sondern eine bereits durch viele Jahre betriebene ernste Arbeit, welche sehr weitgehenden wissenschaftlichen Forschungszwecken dient. Im Vorjahre konnten wir auf dem Kynologischen Weltkongress umfangreiche Erbstatistiken über Vererbung geistiger Eigenschaften veröffentlichen. Hand in Hand damit geht die Erforschung der Leistungsfähigkeit des Hundes im Dienste der Menschheit. Diese Arbeit ist eine Angelegenheit allgemeinen Interesses“ (zitiert nach Wagner 2008, S. 1078). Der angesprochene Nachbar P. konterte am 11. Dezember 1937 sehr vehement. „Auch die Begründung, dass mein Nachbar wegen des hohen, wissenschaftlichen Wertes seiner kynologischen Arbeiten bevorzugt [...] werden muss, leuchtet mir und auch den akademisch Gebildeten meines Bekanntenkreises nicht ein. [...] Wenn überhaupt diese Wissenschaft für unser notleidendes Vaterland und uns



Abb. 24. Rudolfine und Rudolf Menzel (mit seinen Eltern). Leo Baeck Institute. (Rudolf and Rudolphina Menzel Collection), Call Number: AR 25014.

5. Wissenschaftliche Erfolge und Zusammenarbeit mit der Deutschen Reichswehr

Die Beschäftigung mit ‚ihren‘ Hunden, zunächst als sportlicher Umgang geplant, ließ sich für Rudolfine Menzel so erfolgreich an, dass sie Ende der 1920er Jahre zu einer viel gefragten wissenschaftlichen Expertin auf dem gesamten Gebiet der Kynologie avanciert war. So war sie „jahrelang (bis zum März 1938) Hauptzuchtwart und Hauptleistungswart des Österreichischen Boxerklubs und Geschäftsführer seiner oberösterreichischen Landesgruppe“ (RM, 102). Noch bedeutsamer war der ebenfalls um diese Zeit einsetzende Kontakt zu Organisationen in Deutschland. Wir

„fuhren nach Berlin und arbeiteten dort zuerst in Kammersdorf bei Berlin, auf dem Gelände des Schiessplatzes, auf dem die ‚Heereshundeanstalt‘ untergebracht ist, dann in der ‚Staatlichen Zucht- und Dressuranstalt Grünheide‘ und bei der Versuchsabteilung der Berliner Kriminalpolizei. [...] Diese unsere erste Berliner Reise legte den Grundstein zu einer späteren, dauernden Arbeitsver-

Staatsbürger irgendwie von Bedeutung ist“ (ebd., S. 1084). Der Streit wurde (erst) durch die Emigration des Ehepaares Menzel beendet.

bundenheit mit der Deutschen Reichswehr und den diversen reichsdeutschen Polizeistellen“ (RM, 110).

Auch erste Buchveröffentlichungen erfolgten, so erschien zunächst die Arbeit mit dem (anspruchsvollen) Titel ‚Die Verwertung der Riechfähigkeit des Hundes im Dienste der Menschheit‘, gefolgt von einer Veröffentlichung über die ‚Wesenserprobung‘. Beide Arbeiten erschienen 1930.¹⁴⁸

Im gleichen Jahr fand ebenfalls die vom Ehepaar Menzel organisierte ‚Erste Tagung der Hundeforschungsstelle des Österreichischen Kynologenverbandes‘ in Linz statt, an der zahl- und einflussreiche Personen aus Österreich und Deutschland teilnahmen. „Die Tagung war“, wie Rudolfine Menzel festhält, „ein ‚Markstein in der Entwicklung der deutschen Kynologie‘“ (RM, 115).

Durch die häufigen und manchmal lange anhaltenden Kontakte mit Personen aus Deutschland blieb Rudolfine Menzel die Militarisierung und die sich rasch durchsetzende Nazifizierung der Weimarer Republik nicht verborgen; sie belegt dies beispielsweise anhand einer Reihe von Briefen, die den politischen Wandel einer Person innerhalb von wenigen Jahren dokumentieren. Allerdings: Die sogenannte Judenfrage, d. h. der Umgang mit Juden, „wurde [...] von den Leuten mit einer Handbewegung abgetan. ‚Aber diese ganze Judenhetze ist doch nur Agitationsmittel, die ist doch gar nicht ernst gemeint‘“ (RM, 119). Auch die Frage, inwieweit die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Arbeit durch die deutschen Stellen strafrechtlich – diese Überlegungen wurden Ende der 20er Jahre angestellt – missbraucht werden können, wird von dem Ehepaar diskutiert und in einem Brief von Rudolf Menzel beantwortet.

„Wäre der Hund ein Strafmittel, so würden wir es unserer Weltanschauung gemäß ablehnen müssen, seine Verwendung zu fördern. Er ist aber ein Ausforschungsmittel, ein Instrument, mit dem man ebensogut einem Unschuldigen helfen, wie einen Schuldigen entlarven kann“ (RM, 126).

Für die Menzels selbst brachte der 30. Januar 1933, der ja für Deutschland die Etablierung des Nationalsozialismus bedeutete, keinen Einschnitt in ihrer Lebensgestaltung.

148 Vorausgegangen war diesen Veröffentlichungen ein gemeinsam verfasstes Jugendbuch ‚Schwalbensommer‘ (1930), das 1945, als keine Jugendbücher zur Verfügung standen, neu aufgelegt wurde.

„An unserer persönlichen Lage hatte sich im Jänner 1933 eigentlich gar nichts geändert. Im Gegenteil, unsere Freunde aus Deutschland bemühten sich fast ausnahmslos, das alte Verhältnis aufrecht zu erhalten“ (RM,133).

6. Die politische Entwicklung in Österreich, Kontakte nach Palästina

Allerdings hatte sich in Österreich eine eigene politische Dynamik herausgebildet. Seit März 1933 regierte der christlich-soziale Bundeskanzler Engelbert Dollfuß (1892–1934) unter Berufung auf das 1917 eingeführte ‚Kriegswirtschaftliche Ermächtigungsgesetz‘. Seine Politik richtete sich gleichermaßen gegen die Sozialdemokratie, gegen Kommunisten sowie den auch in Österreich immer stärker aufkommenden Nationalsozialismus. Ebenso von der katholischen Kirche unterstützt wie an ihr ausgerichtet und gestützt auf die paramilitärischen Verbände der Heimwehr hatte Dollfuß einen austrofaschistischen Staat etabliert, der sich am italienischen Vorbild Mussolinis ausrichtete und zugleich versuchte, sich von den Entwicklungen in Deutschland abzugrenzen (vgl. Bartmann 2003). Am 12. Februar 1934 kam es in Linz zu einem Zwischenfall, als die Heimwehr das Parteihaus der Sozialdemokraten nach Waffen durchsuchen wollte; es kam zu einem Schusswechsel, und die nachfolgenden Unruhen wuchsen sich sehr schnell zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen aus. Bis zu deren Niederschlagung durch das Bundesheer, die Polizei und die Heimwehr am 14. Februar gab es mehr als 1500 Tote und eine noch größere Zahl an Verletzten. Die Regierung von Engelbert Dollfuß ließ im Anschluss an den Aufstand zahlreiche Personen verhaften¹⁴⁹ und eine Reihe von Beteiligten standrechtlich erschießen. Nun wurden auch alle sozialdemokratischen Organisationen aufgelöst und die bestehenden Einrichtungen an christlich-soziale ‚Konkurrenzvereine‘ weitergegeben (RM, 133). Rudolfine Menzel kommentiert diese Geschehnisse wie folgt.

„Man muss sich diese Dinge vor Augen halten, wenn man die spätere Entwicklung verstehen will. Durch die Auflösung aller kulturellen Vereine war der Arbeiterschaft als solcher die Möglichkeit zur Kulturarbeit genommen“ (RM, 146).

Aber wiederum greifen die Ereignisse nur in geringem Umfang in das Leben des Ehepaares Menzel ein.

149 Zu den Verhafteten und in ein Lager verbrachten Personen gehörte auch Leopold Glöckel, der sich am Aufstand nicht beteiligt hatte.

„Unser eigenes Leben hatte sich nach dem Februar 1934 äusserlich nicht allzu sehr geändert. Mein Mann war nur ganz vorübergehend eingesperrt gewesen, er sass 23 Stunden in einem der ‚Fürstenzimmer‘, das waren die besten Zellen des Polizeifängnisses“ (RM, 159).

Darüber hinaus fand eine Hausdurchsuchung statt und Rudolf Menzel verlor seine Nebentätigkeiten sowohl als Sachverständiger beim Invalidenschiedsgericht als auch als Leiter der Erziehungs- und Eheberatungsstelle der Stadt Linz. Hier lässt sich, anders als von Rudolfine Menzel nahegelegt, durchaus von einem erheblichen Eingriff in die Lebensverhältnisse sprechen, was durch ihre folgende Anmerkung noch gestützt wird:

„Unsere Beziehungen zur Polizei lösten wir soweit als möglich. [...] Von kultureller Arbeit hielten wir uns absolut fern. Wir liessen uns nicht kaufen und blieben Oppositionelle; verweigerten es, Vorträge bei den sog. Kulturinstitutionen zu halten, die an die Stelle der aufgelösten Arbeitervereine regierungsamtlich verfügt worden waren, weigerten uns ebenso, Aufsätze aus unserem Fachgebiet für die Presse zu schreiben, die den Platz der eingestellten Arbeiterblätter einnahm“ (RM, 160).

Am 25. Juli 1934 wurde Engelbert Dollfuß bei einem Attentat im Rahmen eines von den Nationalsozialisten initiierten Putschversuchs, der scheiterte, da das Militär sich als loyal erwies, tödlich verletzt. Ihm folgte Kurt Schuschnigg (1897–1977) nach, der dessen Politik entschieden weiterführte. Allerdings übte die politische Annäherung Mussolinis an Hitler einen verstärkten Druck auf die neue österreichische Regierung aus, die sich nun veranlasst sah, sich stärker an den Interessen Deutschlands auszurichten (vgl. Bartmann 2003).

In diese politisch aufgeladene Situation fällt ein Ereignis, das sicher nicht zufällig zu diesem Zeitpunkt herbeigeführt wurde, wie sich auch aus dem Manuskript erkennen lässt: Rudolfine Menzel reiste nach Palästina.

„Im Herbst 1934 fuhr ich das erste Mal nach Palästina. Schon seit vielen Jahren war diese Reise geplant, schliesslich war sie für den März 1934 festgesetzt gewesen. Aber aufgrund der Februarereignisse fuhr ich natürlich nicht fort. Schon seit vielen Jahren hatte ich mich von Europa aus bemüht, das für die Sicherheit des jungen Koloniallandes unendlich wichtige Diensthundewesen zu organisieren. Ich hatte Leute bei mir zu Diensthundeführern ausgebildet und stand in dauerndem Kontakt mit dem Land. Aber ich musste einmal selbst und persönlich die Sache in Schwung bringen“ (RM, 162).

Dass Rudolfine Menzel die schon lang geplante Reise gerade jetzt und ohne ihren Mann, der „seine Praxis damals nicht im Stich lassen“ (ebd.) konnte, durchführte, weist sicher darauf hin, dass der Ernst der Lage zumindest intuitiv erkannt worden war. Und fast folgerichtig findet sich im fortlaufenden Text eine Bestätigung für diese Vermutung, denn die Beschreibung des von Rudolfine Menzel in Palästina angetroffenen ‚freien Volkes‘ führt sie mit der lapidaren, aber folgenreichen Feststellung, die sie nicht weiter kommentiert, ein. „Die Februarereignisse und ihre Folgen hatten uns zutiefst erschüttert“ (ebd.). Der Aufenthalt in Palästina zeitigte jedoch positive Effekte. Rudolfine Menzel kehrte „hoffnungsfroh und wieder genesen [...] nach Europa zurück. [...] Unsere Arbeit ging weiter“ (ebd.).

An der nächsten großen wissenschaftlichen Veranstaltung, dem ‚Kynologischen Weltkongress‘, der im April 1935 in Frankfurt am Main stattfand, wollte sich das Ehepaar nicht beteiligen, sondern nur einen Beitrag einreichen. Aber sowohl von österreichischer als auch und mehr noch von deutscher Seite wurde der Wunsch ausgesprochen, dass die beiden unbedingt am Kongress teilnehmen mögen, was sie dann auch taten. In den vor Ort vorgenommenen Beobachtungen von Rudolfine Menzel kommt einerseits unmissverständlich zum Ausdruck, dass die nationalsozialistischen Vorstellungen unverkennbar den allgemeinen Rahmen für die Tagung bildeten, dass sich andererseits jedoch „die Vertreter der deutschen Wissenschaft in deutlicher Weise von gewissen biologischen Dogmen des III. Reiches kennbar distanzieren“ (RM, 167). Im Übrigen wurden die Menzels, obwohl sie ihren jüdischen Hintergrund immer deutlich darlegten, „in den Zeitungsberichten, unter anderem auch in einer reichsdeutschen Zeitung, als das ‚deutsche Forscherpaar aus Österreich‘ gefeiert“ (RM, 169).

Die nachfolgenden Ereignisse werden in der Darstellung von Rudolfine Menzel sehr stark gerafft. Das Jahr 1936 aussparend, berichtet sie kurz über einen dreimonatigen Aufenthalt in Palästina im Jahr 1937, während dessen sie, nun zusammen mit ihrem Mann, „die organisatorische Grundlage für das ganze jüdische Hundewesen in diesem Land“ (RM, 170) legte. Daran anschließend fuhr sie mit ihrem Mann, der ein Hauptreferat über die ‚Psychologie des Hundes‘ auf dem ‚4. Kynologischen Weltkongress‘ hielt, nach Paris. Und im Herbst 1937 kam auf „Empfehlung der Berliner Kriminalpolizei der kynologische Referent der Polizei von Kairo zu Studienzwecken“ (RM, 171) nach Linz.

Diese kurzen Eintragungen lesen sich gewissermaßen als ein Vorspiel, als die Beschreibung einer Übergangszeit, für die kommenden Ereignisse, deren Bedeutsamkeit vorwegnehmend kommentiert wird. „So ging das Jahr 1937

seinem Ende zu; das schicksalsschwere Jahr 1938 begann. Wir österreichischen Dummköpfe merkten noch immer nicht, was gespielt wurde“ (ebd.).

Bevor jedoch die dramatischen Ereignisse in den Blick genommen werden, fügt Rudolfine Menzel eine bemerkenswerte Betrachtung ein, die ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus detailliert. Vielleicht sollte man an dieser Stelle doch sagen: ‚eine bemerkenswert kurzsichtige Betrachtung‘.

„Dass ich mich in vielen Dingen, namentlich auch in Bezug auf die äussere Form des Lebens, mit einer bestimmten Art von Vertretern des Nationalsozialismus so gut vertrug, hat zweierlei Gründe: Der eine davon war meine Gesinnungsverwandtschaft in Bezug auf das Verhältnis zur lebenden Natur. [...] Unsere Lebensweise [...] entsprach sehr stark jenem Ideal gewisser nationalsozialistischer Kreise, welche für die intellektuelle Erziehung der deutschen Jugend Universitätsprofessoren verlangte, die nicht nur in ihrer Wissenschaft, sondern auch auf dem Sportplatz zu Hause sind.

Eine zweite Gemeinsamkeit war noch das Wurzeln in der Jugendbewegung. Eine gewisse Schicht der nationalsozialistischen Führerschaft hatte sich Weltanschauung und Lebensstil im ‚Deutschen Wandervogel‘ erworben. Unser Lebensstil war [...] aus der Jugendgemeinschaft ‚Blau-Weiss‘ hervorgegangen, einer Jugendgruppe, die in den Grundtendenzen ihrer Lebensform und ihres Verhältnisses zur Natur viele verwandte Züge zum ‚Deutschen Wandervogel‘ aufwies. So ergab sich ungewollt eine grosse Zahl von Beziehungen: Verwandtschaft in der Lebensform und im täglichen Gehaben. Jeder, der Menschen kennt, weiss, wie sehr solche Dinge verbinden können“ (RM, 171f., Hervorhebung i. O.).

Diese ‚Gemeinsamkeiten‘ wurden offensichtlich verstärkt durch Aussagen, die einen weiteren beruhigenden Effekt ausüben konnten.

„Wenn wir aber auf die Judenfrage zu sprechen kamen, so wurde mir immer und immer wieder versichert, dass man es in Österreich anders machen müsse als in Deutschland und dass sie es auch ganz anders machen würden, wir sollten ihnen doch vertrauen!“ (RM, 172).

Doch die politischen Ereignisse lassen Rudolfine Menzel nicht los. „So trieb ich dem März 1938 zu“ (RM, 173), beginnt ein neuer Absatz. Aber es bleibt bei diesem einen Satz, einem Menetekel, der nur andeutet, aber nicht weiter ausgeführt wird. Vielmehr zitiert Rudolfine Menzel nun zunächst eine Reihe von Briefen, sowohl aus Deutschland als auch aus Österreich, geschrieben zwischen 1930 und 1936, die ihr und ihrem Mann hohe bzw. hervorragende Verdienste auf dem wissenschaftlichen Gebiet der Kynologie sowie bei der Ausbildung der

Hunde für verschiedene Zwecke und Gelegenheiten attestieren; und sie fügt schließlich noch die Abschrift von zwei Teilen eines Manuskripts über die ‚Vererbung erworbener oder Vererbung entwickelter Eigenschaften‘ in ihre autobiographischen Aufzeichnungen ein (RM, 181ff.). Erst nach diesem langen Vorspann, dem erneuten Versuch, die Erzählung über das ‚schicksalsschwere Jahr‘ hinauszuzögern, nimmt Rudolfine Menzel den liegen gelassenen Faden wieder auf und kontrastiert ihre wissenschaftliche Welt mit den politischen Umständen.

„Wenn ich in meinem Häuschen, fern von der Stadt, vertieft in meine Arbeiten war, dann war es mir wie in einem ‚Glashaus‘,¹⁵⁰ fern von allem Hässlichen des täglichen Lebens. In dieses Leben brach nun die Kunde von der Fahrt Schuschniggs nach Berchtesgaden, die Rede Schuschniggs und all Aufregung, die ihr folgte“ (RM, 187).

Damit sind die für Österreich entscheidenden Ereignisse der Monate Februar und März 1938 zusammengefasst: Bei einem Treffen mit Adolf Hitler am 12. Februar 1938 in Berchtesgaden wurde der österreichische Bundeskanzler Kurt Schuschnigg gezwungen, den Nationalsozialisten Arthur Seyß-Inquart als Innenminister in seine Regierung aufzunehmen. Schuschnigg seinerseits hatte angeordnet, am 13. März eine Volksabstimmung über die Unabhängigkeit Österreichs durchführen zu lassen. Am 11. März hielt er seine bis heute berühmte Rede, in der er festhielt, dass die Regierung vor der Gewalt weiche, und die er mit dem Aufruf ‚Gott schütze Österreich‘ beschloss. Am 12. März marschierte die deutsche Wehrmacht in Österreich ein, und am 13. März 1938 erfolgte der ‚Anschluss‘ Österreichs an das Deutsche Reich; Schuschnigg wurde unter Hausarrest gestellt.

Auch in Rudolfine Menzels Manuskript werden diese Tage der Anspannung vor dem Einmarsch der deutschen Truppen geschildert. Sie beschreibt die anwachsende Unsicherheit und die sich aufbauende Nervosität und Beklemmung, die sie zu folgenreichen Schlüssen führten und ihr Weltbild veränderten.

„Damals hatte ich eigentlich zum ersten Mal das Gefühl, dass der Nationalsozialismus mein politischer Gegner sei. [...] Dass dieser politische Gegner mein persönlicher Todfeind sei, dieses Gefühl hatte ich damals noch nicht“ (RM, 188).

150 Die Wahl des Begriffes ‚Glashaus‘ scheint auf interessante Weise missglückt. Er impliziert gerade nicht eine Abgeschiedenheit; vielmehr wird man gesehen und kann auch selbst alles sehen, was außen vor sich geht.

Sie entdeckt aber auch Optimismus bei vielen ‚alten Genossen‘, die sie freitags, also am 11. März, traf. „Am Sonntag stimmen wir ab, und dann wird alles wieder anders“ (RM, 190), lautete der Tenor vieler Aussagen. Am Nachmittag verließ sie die Runde und kehrte nach Hause zurück. Das folgende Geschehen fasst sie in emotional eindrucksvollen Worten zusammen.

„In glücklicher Stimmung kam ich zu Hause an und drehte das Radio auf. Aber statt der erwarteten Rede scholl mir Schallplatten-Musik entgegen. In diesem Moment spürte ich mein Herz still stehen, denn derlei hatte ich schon einmal erlebt. Damals, an jenem 12. Februar 1934, als in den Strassen der Städte die Kanonen und Maschinengewehre schossen, auch damals brachte das Radio an Stelle seines normalen Programms Schallplatten und Tanzmusik. Im selben Moment wusste ich, dass Alles vorbei sei. Ich blieb am Radio kleben, hörte den Ansager dementieren, dass die Wahl [gemeint ist die Volksabstimmung; DG] verschoben sei, dazwischen irgendwelche Reden ankündigen, dann noch einmal dementieren und dann verkündigen, dass die Wahl auf unbestimmte Zeit verschoben sei. Dann hörte ich die bekannte Abschiedsrede Schuschniggs, sie ergriff mich tief, obwohl er mein Gegner war und obwohl er und seine Gesinnungsgenossen die Schuld daran trugen, dass es so weit gekommen war. Aber ich hatte Österreich geliebt und sein Untergang traf mich schwer. [...] Hier wurde mein liebes Österreich zu Grabe getragen“ (RM, 190f.).

Bereits am Samstag „fuhr eines der Polizeimotorräder an unserem Hause vor“ (RM, 192), und die Pässe wurden – wie „bei allen ‚prominenten‘ Juden“ (RM, 193) – eingezogen. Dies war nun auch für Rudolfine Menzel das letzte Zeichen, der ausschlaggebende Moment, um das Leben, solange es noch möglich war, weitgehend eigenständig in neue Bahnen zu lenken.

7. Die Ausreise: „Die Würfel waren gefallen. Alles kam rascher, als wir geglaubt oder gehant hatten“

Konsequent zieht Rudolfine Menzel nun die Summe ihres bisherigen Lebens und blickt in die Zukunft.

„Wir standen vor fertigen Tatsachen, die Würfel waren gefallen. Alles kam rascher, als wir geglaubt oder gehant hatten. Auch unsere Lebensplanung war durch den raschen Ablauf der Ereignisse in katastrophaler Weise beeinträchtigt worden. Seit langer Zeit bestand ja [...] unsere feste Absicht, unser Arbeitsfeld planmässig und allmählich nach Palästina überzuleiten. Stattdessen standen wir nun vor der Notwendigkeit, unsere ganze Lebensbasis kurzfristig

und mit schwersten materiellen Verlusten abzubrechen und unsere Übersiedlung rasch und planwidrig zu bewerkstelligen.

Aus Gründen innerer Würde bemühten wir uns, und das mit Erfolg, diese Übersiedlung wenigstens nicht fluchtartig durchzuführen“ (RM, 195).

Aus diesen Aussagen wie aus dem gesamten autobiographischen Manuskript lässt sich nicht unbedingt entnehmen, dass bereits konkrete Planungen im Hinblick auf eine Auswanderung vorgenommen worden waren. Vielmehr wurde dieser Wunsch zwar verbal, wie wir gesehen haben, schon seit früher Kindheit immer wieder vorgetragen, handlungspraktisch aber sehr zögerlich in Angriff genommen. Immerhin: Im Vergleich zu vielen anderen, die das Land jetzt verlassen wollten, gab es für das Ehepaar Menzel einen Ort, der ihren Vorstellungen entsprach, und wohin sie auch schon zum Teil intensive Kontakte hergestellt hatten.

Um auch formal korrekt zu bleiben, meldeten sich die Menzels von ihren zahlreichen Ämtern in Vereinen und Sportklubs ab, auf die sie wiederum eine Reihe von überwiegend bedauernden Reaktionen erfuhren. Auch Kolleg*innen aus dem Kreis der Wissenschaft drückten ihr Bedauern über den Austritt und gleichzeitig ihre Anerkennung für das bisher Geleistete sowie den Wunsch für eine glückliche Zukunft aus. Rudolfine Menzel war fast schon wieder überzeugt, „dass die Dinge besser werden und bald wieder der herrschenden Ordnung ein geordneter Gang der Ereignisse folgen werde. [...] [Ihr Mann jedoch; DG] sah in dieser Hinsicht klarer und richtiger“ (RM, 216f.). Und tatsächlich folgten Hausdurchsuchungen, die zwar neben dem Auffinden der alten militärischen Waffen von Rudolf Menzel keine Ergebnisse zeitigten, aber dennoch auf den Ernst der Lage aufmerksam machten. Verstärkt wurde die Situation noch durch die am 10. April 1938 durchgeführte Volksabstimmung über den (faktisch bereits durchgeführten) Anschluss, dem, nach amtlichen Angaben, über 99 % der Bevölkerung zustimmten. Schließlich setzte die systematische Verfolgung der Juden ein, auch Rudolf Menzel wurde verhaftet, jedoch aufgrund der Intervention seiner Frau nur für kurze Zeit in Gewahrsam genommen.

Zugleich konkretisierten sich die Pläne für die vorgesehene Übersiedlung nach Palästina. Von dort kam

„Brief auf Brief von allen Seiten, wann wir endlich kommen würden. Die Arbeit warte dringend auf uns. Unser Einwanderungszertifikat war längst tele-

graphisch beim englischen Generalkonsulat in Wien durchgegeben worden“ (RM, 232).¹⁵¹

Zudem erledigte Rudolfine Menzel nach und nach die erforderlichen Formalitäten. Schließlich erfolgte ein ‚Anruf der NSDAP‘ mit der Aufforderung, sich in ihrem Büro einzufinden. Dort ‚bat‘ der Judenreferent, da nun ja alle Dinge soweit geklärt seien, um eine Spende ‚für die armen Glaubensgenossen‘. Auch dieser Form der Erpressung entsprach das Ehepaar. Rudolf Menzel konnte sich jedoch nicht verkneifen, den Referenten darauf hinzuweisen, dass es sich bei den betreffenden Personen nicht um Glaubens-, sondern um Volksgenossen handele.¹⁵²

Mitte August 1938 war es so weit, dass die Abreise stattfinden konnte. Rudolfine Menzel beschreibt die Situation vor dem Verlassen der Heimat sehr plastisch.

„Das Haus war leer, unser Hab’ und Gut teilweise verkauft, teils in die beiden Lifts gepackt, die Koffer waren in der Bahnhofsgarderobe und wir (nach manchem schmerzlichen Abschied) standen in Reisekleidern auf dem Bahnhof, jeder mit einem Hund an der Hand“ (RM, 255).

Das Manuskript endet jedoch nicht mit dieser Szene, die in vergleichbarer Form den Schluss für viele andere autobiographische Aufzeichnungen bildet. Denn das Ehepaar Menzel reiste nicht auf direktem Weg nach Palästina, sondern legte noch einen Umweg über Ungarn, der schon mit dem neuen Aufgabengebiet in Zusammenhang stand, ein.

„Eine meiner dringendsten Aufgaben in Palästina sollte es ja auch werden, der rasch aufblühenden Landwirtschaft jene Herdenhundekultur zu übermitteln, die ihr noch so gut wie vollständig fehlt. [...] So war unser erstes provisorisches Ziel auf unserer ‚Reise in die Freiheit‘: Budapest und von dort die weltberühmte Puszta ‚Hortobágy‘ mit ihren Riesenherden und ihrem mustergültigen Schafzuchtbetrieb. Die ungarischen Hirtenhunde gelten [sic] [...] zu den besten der Welt, der ungarische Hirte als meisterhafter Herdenhundeabrichter.

151 Es gibt Quellen, die davon ausgehen, dass die Ausreise aus Österreich auf Verlangen der Haganah erfolgt. „The Haganah (the Jewish Defense Forces prior to the establishment of the State of Israel) requested her assistance in building up a service dog organization“ (<http://myrnash0.tripod.com/shaarhagai-canaandogs/id3.html> [Abruf am 20. September 2007]).

152 Das Wort Glaubensgenosse, so Rudolfine Menzel, stammt „aus dem uns sehr verhassten Vokabular der liberalen Juden“ (RM, 235).

Für derlei Arbeiten, ihre Einführung und ihre Entwicklung sollte ich in Zukunft dienstlich und amtlich verantwortlich sein“ (RM, 256f.).

Und erst als der Zug tatsächlich die ungarische Grenze überschritten hat, wird der Übergang von dem einen in das andere Land auch als Übergang in ein neues Leben kommentiert. „Wir fuhren mit Schnellzugsgeschwindigkeit aus dem besetzten Österreich hinaus in die ungarische Ebene, in frische, freie Luft, aus der Knechtschaft in die Freiheit“ (RM, 258).

8. Erfolge in Palästina und Israel: sicherheitspolitische und militärische Aspekte

Als Rudolfine Menzel ihr im Frühjahr 1940 angefertigtes autobiographisches Manuskript beendete, tat sie dies, indem sie eine erste Einschätzung ihrer neuen Lebenswirklichkeit formulierte. Unmittelbar nachdem sie den Abschied von Europa, von den Verwandten und Freunden, beklagt hat, fährt sie fort und schließt damit den Kreis zum Beginn ihres Manuskripts.

„Aber noch über all diesem steht das beglückende Gefühl, dass ich hier in meinem neuen Wirkungskreis im Rahmen meines eigenen Volkes einen alten Jugendtraum verwirklichen darf; Anteil nehmen an dem Aufbau des nationalen Eigenheimes meines verfolgten Volkes“ (RM, 260).

Was wissen wir über das weitere Leben von Rudolfine¹⁵³ und Rudolf Menzel? Ich werde mich im folgenden Abschnitt stark auf die vor kurzem fertiggestellte Masterarbeit von Lea Lehavi (2020) beziehen, die Licht auf viele Bereiche wirft, die bisher nur in groben Zügen bekannt waren.¹⁵⁴ Im Mittelpunkt der Arbeit steht der sicherheitspolitische bzw. militärische Aspekt im kynologischen Wirken des Ehepaars Menzel im Zeitraum von 1932 bis 1948 und damit verbunden die folgende weitreichende These: „Die Geschichte der Militärhunde der jüdischen Siedlungen im palästinischen Mandatsgebiet beginnt in Österreich“ (Lehavi 2020, S. 12); d. h., sie beginnt im Grunde schon mit Initiativen von Rudolfine und Rudolf Menzel in den 1920er Jahren. Lehavi unterteilt die Ereignisse in drei Zeitabschnitte:

153 Die Dokumente aus dieser Zeit beziehen sich in erster Linie auf das Wirken von Rudolfine Menzel.

154 Ich bedanke mich bei Lea Lehavi für die Zusendung ihrer Arbeit, die Vermittlung von Dokumenten aus israelischen Archiven sowie für die erfahrene Unterstützung bei der Übersetzung der in Hebräisch verfassten Arbeit.

- a) die Einrichtung eines ‚Diensthundewesens‘ bzw. der ‚Hunde-Einheit‘ zwischen 1932 und 1939;
 - b) die Beziehung zur britischen Armee während des Zweiten Weltkriegs;
 - c) die Überführung des ‚Diensthundewesens‘ in die ‚Israelischen Verteidigungstreitkräfte‘ von 1945 bis 1948 – und ein neuer Aufbruch.
- a) Die Einrichtung (bzw. der Versuch der Einrichtung) eines ‚Diensthundewesens‘ (Service Dog Practices Organization) bzw. der militärischen ‚Hunde-Einheit‘ innerhalb der jüdischen Defense Organization zwischen 1932 und 1939

Rudolfine Menzel hatte sich als überzeugte Zionistin sehr früh, vermutlich schon seit 1922, und sehr intensiv für den Einsatz von Schutzhunden in Palästina ausgesprochen.¹⁵⁵ Allerdings wies dieses frühe Engagement eine wechselvolle Geschichte auf. Die Unterlagen dokumentieren einen regen Briefwechsel zwischen dem Ehepaar Menzel und hochrangigen Vertretern der Jüdischen Gemeinschaft in Palästina, sodass 1932 sogar ein Abgesandter aus Palästina zur Ausbildung nach Linz geschickt wurde. Während ihres Arbeitsaufenthaltes im Jahr 1934¹⁵⁶ plante Rudolfine Menzel dann nicht nur das weitere Vorgehen zum Auf- und Ausbau des Schutzhundewesens im palästinischen Mandatsgebiet, sondern sie besuchte darüber hinaus auch die dort stationierte britische Polizei, die sie auch vorher schon beraten hatte. – In diesen Zusammenhängen macht Rudolfine Menzel immer wieder auf die ‚Entfremdung des jüdischen Volkes von der Natur, den Tieren und besonders den Hunden‘ aufmerksam, die es zu überwinden gelte (vgl. Lehavi 2020, S. 19). Beispielsweise schreibt sie.

„Eines der Zeichen, um den ‚neuen Juden‘ in seinem eigenen Land zu erkennen, ist seine Einstellung gegenüber dem Pferd, der Kuh, dem Esel, dem Schaf und besonders seine Einstellung gegenüber dem Hund. Jeder, der seine Ghetto-Furcht vor dem Hund nicht überwunden hat, ist noch kein neuer Jude, selbst wenn er in diesem Land geboren wurde: Macht Platz für die neuen Pioniere, damit der Hund unser Land erobern kann“ (zitiert nach Lehavi 2020, S. 22).

155 Diese Maßnahme zielte auch auf die dort lebenden Araber ab.

156 Rudolfine Menzel hat sich zwischen 1934 und 1937 drei Mal für mehrere Wochen in Palästina aufgehalten; auf der Reise im Jahr 1937, die sich über drei Monate erstreckte, wurde sie von ihrem Mann begleitet.

Auch wenn Lehavi darauf hinweist, dass „Rudolfine und ihr Mann Teil einer begrenzten Gruppe von Experten aus Deutschland und Mitteleuropa waren, die Methoden, Professionalität und Fertigkeiten nach Israel brachten, die bis dahin in der jüdischen Gemeinde nicht vorhanden waren“ (ebd. S. 14), so wird doch deutlich, dass diese Expertise es schwer hatte, akzeptiert zu werden.

Dass das Interesse an dem Einsatz von Schutzhunden bei den Verantwortlichen in Palästina lange Zeit eher gering war, geht z. B. aus einem Brief an einen potentiellen Hundezüchter vom 4. November 1937 hervor. Das Ehepaar Menzel gibt in diesem Schreiben, nachdem es seine Freude über die Anfrage ausgedrückt hatte, einiges über die mühevollen zurückliegende Arbeit preis.

„Leider stösst das ganze Problem vielfach noch immer auf das teils bewusste, teils unbewusste Vorurteil, das unsere Volksgenossen (entsprechend ihrer Entfremdung von der Natur) gegenüber dem Hund haben. [...] Seit fast 2 Jahrzehnten bemühen wir uns, Verständnis dafür zu erwecken, dass der gute Schutzhund ein wichtiger Helfer für den Aufbau von Erez sein könnte. Wir haben schon vor vielen Jahren (nämlich am 15. März 1930; DG) ein dementsprechendes Referat¹⁵⁷ unaufgefordert an den Waad Leumi (der Nationalrat zwischen 1920 und 1948; DG) gerichtet, ohne jedoch damals auch nur eine Antwort bekommen zu haben“ (The Haganah Historical Archive, Tel Aviv, 3-290-34).

Im Verlauf des Briefes zählt Rudolfine Menzel nicht nur auf, dass sie sich in größerem Umfang für die Sache Palästinas finanziell eingebracht habe, indem sie u. a.

„bis zum Jahre 1934 alle Hunde für Erez gratis abgegeben habe, auch solche, die ich selbst kaufte, dass ich meistens auch noch den Transport bezahlte, dass ich die Kosten der Ausbildung der Hunde trug, und dass ich auch [...] zwei [...] Leute auf meine Kosten ausbildete und sie während ihrer Ausbildungszeit kostenlos bei mir nicht nur verpflegte, sondern auch versorgte“ (ebd.).

Sondern sie bemerkt auch, dass diese Bemühungen auf wenig fruchtbaren Boden gefallen seien: Die Mitteilungsblätter für Hundeführer wurden nicht verteilt, ebenso ein mit viel Mühen erstellter Aufsatz in hebräischer Sprache, schließlich wurden Gelder für Verwaltungsausgaben in Palästina nur unzureichend ausgezahlt. Besonders ärgerlich war schließlich das Resultat eines

157 ‚Exposé über die Verwendung von Schutzhunden im palästinischen Sicherheitsdienst‘ (3 Seiten). (The Haganah Historical Archive, Tel Aviv, 3-290-34).

mehrwöchigen Kurses, den Rudolfine Menzel 1934 in Palästina durchgeführt hatte:

„Der Mann, den ich mir zum Stellvertreter ausgebildet hatte, liess unmittelbar nach meiner Abreise die Sache stehen und ging als Schomer (Wächter; DG) ins Hulegebiet. Das ist ja sicher an sich ein sehr braves Tun von ihm gewesen, für die Hundesache aber war es fast katastrophal“ (ebd.).

Die Lage schien sich allerdings zu ändern, nachdem das Ehepaar Menzel im Herbst 1938 in Palästina eingetroffen war. Bereits im Dezember erschien ein Bericht, der Auskunft über dessen Tätigkeiten gab, nämlich u. a. das Abhalten von Kursen, Reisen im Land, um Anregungen über den Umgang mit Hunden zu vermitteln, sowie die Beratung und Weiterbildung von Tierärzten. Schließlich erfolgte die Gründung des „Research Institute for Canine Psychology and Training“ im Jahr 1939.



Abb. 25. Briefbogen des Instituts mit Adresse (1941).

(Box: 13, Identifier: MS Ger 91, [155]). Houghton Library, Harvard University.

„Von jetzt an“, so fasst Rudolfine Menzel zusammen, „werden Hunde gezüchtet, um alle gefährdeten Siedlungen überwachen zu können“ (Lehavi 2020, S. 25).¹⁵⁸

b) Die Beziehung zur britischen Armee während des Zweiten Weltkrieg

Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs, besonders aber mit dem einsetzenden Feldzug in Nordafrika, zuerst der Entsendung italienischer Truppen im November 1940, dann dem Eintreffen des deutschen Afrikakorps im Februar

158 David Ephrat, der 1939 für kurze Zeit bei den Menzels arbeitet, berichtet: „I then went to Professor Menzel and worked there for a few months on behalf of the Jewish defense movement, the Haganah. She gave me a Canaan dog with cropped ears. She used them as messenger dogs [...] for communication between Haganah members“ (<http://www.123dog.net/servlets/gatewayuser/GalleryNews.jsp/id/67/typeid/3002jlang/nl/do.gs.html> [Abruf am 20. September 2007]).

1941, erwuchs für die jüdische Bevölkerung in Palästina eine neue Gefahrenlage: Die Furcht vor einem Einmarsch deutscher Truppen in das Land breitete sich aus. Rudolfine Menzel merkt dazu an. „Falls die Deutschen und deren Alliierte die Schlacht um Nordafrika gewinnen, und Ägypten in deren Hände fällt, wird das Land Israel zweifelsohne die nächste Eroberung werden“ (Menzel, nach Lehavi 2020, S. 40).

Eine Besonderheit dieses Wüstenkrieges war, dass er nur in einem Streifen von etwa einhundert Kilometern entlang der nordafrikanischen Küste verlief. Das Gebiet war überwiegend flach, und die Temperatur schwankte zwischen 40 Grad am Tag und 0 Grad in der Nacht. Diese Umstände bildeten gute Voraussetzungen für den umfangreichen Einsatz von Panzern, was die kriegsführenden Parteien wiederum dazu veranlasste, die Gebiete großflächig sowohl zum eigenen Schutz, aber auch um die Beweglichkeit des Gegners zu beeinträchtigen, zu verminen.

In dieser Konstellation kann nun Hunden eine besondere Bedeutung zukommen, und zwar dann, wenn sie in der Lage sind, die verlegten Minen aufzuspüren und damit deren sichere Räumung zu ermöglichen.

Rudolfine Menzel, die bereits Minensuchhunde ausbildete, geriet damit in ein Dilemma. Aus Sicht der Zionisten wurden die Hunde einerseits zum Schutz der Siedlungen in Palästina benötigt; zugleich wurde die britische Mandatsmacht als Besatzer angesehen, die die Hunde eventuell gegen die Siedler in Palästina einsetzen könnte; zum anderen war es offensichtlich, dass der Kampf gegen den Nationalsozialismus auch für die jüdische Bevölkerung in Palästina wichtig, eventuell lebenswichtig, war.

Es kam zu Gesprächen zwischen Rudolfine Menzel und dem britischen Militär, zu denen auch Moshe Sharett, der für die Verhandlungen zwischen den Zionisten und der britischen Mandatsverwaltung zuständig war, hinzugezogen wurde.¹⁵⁹ Obwohl die Datenlage nicht eindeutig ist,¹⁶⁰ kann von dem folgenden Ergebnis ausgegangen werden: 1. Rudolfine Menzel stellte der britischen Armee ausgebildete Minensuchhunde, aber auch andere (Schutz-)Hunde, zur Verfügung. 2. Sie gab ihr professionelles Wissen für die Ausbildung der Hun-

159 Moshe Sharett wird auch als ‚Außenminister‘ der Jewish Agency, d. h. der Vertretung der Juden in Palästina, bezeichnet.

160 Rudolfine Menzel spricht davon, der britischen Armee schon 1940 Hunde zur Verfügung gestellt zu haben. In den britischen Archiven lässt sich, so Lea Lehavi, eine Verbindung erst ab 1942 feststellen. Diese Diskrepanz kann auf Geheimhaltungsgründe zurückgeführt werden. Außerdem lassen sich Aktivitäten im nichtmilitärischen Bereich ihres Instituts feststellen, die dort eventuell lediglich zur Verschleierung ihres militärischen Charakters eingetragen wurden.

de weiter. Diese Vereinbarung war auch deshalb wichtig, da Rudolfine Menzel eine besonders wirksame Technik für das Aufspüren von Minen entwickelt und ihre Hunde entsprechend ausgebildet hatte. 3. Um die Zusammenarbeit zu erleichtern, wurde ein Verbindungsoffizier eingesetzt, der zwischen dem Institut von Frau Menzel und der britischen Armee vermittelte. 4. Schließlich wurde auch eine Absprache getroffen, wonach die Hunde nicht in Palästina, also gegen die Siedler, eingesetzt werden dürfen.

Aus den Unterlagen geht hervor, dass die britische Armee insgesamt etwa 400 Hunde, überwiegend Boxer, aber auch einige Schäferhunde, kaufte, die, so Rudolfine Menzel, durchgehend erfolgreicher „als andere verfügbare Maßnahmen“ waren (Lehavi 2020, S. 37).

Obwohl auch diese Zeit für das Institut durch finanzielle Probleme gekennzeichnet war, gelang es Rudolfine Menzel im Jahr 1944, ihren lange gehegten Traum Realität werden zu lassen. Unter anderem aufgrund der Zahlungen der britischen Armee konnte im Herbst erstmals eine Ausgabe der Zeitschrift ‚The Dog Handler (Der Hundeführer; DG) – Journal for the Association for Dog Lovers and Trainers‘ erscheinen.

Insgesamt war Zeit von 1940 bis 1945 dadurch geprägt, dass das Institut trotz der begrenzten Ressourcen versuchte, eine Balance zwischen den Anforderungen der britischen Armee und Bedürfnissen der zionistischen Gemeinschaft aufrecht zu erhalten (vgl. Lehavi 2020, S. 43).

c) Die Überführung des ‚Diensthundewesens‘ in die israelischen ‚Verteidigungsstreitkräfte‘ (Israel Defense Forces [IDF]) von 1945 bis 1948 – und ein neuer Aufbruch für Rudolfine Menzel

Nach den (finanziell) schwierigen Jahren stellte das Jahr 1947 einen Wendepunkt für das Institut dar, sodass nach und nach wieder sowohl wissenschaftliche als auch praktische Fragen aufgegriffen werden konnten. Für die Arbeit im Land konnte eine engere Verbindung zu zahlreichen Siedlungen erreicht werden. Eine Ausstellung mit Diensthunden wurde organisiert, weitere Ausbildungs-Kurse wurden durchgeführt, und als Premiere wurde Anfang Februar 1947 der erste Kurs durch von Rudolfine Menzel ausgebildete Mitarbeiter abgehalten. Die wissenschaftliche Arbeit schlug sich in akademischen und populären Veröffentlichungen auch in anderen Ländern, so z. B. in den USA, Österreich, Südafrika, Großbritannien und der Schweiz, nieder (vgl. Lehavi 2020, S. 45).

Zugleich wurden Vorbereitungen eingeleitet, um das Institut in die Organisation der israelischen Armee überführen zu können. Für Rudolfine Menzel

war dies so wichtig, dass sie sich mit einem Artikel in der Zeitschrift ‚The Dog Handler‘ im November 1947 an den Generalstabschef der israelischen Streitkräfte, Yaakov Dori, wandte und um eine Ausweitung der Kooperation bat; wobei sie, wie immer sehr direkt, darauf hinwies, dass in dieser historischen Stunde keine Zeit zum Feiern bleibe, sondern dass es darum gehe, ‚bereit zu sein‘ (vgl. Lehavi, S. 46). Dori bestätigte, dass Rudolfine Menzel als herausragende Expertin auf dem Gebiet Hundezucht anzusehen sei und bezog, um eine rasche Übereinstimmung erzielen zu können, das Mitglied der Haganah, Moshe Dayan, in die nachfolgenden Gespräche ein.

Im Februar 1948 ersuchte Yaakov Dori Rudolfine Menzel schließlich in einem Brief, eine Ausbildungsstätte für Hunde einzurichten, die ausschließlich dem Militär unterstehen solle. So groß die damit verbundene Wertschätzung für Rudolfine Menzel war, so deutlich war auch die Erkenntnis, dass das Institut damit, zumindest in (großen) Teilen, in einen militärischen Komplex übergehen würde. Die wirklich verstörende Nachricht folgte aber noch: Zum Leiter der neuen Abteilung wurde der von Rudolfine Menzel ausgebildete Aaron Zirlin ernannt. Er sollte als ihr Vorgesetzter zuständig für die Verwaltung und den Kontakt zu den militärischen Einrichtungen sein, während Rudolfine Menzel für die wissenschaftlichen Aufgaben zuständig sein sollte.

Rudolfine Menzel war über die Geringschätzung ihrer Arbeit wie ihrer Person empört und wendete sich direkt an die zuständigen zentralen Stellen – um es vorweg zu sagen, ohne Erfolg: Moshe Dayan verweigerte ein Treffen mit dem Argument, dass er über das bisher Gesagte hinaus nichts unternehmen könne. Und auch ein Schreiben an den Generalstabschef der Israelischen Streitkräfte, Yaakov Dori, in dem sie ihre Verärgerung zum Ausdruck brachte und auf die vielen Jahre ihrer harten Arbeit verwies, die jetzt, nach dem der Erfolg sich einstellte, nicht gewürdigt würden, änderte nichts an der Entscheidung. Sie fühlte sich vor allem aufgrund der Tatsache, dass ihr die Leitung des neuen Instituts nicht übertragen wurde, ‚unterbewertet‘; darüber hinaus wurde ihr noch nicht einmal ein angemessenes Gehalt bewilligt.

Lehavi fasst das Ergebnis der Auseinandersetzung zusammen.

„In diesem Sommer führte Dr. Menzel den beruflichen Kampf ihres Lebens, nichts weniger. (Aber) nach einer Dekade der Arbeit in Erez Israel, [...] und nach nahezu 30 Jahren der Korrespondenz mit den Leitern der lokalen Behörden und dem zionistischen Establishment wurde sie zur Seite geschoben“ (Lehavi 2020, S. 48).¹⁶¹

161 Allerdings blieb sie Regierungsberaterin für Hundezucht und -ausbildung. Damit sollte auch ihr Werk geehrt werden.



Abb. 26. 1949: Die erste Hundeeinheit, Parade der ‚Verteidigungstreitkräfte‘ (IDF).
Die Hunde waren 1948 von Rudolfine Menzel übernommen worden.
<https://www.israelhayom.co.il/article/438215>

Für Rudolfine Menzel bedeutete dies, dass sie sich im Alter von 58 Jahren noch einmal beruflich neu orientieren musste, wollte sie ihr Lebensprojekt nicht aufgeben. Und ihr energisch-rastloses berufliches Muster, das zugleich mit zionistischem Gedankengut verknüpft ist, setzte sich fort. 1949 gründete sie das ‘Institute for the Training of Guide Dogs’, das Blindenhunde ausbildete, im nördlich von Haifa gelegenen Ort Kiryat Haim. Das Institut konzentrierte seine Arbeit zunächst auf Verwundete aus dem arabisch-israelischen Krieg und weitete dann nach und nach seine erfolgreiche Arbeit auf potentiell alle von Blindheit betroffenen Menschen in Israel aus.

Last but not least kann festgehalten werden, dass sich die finanzielle Situation des Instituts, aber auch die von Rudolfine Menzel, nach der Gründung des Staates Israel verbesserte, sodass gute Arbeitsbedingungen etabliert werden konnten. Dass schließlich die britische Armee 1951 wieder Kontakt zu ihr aufnahm, um die während des Zweiten Weltkriegs praktizierte Zusammenarbeit zu erneuern, wird Rudolf Menzel von der Richtigkeit und Wichtigkeit ihres Vorgehens überzeugt haben.

9. Erfolge in Palästina und Israel: Die Domestizierung des Kanaan-Hundes

Zu den weiteren großen Leistungen des Ehepaares Menzel, die ebenfalls schon direkt nach der Einreise einsetzten, zählt die Domestizierung des Kanaan-Hundes.¹⁶² Rudolfine Menzel realisierte nach ihrer Ankunft in Palästina sehr schnell, dass nicht nur die von ihr mitgebrachten Boxer, sondern auch andere Rassen wie Schäferhunde oder Dobermänner, häufig nicht für die zugeordneten Aufgaben infrage kommen konnten, da sie weder das Klima vertrugen noch für die Wüstenlandschaft geeignet waren. Sie begann daher mit sogenannten Pariahunden zu arbeiten; diese Hunde, die, wie der Name schon sagt, am Rande der Gesellschaft leben, kommen zwar in Berührung mit Menschen, können aber auch ein von ihnen unabhängiges Leben führen.

Das Ehepaar Menzel beschreibt seinen ersten Kontakt und die daraus entstehende Beziehung zu diesen Hunden in dem Buch ‚Pariahunde‘, das 1960 in Wittenberg erschien.

„Als wir im Jahre 1934 zum erstenmal nach dem damaligen Palästina fuhren, wollten wir neben unserer eigentlichen Aufgabe (Aufbau eines Diensthundewesens) unseren Aufenthalt auch wissenschaftlich auswerten. Wir wandten uns daher an H a u c k,¹⁶³ zu dessen Schülern zu zählen wir uns rühmen, und baten ihn, uns Anweisung zu geben, welches Problem er für wichtig und bearbeitungswürdig halte. Seine Antwort lautete: ‚Kümmert Euch um die Pariahunde, so lange es noch möglich ist, und sammelt so viel Material, wie Ihr könnt!‘ Wir hatten anfangs kein richtiges Verhältnis zu diesen scheuen Wildlingen oder Halbwildlingen, da wir wehrhafte Hunde gewohnt waren und für unsere Aufgabe im Land auch nur solche brauchen konnten. Aber H a u c k s Wunsch war uns Gebot. Doch sobald wir angefangen hatten, wurden wir von dem ‚Problem‘ gepackt und gewannen nachher diese vernachlässigten Geschöpfe sogar lieb, diese Hunde, in denen der Trieb, sich an einen Menschen anzuschließen, so stark lebt, daß sie zufrieden sind, wenn sie erkennen dürfen, daß ein Mensch

162 Viele der folgenden Angaben stammen, soweit sie sich auf die Züchtung und Ausbildung von Hunden beziehen, und soweit nicht anders angegeben, aus HA-KELEV (Der Hund) (1973) sowie den aufgeführten Internetquellen. Hier finden sich, unter den Vornamen Rudolfine, Rudolphina, Rudolphine und Rudolphina Menzel mehrere Tausend Einträge von Hundezüchtern und -liebhabern aus der gesamten Welt, die Menzels Verdienste um die Züchtung von Pariahunden mit großer Anerkennung darstellen. Im Mittelpunkt der Einträge steht die Züchtung bzw. Rückzüchtung der neuen Hunderasse.

163 „Prof. Dr. Dr. Emil Hauck wurde 1879 in Wien geboren. Er studierte Jus und Veterinärmedizin und war von 1915 bis 1918 Cheftierarzt des k.u.k. Kriegshundeführerkurses. Neben seiner Tätigkeit als Tierarzt befasste sich Hauck intensiv mit der Geschichte des Hundes und schrieb zahlreiche Fachartikel und Bücher. Er starb 1972 in Wien“ http://museumsbundat/journal 2006_0301.html [Abruf am 24. September 2007].

es wirklich gut mit ihnen meint und sie ihm trauen dürfen. [...] Auf unseren späteren Reisen, insbesondere aber seit unserer endgültigen Übersiedelung, begann sich allmählich ein immer klareres Bild für uns herauszuschälen. Damals, nach unserer Einwanderung, stand unser Haus am Rande der Siedlung; jenseits unseres Gartenzaunes begann bereits die Steppe. Weit draußen sahen wir die Pariahunde oft dahinziehen. Wir konnten einzelne Tiere beobachten, wie sie in der Morgen- und in der Abenddämmerung auf ihren bestimmten Wechsellern in die Siedlung auf die Abfallkübel zu einfielen. Wir fanden Würfe und hungrige Jungtiere, zogen sie auf und erkannten verblüfft, wie die Freundschaft mit den Menschen das Wesen dieser Wildlinge rasch veränderte. Schließlich gelang es uns auch, erwachsene Tiere zu zähmen und sie zu richtigen Menschengefährten zu machen. Unser Interesse an diesen Hunden wuchs daher bald über das rein Wissenschaftliche hinaus; sie wurden uns nicht mehr nur Objekt wissenschaftlicher Forschung, sondern wir fühlten uns bald freundschaftlich mit ihnen verbunden. [...] Inzwischen sind die Nachkommen dieser Findlinge, die wir einst gezähmt haben, längst richtige Haushunde geworden; sie haben sich in mannigfachen Verwendungsformen bewährt, werden auf Ausstellungen gezeigt, und einzelne werden sogar richtig verwöhnt. Wir bemühen uns allerdings, die Zucht so zu leiten, daß die Ursprünglichkeit dieser Hundestämme, ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber Klima und Krankheiten, ihre Genügsamkeit in bezug auf Futter und Pflege nicht verlorengehen. Wir wollen nicht – wie der Gärtner auf einen wilden Weinstock – ein Kulturreis aufpfropfen, sondern diese Wildlinge und ihre wertvollen Eigenschaften dem Menschen erhalten. Bis jetzt haben wir die beiden Mittelformen [...] des Parias zuchtbuchmäßig erfaßt und sie unter dem Namen ‚Canaan-Dog‘ in die Kynologie eingeführt. Der Name soll andeuten, daß es sich um ‚Ureinwohner‘ des Landes handelt, gleich der kanaanitischen Urbevölkerung, die vor mehr als drei Jahrtausenden dieses Land bewohnte, früher als die Völker, die heute in dem Land ansässig sind. Parias sind sie einmal gewesen; heute sind sie geschätzte Menschengefährten“ (Menzel, Rudolf und Rudolfine 1960, S. 3f.).

Auch im Vereinswesen engagierte sich Rudolfine Menzel erneut. Bereits 1939 gründete sie zusammen mit ihrem Mann und einigen Freunden ‚The Palestine Kennel Club (PKC)‘.¹⁶⁴ Obwohl schon einige entsprechende Vereine existierten, verstand sie deren Arbeit als „insignificant, unprofessional and unorganized. [...] ‚We are come here to build from scratch an organization that has not

164 Vgl. <http://www.salukionline.com/artiklarZ%20S%20DB%20Salukis%20in%20israel-desert bred%20salukis %20in%20israel.htm> [Abruf am 24. September 2007; die Seite lässt sich nicht mehr abrufen].

yet set up' (A293/14)" (zitiert nach Koriat 2004, S. 111),¹⁶⁵ und schon im April 1939 verfasste sie zusammen mit einem Kollegen die Satzung für ‚The Palestine Association for Dog Lovers and Trainers‘ – ein sehr wichtiger Schritt, denn mit der Festlegung von Richtlinien werden eigene Standards gesetzt, die dann von anderen übernommen werden müssen; d. h. dass das Feld im eigenen Sinne abgesteckt wird.¹⁶⁶

„The struggle by the Menzels throughout their period of activity in the field was directed at obtaining exclusive authority in establishing the criteria for action and enforcement: setting criteria for awarding accreditation certificates both to dogs and their owners, managing a registration book for raising dogs, professional advice on everything related to caring for dogs (health and behavior) etc. Similarly, the Menzel's were active in obtaining recognition for these monopolies from the competent authorities: the organs of the *Yishuv* [den Siedlern; DG], the academic establishment, the British Army and sectoral professional bodies such as the Veterinarians' Association“ (Koriat 2004, S. 107; Hervorhebung i. O.).

Bevor ich Rudolfine Menzel abschließend zu Wort kommen lasse, will ich noch eine weitere interessante Masterarbeit aus Israel, aus der ich soeben schon zitiert habe, hervorheben, die das Wirken von Rudolfine Menzel noch einmal in einen breiteren Kontext rückt. Rachel Koriat (2004) hat in ihrer Studie die Auswirkungen der zahlreichen Tätigkeiten von Rudolfine Menzel untersucht und sich dabei auf das Beispiel des Aufbaus der professionellen Hundezucht in Palästina zwischen 1934 und 1948 konzentriert.¹⁶⁷ Sie folgte dabei den aufschlussreichen theoretischen Vorgaben von Itamar Even-Zohar (1990, 2005), der die ‚Entstehung des sozial Neuen‘ erforscht und in diesem Zusammenhang die These entwickelte, dass es in einer sich neu bildenden Gesellschaft nur weniger Personen (‚einer Handvoll‘) bedarf, um den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung zu bestimmen. Dafür bot die sich formierende Gesellschaft der Juden in Palästina natürlich besonderes Anschauungsmaterial, da hier der Auf-

165 Koriat interpretiert dies, sicher richtig, als eine Äußerung, die dazu dient, die eigenen Leistungen besonders hervorzuheben.

166 In dieser Zeit beantragte das Ehepaar Menzel (am 15. Januar 1941) die ‚palästinische Staatsbürgerschaft‘, die ihnen am 5. Februar vom ‚Government of Palestine‘ gewährt wird.

167 Claudia Prestel weist darauf hin, dass Rudolfine Menzel damit nicht nur eine berufliche Pionierleistung vollbrachte, sondern dass sie darüber hinaus auch „den wohl ungewöhnlichsten Beruf für eine bürgerliche Jüdin“ ergriff, der eine „totale Abkehr von der(en) Lebensweise“ mit sich brachte (Prestel 2013, S. 9).

bau einer neuen Gesellschaft quasi im Prozess des Entstehens zwar nicht begleitet, sicher aber erfahrungs- und erkenntnisnah rekonstruiert werden kann. Bei der Entstehung des Neuen geht es – so Even-Zohar – darum, aus einer Vielzahl an Möglichkeiten jene eine auszuwählen, die erfolgversprechend scheint sowie dieser zum Erfolg zu verhelfen, d. h. sie in die Praxis umzusetzen (Even-Zohar 2005). In einer Gesellschaft, die noch im Entstehen begriffen ist, kann es bestimmten Menschen dann gelingen, dem neuen sozialen Gebilde ‚ihren Stempel‘ aufzudrücken, indem sie einen Beitrag leisten, diesen anbieten und auch dessen Implementierung betreiben. Jene Personen, die auf diese Weise agieren, nennt Even-Zohar ‚cultural entrepreneurs‘ (ebd., S. 185ff.). Genau diese Funktion, so lautet das Fazit von Koriat, kam der Arbeit von Rudolfine Menzel zu. Sie hatte es verstanden, nicht nur Ideen zu entwickeln (‚idea-markers-as-option-devisers‘), sondern auch, diese in die Praxis umzusetzen. Damit hatte sie nicht nur einen wichtigen Beitrag für die Entwicklung des Landes geleistet, sondern sich auch ihren Traum erfüllt, etwas für ‚ihr Volk‘ zu tun.

Ich will dieses Kapitel damit beenden, dass ich das Bild wiedergebe, das Rudolfine Menzel am Ende ihres 1940 fertiggestellten autobiographischen Manuskriptes entworfen hatte, um zwar auch die Geschichte der Menschheit, vor allem aber ihre eigene Biographie nachzuzeichnen. Es enthält das Motto, an dem sie ihr Leben nach dem Prinzip des ‚strukturellen Optimismus‘ (Oevermann 2004a, b) ausgerichtet hatte.

„Wenn wir hier, wie das ja häufig der Fall ist, dienstlich durchs Land fahren, kommen wir manchmal in die Gegend des Toten Meeres. Dort, wo nach uralter Sage die Katastrophe von Sodom und Gomorrha sich abgespielt hat. Dort steht auch jene ‚Salzsäule‘, das Standbild der Frau, die zu Stein erstarrt war, weil sie am Wendepunkt ihres Lebens nach rückwärts statt nach vorn geschaut hat. Ich finde wohl kaum ein treffenderes Symbol für den Abschluss dieses Berichtes. Rückwärts schauen ist Tod und Erstarrung, vorwärts blicken Glück und Vorbedingung des Erfolgs“ (RM, 261).

1962 wurde die 71-jährige Rudolfine Menzel, wie Lea Lehavi betont, erste Professorin (für Tierpsychologie) an der Universität Tel Aviv. Rudolf Menzel starb 1972, Rudolfine im September 1973 in Haifa.



Abb. 27. Das Ehepaar Menzel. Leo Baeck Institute.
(Rudolf and Rudolphina Menzel Collection), Call Number: AR 25014.

Veröffentlichungen (eine Auswahl)

- Die Verwertung der Riechfähigkeit des Hundes im Dienste der Menschheit: Wissenschaftliche Grundvoraussetzungen u. praktische Anleitung zur Ab- richtung und Führung von Spürhunden im Ausforschungsdienst. Berlin 1930.
- Schwalbensommer. Bilder von Hans Lang. Wien 1930; Neuauflage Wien 1952.
- Wesenserprobung, ihre theoretischen Grundlagen u. ihre praktische Aus- führung. Augsburg 1930: Verein f. dt. Schäferhunde.
- Welpen und Umwelt. Leipzig 1937.
- Kleintier und Pelztier. Zeitschrift f. Hundeforschung N. F. Bd. 3., 193 Jg. 13, 1937, H. 2.
- Praktische Anleitung für die Durchführung von Eignungsprüfungen bei den Nichtjagdhunderassen. Bern: Grunau 1937.
- Pariahunde. Wittenberg 1960; 2., unveränderte Aufl. Hohenwarsleben: Westarp-Wiss.-Verl.-Ges. 2005.

Personliche Angaben.

Name.	Alfred Fabian
Alter	43 Jahre alt
Geschlecht	männlich
Wohnort	Jugendjahre Berlin a. S. Müll. ^{Conf.} letzten 13 Jahre Breslau a. Breslau
Religion	mos.
Schule	Höhere Schulbildung
Stand.	Ehe während der Lagerzeit geschieden
Einkommen	Schwankend a. 1000 RM. Kaufm. Ausbildung 1927. Technische Ausbildung Film.

Alfred Fabian
Shanghai
198. West End Gardens

Abb. 28. Angaben zur Person von Alfred Fabian (aus seinem Beitrag). (Box: 5, Identifier: MS Ger 91, [58]). Houghton Library, Harvard University.

4. Alfred Fabian (1897–1950) – Paranmanjang:¹⁶⁸ „Das Auf und Ab des Lebens“

„Das Leben ist Kampf, das Leben hat Ziele
Die zu erreichen, den Einsatz lohnt
Und ohne Belang sind falsche Gefühle
Falsch ist es – (wenn) man den Gegner schont
Nur der Erfolg ist ausschlaggebend
Die Kampfmethode einerlei
Nur fangen den Gegner, tot oder lebend
Tyrann sein – aber trotzdem frei“

Das dem Vorwort vorangestellte Motto.

(Box: 5, Identifier: MS Ger 91, [58]).

Houghton Library, Harvard University.

1. Einleitung¹⁶⁹

Die autobiographischen Angaben Alfred Fabians sind in vielen Hinsichten nicht nur außergewöhnlich, sondern auch außergewöhnlich präzise – vor allem wenn man bedenkt, dass er sie nach seinen annähernd vier Jahre andauernden Lageraufenthalten am Ort seiner Emigration, der unwirtlichen ‚Freien Stadt‘ Shanghai und unter großem Zeitdruck angefertigt hat. Er kann zum Teil lange zurückliegende Daten bzw. Orte akkurat benennen, oft sogar mit Uhrzeiten versehen. Die Recherchen, die seine Aussagen überprüften, konnten diese in wesentlichen Punkten bestätigen. Alfred Fabian, so lässt sich sagen, verfügt über ein präzise funktionierendes Gedächtnis, das zugleich auf eine Vielzahl von Erlebnissen und Beobachtungen zurückgreifen kann, sodass er mit großem Recht behaupten kann: „Alles Dargestellte ist von mir selbst erlebt und empfunden und entspricht der vollen Wahrheit“ (aus dem Vorwort).

168 Das chinesische Wort Paranmanjang steht für das Auf und Ab des Lebens. Die Zeichen [波瀾萬丈] beinhalten das wellenförmige Schwanken, das Alfred Fabian lakonisch in seinem Text, bis hin zu seinem Exil in Shanghai, zum Ausdruck bringt.

169 Jedes autobiographische Manuskript muss meines Erachtens auf besondere Weise – eine Weise, die dem Original gerecht wird – dargestellt werden. Dies trifft für den Text von Alfred Fabian noch einmal in gesteigertem Maße zu. Er hat eine besondere, eine knappe und oft sehr direkte Stilistik, der ich dadurch entgegenkommen möchte, dass ich ihn häufig zu Wort kommen lasse.

Dass sein Manuskript auch auf das große Interesse der Harvard-Wissenschaftler gestoßen war, geht aus dem (zu einem großen Teil erhaltenen) Briefwechsel im Anschluss an die Einreichung seiner Arbeit hervor. Alfred Fabian hatte sein Manuskript augenscheinlich erst am 29. März 1940 abgesandt und sein Anschreiben mit dem Hinweis versehen, dass er vorhatte, „seine Autobiographie, in allerdings noch weit ausführlicherer Form, in mehreren Sprachen erscheinen zu lassen“; darüber hinaus bat er um Erstattung der entstandenen Kosten in Höhe von etwa 10 US\$. Am 4. Mai wurde ein standardisiertes Antwortschreiben an Fabian geschickt, das den Eingang des Manuskripts bestätigte und darauf hinwies, dass Kosten leider nicht erstattet werden können.

Das nächste wichtige Dokument enthält einen Hinweis auf die weitere Verwendung des Manuskripts (Guide for Future Use), der von einem der Gutachter erstellt wurde. Dieser empfahl die Veröffentlichung des gesamten zweiten Teils des Manuskripts, möglicherweise zusammen mit dem ersten Teil, und fügte hinzu, es sorgfältig im Hinblick auf einen möglichen Preis zu untersuchen. – Diese Aussage war Alfred Fabian nicht bekannt.

In einem Brief vom 29. Dezember 1940 antwortete Alfred Fabian auf zwei (nicht mehr im Archiv vorhandene) Schreiben vom 17. September und 28. Oktober 1940. Hierbei dürfte es sich um die Mitteilungen der Harvard-Wissenschaftler gehandelt haben, dass ihm leider kein Preis zugesprochen werden könne, sowie möglicherweise um eine kurze Begründung verbunden mit der Bitte, das Manuskript im Besitz des Preis-Komitees zu belassen. Fabian reagierte, verständlicherweise, sehr enttäuscht und wandte sich in seinem Brief direkt an Gordon Allport. „Sie bemerken, dass meine Biographie vielleicht nicht soziologisch genug im Vergleich zu anderen Arbeiten gewesen ist und dadurch von dem Preisrichterkollegium nicht entsprechend bewertet wurde“.

Fabian griff diesen Einwand auf und reagierte klug und durchaus angemessen.

„Ich möchte mir erlauben, hierzu zu erwähnen, dass ich gerade auf Grund der Bedingungen des Preisausschreibens, die ich in der hier seinerzeit erschienenen deutschen Zeitung ‚Gelbe Post‘ gelesen habe, davon Abstand nahm, meine Biographie vom soziologischen Standpunkt aus betrachtet zu schreiben. Die Bedingungen lauteten doch so, dass man seine Erlebnisse, besonders innerhalb des Nationalsozialismus, als reine Tatsachenberichte, also persönliche Erlebnisse und Eindrücke, wiedergeben sollte, ohne sich in soziologische Betrachtungen im Zusammenhang mit dem eigenen Leben und dem Nationalsozialismus zu ergehen. Hätte ich gewusst, dass nach diesem Gesichtspunkte hin die Prüfung der Arbeiten erfolgt, so hätte ich auch in diese Richtung hin meine Biographie geschrieben.“

Darüber hinaus bat er die Wissenschaftler der Harvard Universität zu prüfen, ob sie einen Verlag finden könnten, der Interesse habe, sein Manuskript zu veröffentlichen.

Am 1. Mai 1941 erinnerte Fabian daran, dass er noch keine Antwort auf sein Schreiben erhalten habe. Diese erfolgte, abgesandt am 4. Juni 1941 und im Auftrag von Gordon Allport (vermutlich verfasst von Edward Hartshorne). In seinem Schreiben verwies dieser darauf, dass ein Buch mit ähnlichem Inhalt, nämlich ‚Out of the Night‘,¹⁷⁰ das amerikanische Lesepublikum ‚im Sturm gewonnen habe‘, sodass es vermutlich schwer sein dürfte, ein weiteres Buch zu einer vergleichbaren Thematik zu veröffentlichen. Dennoch bot er an, weiterhin nach einem Verleger zu suchen. Außerdem unterbreitete er das Angebot, Stellen aus Fabians Manuskript in eine eigene geplante Publikation zu übernehmen – und diese angemessen zu zitieren und zu vergüten. Schließlich fügte er dem Brief einen Scheck über 10 US\$ zur Kompensation der Auslagen bei.

Alfred Fabians Antwort, datiert vom 14. Juli 1941, richtete sich nun direkt an Edward Hartshorne. „Ich danke Ihnen für Ihre Informationen und habe mich nunmehr entschlossen, das Schicksal meines Buches vertrauensvoll in Ihre Hände zu legen.“ Aber er fügte auch einige Worte über sein derzeitiges Schicksal hinzu. „Was mich persönlich anbelangt, so geht es mir nach wie vor schlecht, und ich bin immer noch auf das Heim angewiesen; auch mein Gesundheitszustand ist nicht besonders, da die Lagerzeit mit ihren Qualen mir immer noch vor Augen steht.“

Mit diesem Schreiben brach der Schriftverkehr zwischen Alfred Fabian und den Wissenschaftlern der Harvard Universität ab; zu einer Veröffentlichung kam es nicht. Möglicherweise hing dies auch damit zusammen, dass Edward Hartshorne im September 1941 zum ‚Office of the Coordinator of Information‘, einem Vorläufer des US-Geheimdienstes CIA, wechselte und dort nicht mehr wissenschaftlich arbeiten bzw. veröffentlichen durfte.

Obwohl Fabian zu Recht darauf verwies, dass sein Manuskript auf Tatsachen beruhe, gilt aber auch: Seine überwiegend nüchterne, auf Fakten bezogene lakonische Rede wird an einigen Stellen, vor allem gegen Ende des Manuskripts sowie in seinem dem Text vorangestellten Motto, das vermutlich

170 Das Buch, geschrieben von Richard Julius Hermann Krebs (1905–1951), erschien 1941 unter dem Pseudonym Jan Valtin bei der Alliance Book Corporation in New York (dt. Übersetzung: Tagebuch der Hölle. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1957; Neuauflage Wien: bahoe 2016). Obwohl das Leben des längere Zeit als Spion tätigen Richard Krebs, der kein Jude war, vergleichbar abenteuerlich verlief, sind die Ähnlichkeiten in vielen Teilen eher oberflächlicher Natur. Dennoch mag die Veröffentlichung von Fabians autobiographischem Manuskript durch diese Publikation verhindert worden sein.

am Schluss seines Schreibprozesses auf einem gesonderten Blatt in die Autobiographie eingefügt wurde, außer Kraft gesetzt. An diesen Stellen brechen sich die Wut, der Zorn und das Unversöhnliche im Angesicht des ihm über Jahre zugefügten Unrechts und Leides Bahn. Er will und kann nicht vergessen: die ihm zugefügten Qualen, die Folter, die nicht enden wollenden Entwürdigungen und ebenfalls nicht das Leiden und den Tod der anderen, der Kameraden, die mit ihm inhaftiert waren. Das Fazit seiner Lebensgeschichte kann für ihn nur darin bestehen, Rache zu wollen. ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘, so klingt die Quintessenz, die er auch am Ende seiner Aufzeichnungen wiederholt, des in nächtlicher Arbeit in den Monaten von August bis November 1939 im fernen Shanghai verfassten autobiographischen Manuskripts.¹⁷¹ – Wie hat sich diese einzigartige Lebensgeschichte Schritt für Schritt entwickelt?

Als Alfred Fabian im Jahr 1927 seine erste unbefristete Tätigkeit als Vertreter für den Sächsischen Filmdienst aufnahm, hatte er, 30-jährig, schon ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Er war ein (sehr) schlechter Schüler, Soldat an der Front in Russland, dort Kriegsgefangener, überwiegend im Kaukasus, aber auch Stabsangehöriger der Roten Armee, dann wieder für kurze Zeit Matrose der Kaiserlichen Marine, bevor er sich 1918/19 an den revolutionären Unruhen in Berlin beteiligte und sich im ‚wildem Berlin‘ der 20er Jahre in der (Halb-)Unterwelt bewegte – und dort auch einige Jobs ausprobierte. Schließlich war er einige Monate mit einer russischen Tänzerin verheiratet, bevor er nach Dresden umzog.

Es war ein Leben, dessen Verlauf sich so sicherlich nicht voraussehen ließ, als er am 25. Juni 1897 in Luckenwalde, südlich von Berlin, als Sohn eines jüdischen Kaufmanns (Buchhalters) geboren wurde.



Seine beiden älteren Schwestern kamen 1892 (der Name ist unbekannt) bzw. am 21. September 1893 (Margarete) zur Welt. Die Eltern, der Vater Martin Fabian (*1865) und seine Mutter Dorothea (Dora), geb. Blumenthal (*1868),

171 Alfred Fabian war damit einer der Ersten (evtl. der Erste), der über seine Erlebnisse in (drei) Konzentrationslagern in sehr ausführlicher Weise und unter dem Eindruck der unmittelbaren Erfahrung schrieb.

hatten am 29. Oktober 1891 geheiratet und zogen, wie so viele Menschen zu dieser Zeit, vermutlich nach Aufstieg und Erfolg strebend, ein Jahr nach Alfreds Geburt aus Luckenwalde in die in der Nähe liegende Großstadt, nach Berlin. Dort lebten sie zunächst in einer Dreizimmerwohnung in der Neuen Friedrichstraße in Alt-Berlin. Die Familie folgte damit einem Trend innerhalb der aufstiegsorientierten (jüdischen) Bevölkerung, von kleinen Orten in die Großstädte, besonders aber nach Berlin, zu migrieren. Ein anderer Teilnehmer des Preisausschreibens, der aus Oberschlesien stammende jüdische Arzt Julian Kretschmer, notierte über seine Motivation, einige Jahre später ‚sein Glück in Berlin zu suchen‘.

„Ich ging an diese Zeit mit besonderen Erwartungen heran, die sich vielleicht mehr oder weniger unbewußt z. T. aus der Auffassung der Juden der deutschen Provinzen des Ostens über Berlin herleiteten. Berlin galt ihnen als ein Eldorado, wo man nicht nur reichlich Geld verdienen – ‚das Geld lag auf der Straße‘ – sondern auch es elegant ausgeben konnte“ (Ms. Julian Kretschmer, S. 14; Veröffentlichung 2019, S. 57).

2. „In der Schule Qualen, im Elternhaus kein Verständnis“ (AF, 3)

Nach einem Umzug innerhalb Berlins wurde Alfred am 1. April 1905 im väterländischen, „besonders schönen dunkelblauen“ (AF, 1) Matrosenanzug¹⁷² und in Anwesenheit von zahlreichen Tanten und Onkeln in die Volksschule in der Lange Straße eingeschult. Seine Schullaufbahn verlief allerdings alles andere als geradlinig, was er selbst schon am Beispiel seines Schuleintritts kommentierend vorwegnimmt. „Eines weiß ich genau, die ganze Angelegenheit hatte keinesfalls meinen Beifall gefunden. Auch durch den weiteren Verlauf meiner Schulzeit zieht (sich) die bereits seit dem ersten Tage gehabte Animosität gegen alles, was sein muss“ (ebd.). Nur kurze Zeit nach der Einschulung zog die Familie ein weiteres Mal um. Nun in die von-Richthofen-Straße, womit ein Schulwechsel verbunden war. Auch hierzu fasst Alfred Fabian sein Empfinden zusammen. „An jedem Morgen hatte ich ein Grauen, zur Schule zu gehen“ (AF, 2).

Die Unlust zu lernen, jedenfalls für die meisten Fächer, und die Einträge im Zeugnis „neigt zur Störung und Unfug“ (ebd.) führten sowohl zuhause als auch in der Schule zu Schlägen („eine Portion Dresche“). Unter anderem be-

172 Das Tragen des Matrosenanzugs stand zu dieser Zeit für den Nationalstolz vieler (bürgerlichen) Deutschen; wird damit doch (auch) die Politik der Aufrüstung der Kaiserlichen Flotte (es geht gegen England!) symbolisch unterstützt.

schreibt er das Verhalten eines Lehrers, der es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, „seine Opfer die Hosen herunterziehen zu lassen, um dann das Hinterteil bearbeiten zu können“ (AF, 3). Auf diese Weise geriet Alfred Fabian schon früh in eine Spirale von Versagen und Misserfolgserlebnissen sowie Gewalt, ja, erlebter Brutalität.

Nach einem weiteren Umzug stand die Aufnahmeprüfung für die Realschule an, die er, wenn auch erst in einem zweiten Anlauf, bewältigte. Für kurze Zeit kehrte Ruhe im Elternhaus ein, die jedoch nicht lange anhielt. Zunächst reichte Alfred Fabian das gewährte Taschengeld (25 Pfg.) nicht aus, sodass er nicht nur gelegentlich Geld aus dem Portemonnaie der Mutter nahm, sondern auch begann, „Vaters Briefmarkensammlung zu liquidieren“ (AF, 5). Das Entdecken dieser ‚krummen Geschäfte‘ zog weitere (Prügel-)Strafen nach sich; beim Essen wurde mit ‚dem Dieb‘ nicht mehr gesprochen. Das hinderte diesen aber nicht, immer wieder seine Schulbücher zu verkaufen und bei den Eltern als verloren zu melden. Da die Mutter ihn deckte, gingen die Angelegenheiten einigermaßen glimpflich aus. Dennoch: „Schlechte Zensuren, sitzen geblieben, Nachhilfestunden durch einen Privatlehrer“ (AF, 6) bestimmten weiterhin seinen Alltag.

Am 23. Januar 1913, Alfred Fabian war 15 Jahre alt, ‚platzte die Bombe‘. Der die Aufsicht führende Klassenprimus hatte seinen Namen an die Tafel geschrieben, da er „dauernd mit Brotkugeln geschossen habe“ (ebd.). Alfred Fabian bestritt dies, wollte den Namen des „wirklich Schuldigen“ aber nicht nennen; „denn in der Geschichtsstunde hatte ich gelesen, dass Napoleon mal gesagt haben soll, ‚Ich liebe den Verrat, aber ich hasse den Verräter‘. Ein Verräter wollte ich keinesfalls werden, und so nahm ich die Schuld auf mich“ (AF, 6f.). Allerdings prügelte er später auf den Klassenprimus, der ihn gemeldet hatte, „erbarmungslos“ ein mit dem Ergebnis, dass Alfred Fabian von der Schule abgehen musste. Es ist zu vermuten, dass ihm diese Entwicklung nicht unangelegen kam. Da seine Mutter noch erreichen konnte, dass in sein Zeugnis der Satz „Er verlässt die Anstalt auf eigenen Wunsch, um Kaufmann zu werden“ (AF, 8) aufgenommen wurde, waren die Wege für eine weitere berufliche Entwicklung noch nicht verstellt.

Und in der Tat glückte es seinem Vater, ihn innerhalb kurzer Zeit in eine Lehrstelle in der Damen-Konfektionsbranche zu vermitteln. Damit war es dem Vater gelungen, ihn in einem sehr schnell anwachsenden und zukunftssträchtigen Markt unterzubringen (vgl. König 2000, S. 192).

Hinzu kam, dass die Tätigkeit dem jungen Alfred Fabian Freude bereitete, sodass er im Manuskript für die Zeit nach dem ersten Lehrjahr festhält: „Die Arbeit macht mir Spaß und es erschien so, als ob der letztjährige Verlauf

meines Lebens mir doch die richtige Bahn gewiesen hatte“ (AF, 9). Als sein Chef dann noch seiner Bitte entsprach und seine Lehrzeit wegen guter Leistungen auf zwei Jahre verkürzte, erfüllte dies nicht nur Alfred Fabian mit Stolz, sondern die gesamte Familie war hoch zufrieden, dass, in den Worten seines Chefs, „ab heutigen Tages aus dem Lehrling Alfred der Kommis, Herr Alfred Fabian, geworden ist“ (AF, 10).

3. Krieg, Gefangenschaft und Rückkehr nach Deutschland

Nachdem der Vater seinem Wunsch, sich freiwillig für den Kriegseinsatz zu melden, mehrmals nicht stattgegeben hatte, erreicht ihn die Einberufung dann doch. „Endlich im Februar des Jahres 1916 erhielt ich meinen Aushebungsbefehl. Ich strahlte vor Freude“ (ebd.). Zugeteilt wurde er dem Ersatzbataillon des Füsilier-Regiments von Steinmetz (Westpreußisches) Nr. 37 in Goldberg, Schlesien. Die kurze Ausbildungszeit meisterte er mit Bravour. „Ich war ein guter Turner, hatte auch das Herz an der richtigen Stelle und war, wie man so auf Berliner Art zu sagen pflegt, ein fixer Junge“ (AF, 11). Allerdings störte ihn der „preußische Militarismus (das Schikanieren und Schleifen der Mannschaften; DG), der auch an der Front keinerlei Rücksichten kannte“ (ebd.), schon bald. Aber sein Unbehagen reichte noch weiter und machte ihn zum Außenseiter. „Fest steht, dass ich bereits nach kurzer Zeit meiner Fronttätigkeit kein Verständnis dafür aufbringen konnte, dass sich Menschen, die sich einander nichts getan hatten, gegenseitig hinmorden mussten“ (ebd.).

Bereits am 10. August 1916 geriet Alfred Fabians Kompanie an der russischen Front in ein schweres Gefecht, in dessen Verlauf seine Einheit in kürzester Zeit bis auf drei Mann aufgerieben wurde. Dem folgenden Sturmangriff der russischen Soldaten hatten diese nichts entgegenzusetzen, sie ergaben sich und wurden gefangengenommen.¹⁷³ Die Gefangenen wurden in einem mehrere Wochen dauernden Transport immer weiter nach Osten geschickt. Das Essen war knapp und in der Regel schlecht, schlimmer aber waren die Läuse, welche die Soldaten befallen hatten. Fabian bringt es auf den Punkt. „Mit unbekanntem Ziel fuhren wir von Läusen zerfressen einer ungewissen Zukunft entgegen“ (AF, 22).

173 Die Verlustlisten des Ersten Weltkriegs führen Alfred Fabian (unter dem Eintrag Reserve-Infanterie-Regiment 46) am 12. Dezember 1917 und am 21. Januar 1918 unter der Rubrik: ‚Bisher vermisst, lt. Priv. Mitteilung: in Gefangenschaft, 10.8.1916‘ (vgl. Verein für Computergenealogie).

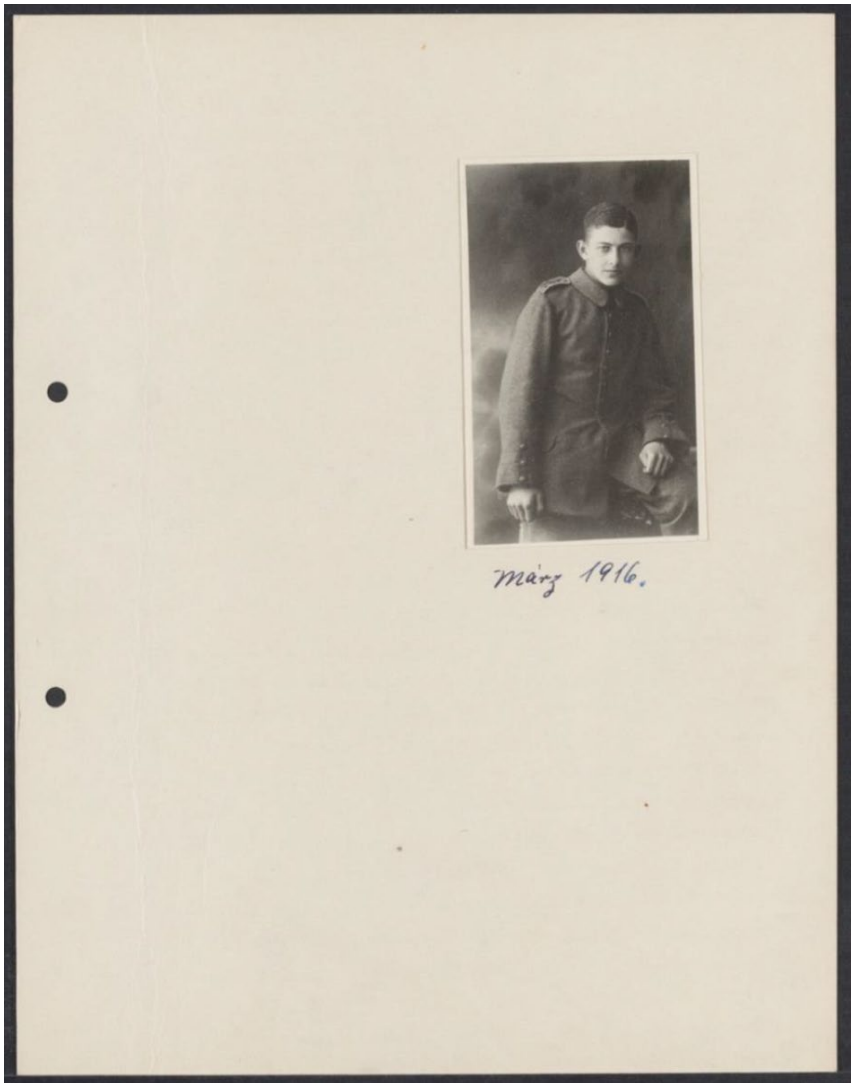


Abb. 29. Alfred Fabian, Manuskript, nach S. 11.
(Box: 5, Identifier: MS Ger 91, [58]). Houghton Library, Harvard University.

Als die Fahrt mehr als fünf Wochen später endete, wurde eine kleine Gruppe von Gefangenen, unter ihnen Alfred Fabian, in einem kleinen Ort in der Region Kuban (Fabian schreibt ‚Kubansky Oblast‘, also Verwaltungsbezirk), im nördlichen Kaukasus in der Nähe des Schwarzen Meeres, abgesetzt. Dort wurden

die Männer sofort zu Erntearbeiten eingeteilt. Dabei kam es allerdings nach nur wenigen Tagen zum Streit mit dem Bauern, der seine Zusage, ihnen Geld für Zigaretten zu geben, nicht einhielt. Aus dem Streit wurde ein Streik, der mit der Einlieferung der Gruppe in das örtliche Gefängnis sein Ende fand. Dieses Gefängnis wies die Besonderheit auf, dass die Zellen nicht abgeschlossen wurden, und sich die Insassen selbst verpflegen mussten, was Fabian besonders hervorhob:

„Nun lieber Leser frage ich Dich. ‚Kannst Du Dir ein Gefängnis mit Selbstverpflegung vorstellen?‘ Hier war es so. Jeder Gefangene erhielt pro Tag einige Kopeken. An jedem Morgen gingen 2 Gefangene mit einem Kosaken zum Markt, um für alle Mann einzukaufen. Da nun der Betrag sehr gering war, so reichte es meistens nur für Mohrrüben, Zwiebeln, Knoblauch und natürlich Brot. Hatte man sparsam gelebt, so konnte man sich in jeder Woche einmal Wurst leisten. Das einzige, was uns die Aufseher lieferten, war 2x täglich heißen Tee“ (AF, 25).

Nach und nach reifte bei Alfred Fabian der Entschluss, mit einigen anderen zusammen einen Fluchtversuch zu unternehmen. Obwohl der ‚Ausbruch‘ glückte, wurde die Gruppe, die über keinen weiteren Plan verfügte, nach zwei Tagen wieder eingefangen und in die Stadt zurückgebracht.

„Unsere sinnlose Flucht hatte leider Folgen für alle. Einige Tage später wurden wir auf einen Bauernwagen verladen und zur nächsten Stadt namens Tikaretskaja (vermutlich Tikhoretsk, eine kleine Stadt ebenfalls in der Region Kuban; DG) überführt und daselbst in das Polizeigefängnis eingeliefert“ (AF, 25).

Hier traf Alfred Fabian wieder auf andere, ihm zum Teil schon bekannte „Kriegsgefangene, die sich in irgend einer Form gegen die bestehenden Vorschriften vergangen hatten“ (ebd.). Die Mitglieder der Gruppe wurden nach kurzem Aufenthalt als Zwangsarbeiter in eine Zementfabrik mit angeschlossenen Steinbruch in den Kaukasischen Bergen verbracht. In dieser neuen Unterkunft hatten die Gefangenen das erste Mal seit langer Zeit die Möglichkeit, sich in einem grundlegenden Sinn um sich selbst zu kümmern.

„Unsere erste Beschäftigung war die Beschaffung eines großen Kessels, in dem wir unsere gesamte Kleidung auskochen wollten, um endlich mal die Läusezucht mit Brut loszuwerden. [...] Unsere Körper waren von unten bis oben mit tiefen Kratzwunden bedeckt, und viele hatten große Eiterbeulen am ganzen Körper. – Ärztliche Hilfe war nicht vorhanden, und so musste sich die Natur von selbst helfen“ (AF, 27).

Die Arbeit im Steinbruch – „Steine brechen und einladen“ – war anstrengend, aber zu leisten. Dennoch blieb Fabian misstrauisch, und als eines Tages der Befehl kam, dass er mit einigen Kameraden in die Fabrik versetzt werden solle, fürchtete er, dass man sie während der Fahrt umbringen wollte. „Das Gerücht lief herum, dass der Transport in die Fabrik bei Dunkelheit erfolgen sollte, und dass der zu durchfahrende Wald voller Bären sei, die wir auch bei entsprechender Windrichtung des Öfteren brüllen hörten“ (ebd.).

Fabian kam nun auf die Idee, den Transport in eigener Regie zu bewerkstelligen. Einem Kameraden, der einen Kranken spielen musste, wurde der Fuß verbunden, und die beiden benutzten die Drahtseilbahn, mit der üblicherweise die Steine abtransportiert wurden, um talwärts in die Fabrik zu gelangen.

„Mit klopfenden Herzen gleiteten wir in langsamer Fahrt über endlose Wälder, geradezu unheimlich tiefe Schluchten, ins Tal. Einen tiefen Eindruck hinterließ diese unheimliche Schönheit der Landschaft bei uns jungen Menschen. Ein einmaliges Erlebnis, Freude und Angst vermischt. Was würden unsere Eltern sagen, wenn sie dieses sehen würden; unverbesserliche Lausejungen, die das Herz voller Abenteuerlust hatten. [...] Unsere Ankunft in der Fabrik gestaltete sich zur Sensation“ (AF, 28).

Alfred Fabian gelang es, den Leiter der Zementfabrik entgegen aller Wahrscheinlichkeit von der ‚Notwendigkeit‘ dieser streng verbotenen Vorgehensweise zu überzeugen, u. a. indem er den Feldscher¹⁷⁴ und den herbeigerufenen Arzt, beide ebenfalls deutsche Gefangene, vor Beginn der Untersuchungen in den Schwindel einweichte. Auf diese Weise entging Fabian einer Bestrafung und kam mit einem Verweis davon.

Die Anstrengungen in der Fabrik waren nicht geringer als im Steinbruch. „Schwere Arbeit muss geleistet werden. Täglich 8 Waggons Steine klopfen. Nachtdienst an den Zementöfen. Nur einige Stunden Schlaf, schlechte Verpflegung. Dauernd angetrieben von Kosaken mit Knuten, an deren Enden Bleikugeln befestigt waren“ (AF, 30). Als sein bester Freund, Franz, Weihnachten 1916 wegen einer Kleinigkeit „grün und blau“ geschlagen und die Arbeitsleistung fortlaufend erhöht wurde, sann er mit vier Kollegen, „einem weiteren Deutschen, einem Wiener, und zwei Österreichern ruthenischer Abstammung“ (AF, 31), auf Abhilfe:

„Franz, Pawel, Ignatz und Jacob“, sagte ich, „so geht es nicht weiter. Die Posten tragen keine Schusswaffen, und wenn wir ihnen den Weg in ihre Behausung

174 Eine Person mit geringer medizinischer Ausbildung.

abschneiden, so können sie so schnell niemanden holen'. Also los, wir verschanzten uns hinter einem riesenhaften Steinhaufen, und mit einem fürchterlichen Steinbombardement wollen wir sie zwingen, unseren Forderungen nachzugeben. ‚Was wollen wir eigentlich‘, fragte der saudumme Franz! ‚Du Rindviech‘, sagte ich, ‚anständig zu fressen, menschliche Behandlung und mehr Freizeit zum Ausruhen‘“ (ebd.).

Nachdem alle 48 Kameraden, teils mit Worten, teils mit Drohungen, überzeugt werden konnten mitzutun, konnte der Aufstand beginnen. Die Meuterei hatte Erfolg, da die 15 Wächter, ohne an ihre Schusswaffen zu gelangen, nichts gegen den Steinhagel der Gefangenen ausrichten konnten. Nachdem auch der Leiter seinen Revolver erfolglos leergeschossen hatte, kam es zu Verhandlungen, in denen die Aufständischen neben der Zusicherung von Straffreiheit ihre Forderungen durchsetzen konnten.

Allerdings durfte der Leiter des Zementwerkes, sicherlich zu Recht, davon ausgehen, dass die fünf Rädelsführer sich weiterhin als potentielle Unruhestifter erweisen würden. So überrascht es nicht, dass diese nach einigen Wochen in dessen Büro bestellt und mit der Nachricht konfrontiert wurden, dass sie noch am gleichen Tag weitertransportiert werden sollten. Als Begleitung für diese Fahrt wurde auf eine bislang nicht bekannte Person verwiesen, die bei dem Gespräch erstmals zugegen war:

„Dieser Unbekannte flößte uns Grauen ein, denn er hatte eine eigenartige Aufmachung. Der Kerl, vielleicht 45 Jahre alt, war meiner Schätzung nach ca. 1,90 groß. Auf seinen Schultern ruhte ein großer Kopf mit einem feisten, schwammigen Mönchsgesicht. Er stank nach Wodka und machte überhaupt den Eindruck eines Säufers. Andererseits lag auch etwas Gutmütiges in seinem Gesicht. Bekleidet war er mit einem bis zu den Fußknöcheln hängenden schwarzen Cape. Den Kopf bedeckte ein riesenhafter schwarzer Kalabreser, und in der Hand trug er einen dicken Knotenstock. Alles in allem keine vertrauenswürdige Erscheinung. Alois (einer der Kameraden; DG) bemerkte, ‚der Kerl sieht aus wie ein verkommener Künstler, der seine Bilder nicht verkaufen kann‘. ‚Du Arschloch, blödes‘, fluchte Franz, ‚wie ein Henker sieht er aus, und ihr werdet sehen, dass ich wiedermal recht habe‘. Leider oder G.s.D. (Gott sei Dank; DG) hatte Franz niemals recht...“ (AF, 35f.).

Die Reise erfolgte zunächst mit der Bahn, ‚im Coupé 3. Klasse‘. Spät in der Nacht erreichte die Gruppe den „herrlichen Bahnhof“ von Jekaterinodar (heute: Krasnodar), von wo aus es zu Fuß weiterging. Mehr als 90 Minuten liefen sie aus der Stadt hinaus, dann über Felder, und schließlich durch einen dichten

Wald. Einige aus der Gruppe hatten Angst, dass es ihnen in der Dunkelheit „an den Kragen gehen“ könne und überlegten, ob sie ihren Führer nicht präventiv ausschalten sollten. Kurz bevor eine Entscheidung getroffen werden konnte, sahen sie in der Ferne einige beleuchtete Gebäude, sodass sie den Plan nicht umsetzten. Alfred Fabian schließt diese Episode mit einer Bewertung des bis dato Unbekannten ab und beweist damit, dass er seine Vorurteile durchaus revidieren konnte.

„Gleich an dieser Stelle will ich’s sagen: Unser Riese, der angebliche Henkersknecht, war ein gutmütiger, anständiger Mensch, der unser Bestes stets im Auge hatte. Die nächsten Wochen sollten uns zeigen, was der Riese mit dem Kinderherzen alles für uns tat. – Es begann eine Zeit schöner, mir bis heute unvergesslicher Stunden“ (AF, 39).

Nach und nach wurde den Strafgefangenen deutlich, dass sie sich auf einer landwirtschaftlichen Ackerbauschule befanden. „Hier erlernten die Söhne wohlhabender Eltern die Landwirtschaft“ (AF, 39) – und ‚der Riese‘ war der Inspektor des Gutes.

Auch hier war die Arbeit schwer, aber aufgrund der insgesamt zufriedenstellenden Bedingungen durchaus zu bewältigen:

„Früh um 4 Uhr täglich aufstehen und den Pferdestall ausmisten. Jeder von uns erhielt 2 Pferde zum Putzen und Sauberhalten. Die restlichen Pferde wurden von Russen betreut. Diese Arbeit dauerte ca. 1 Stunde, und dann konnten wir uns nochmals hinlegen und zwar bis zum Frühstück um 7 Uhr. Anschließend ging es an die Arbeit. Meistens arbeiteten wir gemeinsam, pflügten, eggen, säten, rodeten, je nachdem, was notwendig war. Das Vesper wurde zur Arbeitsstelle gebracht, und zum Mittagessen fuhren wir nach Hause. Abends um 5 Uhr war Arbeitsschluss. Die Pferde wurden nochmals getränkt und anschließend gefüttert. Der Rest des Tages gehörte uns, wir waren vollkommen frei“ (AF, 45).

Aber auch diese Zeit ging vorbei. Obwohl Alfred Fabian die Arbeit als sehr gut, sauber und mit viel Freizeit verbunden beschreibt (vgl. AF, 50), machte sich bei ihm eine innere Unruhe breit. Um deren Entstehung erklären zu können, führt er zunächst einige wichtige gesamtgesellschaftliche Rahmendaten ein:

„Das Jahr 1917 hatte in Russland manche Veränderung gebracht, wenngleich auch hier noch einigermaßen Ruhe herrschte.
Der Zar war nicht mehr (er musste in der Februarrevolution abdanken; DG)

Kerensky, ein ehemaliger Anwalt, hatte im März die Regierungsgewalt übernommen.¹⁷⁵

Es dürfte kaum glaubhaft sein, wenn ich schreibe, dass wir nichts vom Ende des deutsch-russischen Krieges erfahren hatten. Erst Anfang 1918 wurde uns bekannt, dass am 15.3.1917 (sic) der Waffenstillstand mit Russland geschlossen wurde“ (AF, 51).¹⁷⁶

Fabian musste feststellen, dass es auch in der Kaukasus-Region bald mit der Ruhe vorbei sein würde. Revolutionäre Gruppen zogen durch die Stadt und demonstrierten gegen ‚Knote und Hunger‘. Er ließ sich über die revolutionären Vorgänge aufklären und konstatierte. „Wohl hatte ich Sehnsucht nach Hause, jedoch die Sehnsucht nach Erlebnissen überschattete dieses Verlangen“ (AF, 51). Und erneut folgte die sich ihm aufdrängende Entscheidung dem bereits bekannten Muster: Im Zweifel für das Risiko. In seinen Worten.

„Die sich immer mehr durchsetzende politische Beeinflussung trug langsam und sicher ihre Früchte. Obgleich ich mich zum Politiker nicht geeignet fühlte, so besaß ich größte Eignung zum politischen Kämpfer. Ich liebte den Kampf und die Gefahr, das Auf und Ab des Lebens. Das Leben auf der Schule war mir zu eintönig, und so entschloss ich mich zur Flucht. [...] Vom Beschluss bis zur Ausführung war bei mir nur ein kurzer Weg“ (AF, 53).

Ein ehemaliger Ulanen-Offizier aus der Stadt, bei dem er wohnen und arbeiten konnte, half ihm bei der beschwerlichen Flucht. So kam es, dass er bald in dessen Auftrag aus Knochen Ringe fertigte und diese abends in der Stadt vertrieb. Ein anderer Bekannter, ein Koch, verschaffte ihm eine Schlafmöglichkeit in seiner Küche – unter dem großen Küchentisch, wo es warm und sauber war. Es folgte „eine Anstellung als Klavierspieler in einem kleinen Kino“ (AF, 54). Diese Arbeit verlor er, als er den anderen Kriegsgefangenen den Eintritt ohne Bezahlung ermöglichte. Schließlich hielt er sich damit über Wasser, dass er zur Mittagszeit in einem Restaurant für ein Trinkgeld Klavier spielte.

Schließlich erfasste der Bürgerkrieg auch den Kaukasus und griff auf die Gegend um Jekaterinodar über.

175 Alexander Fjodorowitsch Kerenski war 1917 für einige Monate Vorsitzender der Übergangsregierung; während der Oktoberrevolution wurde er wiederum gestürzt.

176 Tatsächlich trat der Waffenstillstand am 15. Dezember 1917 in Kraft; am 3.3.1918 wurde der Friedensvertrag von Brest-Litowsk unterzeichnet und am 15.3.1918 vom Außerordentlichen Sowjet Kongress in Moskau ratifiziert.

„Die Oktober-Revolution drang nunmehr auch hierher. In der Gegend der Stadt spielten sich Kämpfe zwischen Kadetten (d. h. der Weißen Armee, hergeleitet von der weißen Uniform der Absolventen von Militärschulen im zaristischen Russland; DG) und Bolschewisten ab. Alles war in Aufregung. Die Bevölkerung kopflos. Nachts hörten wir den Kanonendonner, und die Stadt war Niemandsland“ (AF, 55).

Es dauerte nicht lange, bis die bolschewistischen Truppen, „bunt durcheinandergewürfelt, vollkommen verschieden uniformiert“ (AF, 56), die Stadt erreichten. Der Empfang durch die Bevölkerung war, obwohl es sich um eine ‚wilde Horde‘ handelte, überwältigend. Auch Fabian fand Gefallen an den eingerückten Soldaten – und auch an den Überzeugungen der Bolschewisten. Er war 20 Jahre alt und beschreibt sich an dieser Stelle seines Manuskripts als „politisch in jeder Hinsicht ungeschult“ (ebd.).

Schnell gelang es ihm, im Restaurant eine Anstellung als Brotschneider für die täglich zu versorgenden etwa 1200 Soldaten zu finden. Auf dem Klavier spielte er nun Revolutionslieder. Zudem lernte er eine junge, frisch verheiratete Frau kennen, deren Mann „vom Spielteufel besessen“ war und diese vernachlässigte. Für Fabian war es nicht die erste intime Beziehung zu einer Frau in Russland, aber jetzt sprach er von seiner ersten großen Liebe.

Die militärische Lage verschlechterte sich rapide, als die Weiße Armee unter dem Oberbefehl von Lawr G. Kornilow im April 1918 die Stadt angriff. „Tag und Nacht donnerten die Geschütze. [...] Der Kampf begeistert mich“, und als es darum ging, für die Rote Armee Granaten an die Geschütze zu bringen, beteiligte sich Alfred Fabian sofort. „Der Kampf tobte [...] 2 Tage, und die Rote Front hielt stand“. Dann kam das Gefecht zu einem plötzlichen Ende. In den historischen Quellen heißt es dazu, dass Kornilow in seinem Hauptquartier durch einen Granatentreffer tödlich verwundet wurde, und seine Soldaten daraufhin die Flucht ergriffen. Sein Leichnam wurde von den Bolschewisten in die Stadt gebracht und ‚vorgeführt‘. Alfred Fabian beschreibt dies aus der Perspektive des Teilnehmers wie gewohnt äußerst plastisch.

„Angeblich hatte man die Leiche des Generals gefunden. Der Kopf wurde ihm abgeschnitten und auf Bajonette aufgespießt und im Triumphzug durch die Stadt getragen. Man wollte Genugtuung für die all‘ die Opfer. Später erzählte man sich, dass es überhaupt nicht der Kopf des Generals gewesen sein soll. Angeblich hatten die Kadetten die Leiche ihres Führers mitgenommen. [Jedenfalls]: Der Kampf war zu Ende, und die Bolschewisten hatten gesiegt. Kornilow mit seiner Armee war vernichtet. In der Stadt wurde gefeiert. Der Wodka floss

in Strömen. Im Suff wurde geschossen, ganz gleich wohin. Ein Menschenleben spielte keine Rolle“ (AF, 60).

Alfred Fabian hatte während seiner Unterstützung der Roten Armee (Garde) gute Freunde gefunden, die ihn überzeugten, wieder Soldat zu werden. Und so

„wurde aus dem deutschen Kriegsgefangenen Alfred Fabian der Stabsangehörige der Roten Armee Feodor Bergen; [...] mit Stolz trug ich das damalige Abzeichen der Roten Armee. Dieses war ein an der rechten Seite unter der Koppel zu tragender, geflochtener Silberkranz mit rotem Samtband durchzogen“ (AF, 61).

Und dieser „Feodor Bergen wurde Stabszeichner“ (AF, 62). In der neuen, einflussreichen Position sorgte er umgehend dafür, dass der Mann seiner „großen Liebe“ gemustert und in eine andere, 200 Kilometer entfernte, Stadt versetzt wurde. Auch Fabian alias Bergen musste seinen Dienst in dem etwa 80 Kilometer entfernten Ort Krymsk antreten. Von dort aus konnte er allerdings regelmäßigen Kontakt zu seiner Freundin halten, die ihn auch besuchte.

Nach einiger Zeit flammten die kriegerischen Handlungen wieder auf, und die Armee der ‚Kadetten‘ näherte sich erneut der Stadt. Alfred Fabians Auftrag lautete, den Bahnhof zu verteidigen, was er auch erfolgreich ausführte.

„Als am nächsten Morgen gemeldet wurde, dass ein Panzerzug von Kadetten durchgebrochen war, ließ ich sofort einige Lokomotiven mit Anhängern los, um dadurch den Schienenstrang zu zerstören. Der Panzerzug war auf dem gleichen Gleis gemeldet und so bestand die Möglichkeit des Zusammenstoßes. Das Glück war auf unserer Seite, denn beide Züge stießen zusammen“ (AF, 67).



Alfred 1818

Abb. 30. Alfred Fabian, Manuskript, nach S. 60.
(Box: 5, Identifier: MS Ger 91, [58]). Houghton Library, Harvard University.



August 1918

Abb. 31. Alfred Fabian, Manuskript, nach S. 76.
(Box: 5, Identifier: MS Ger 91, [58]). Houghton Library, Harvard University.

Umso größer war seine Überraschung, als er am nächsten Morgen aufwachte, und der Stab unter Mitnahme aller Unterlagen, aber auch der Pferde und ohne jegliche Nachricht, verschwunden war. Rasch ,organisierte‘ Alfred Fabian zusammen mit einem Kameraden, der ebenfalls ,vergessen‘ worden war, auf dem

Markt ein Gespann mit zwei Pferden und machte sich gemeinsam mit dem Eigentümer des Fuhrwerks, einem Bauern, „im Schweinsgalopp“ auf die Flucht. Das Ziel war die Hafenstadt Noworossijsk am Schwarzen Meer, die zuvor als Sammelpunkt für einen möglichen Notfall bestimmt worden war. In der Stadt traf Fabian tatsächlich auf einige Kameraden, denen ebenfalls die Flucht gelungen war. Zu seiner großen Überraschung bemerkte er darüber hinaus, dass im Hafen ein deutsches Kriegsschiff vor Anker lag: Die „F.D. 26 der Flachbodenflotille Kertsch“ (AF, 74).¹⁷⁷

„Sehnsucht nach der Heimat stieg in mir auf. – Die Eltern, wenn sie wüssten, dass das Leben ihres Sohnes mehr denn je in Gefahr war. Ich, der Sohn eines national denkenden Vaters, bei der Roten Armee, dem wohl größten Gegner unseres Vaterlandes. Verrat an Deutschland. Obgleich ich von den Idealen unseres Kampfes überzeugt war, in diesem Augenblick fühlte ich mich als der geratene Sohn, der ich – der Erziehung entsprechend – evtl. auch war“ (ebd.).

Als erkennbar war, dass ein Angriff der Weißen Armee bevorstand, und die ersten Granaten im Stadtgebiet einschlugen, musste sich Alfred Fabian für eine Seite entscheiden. Und als das Schiff, das in der Nacht den Hafen aus Sicherheitsgründen verlassen hatte, vormittags wieder am Pier anlegte, ging er an Bord und meldete sich in strammer Haltung beim Kapitän:

„Aus russischer Gefangenschaft entflohen, stelle ich mich der Deutschen Armee zur weiteren Verwendung zur Verfügung. Ich war keineswegs von dem Wert meiner Worte überzeugt, aber mir blieb keine andere Wahl, um von vornherein vertrauenswürdig zu erscheinen, übrig“ (AF, 78f.).

Und das Unwahrscheinliche geschah erneut: Fabian wurde als Dolmetscher verpflichtet und als Matrose eingekleidet. „An diesem Tag wurde aus dem russischen Stabszeichner Feodor Bergen der deutsche Matrose Alfred Fabian“ (AF, 79). Noch am gleichen Tag begleitete er seinen Vorgesetzten in die Stadt und übersetzte das Gespräch mit dem in die Stadt eingezogenen Kommandanten der Kadetten. Alles verlief gut, der Kapitän war mit ihm zufrieden und fragte, ob er bereit sei, als Dolmetscher in die Deutsche Marine einzutreten.

„Freudestrahlend schrieb ich am 1.9.1918 meinen Eltern, dass ich nach gelungener Flucht aus der russischen Gefangenschaft nunmehr in den Dienst

177 Diese Angabe konnte ich nicht verifizieren.

der Kaiserlichen Marine eingetreten sei. Die Möglichkeit eines regelmäßigen Briefwechsels mit dem Elternhaus war nun gegeben“ (AF, 81).

Seine Freundin, ‚seine große Liebe‘, sah er nie wieder.

Die Tätigkeit als Übersetzer beschreibt Fabian sehr sachlich und distanziert, als die Erledigung einer interessanten Aufgabe. Ohne weiteren Kommentar und vor allem ohne Ironie, da hier ‚der Bock zum Gärtner gemacht wurde‘, begründet er seine Aufgabe, Genehmigungen für Überfahrten in die von den deutschen Truppen besetzten Orte zu erteilen.

„Der Grund dieser streng durchgeführten Maßnahme war, dass unter allen Umständen vermieden werden musste, bolschewistischen Agitatoren die Möglichkeit zu geben, ihre zersetzende Tätigkeit innerhalb deutscher Truppenteile zur Durchführung zu bringen“ (AF, 82).

Aber damit nicht genug. Da den meisten Antragstellern die Genehmigung zur Überfahrt verweigert wurde, wurde Fabian Teil einer Matrosengruppe, die gegen Entgelt, und zwar „zu enormen Preisen“, Mitfahrgelegenheiten an ‚blinde Passagiere‘ vermittelte. All dies kam an sein Ende, als sein Gesuch zur Aufnahme in die Marine nicht genehmigt und er kurzfristig in ein Rückkehrlager in der Nähe von Kiew beordert wurde. Fabian trauerte kurz, fand sich dann aber rasch mit den neuen Umständen ab.

Im Lager angekommen, fiel ihm sofort die große Unrast auf; vor allem die Offiziere waren nervös, denn

„die Vorboten der Revolution waren einerseits von Deutschland, andererseits von Russland hierher gedrungen“ (AF, 99) [...] „Gehorsamsverweigerungen waren an der Tagesordnung. [...] Die Insassen des Lagers waren ausschließlich Menschen, die aus der Gefangenschaft zurückgekehrt waren. Manche hatten ca. 4 Jahre in sibirischen Lagern geschmachtet, andere wieder waren krank oder durch Unfälle verschiedener Art zu Krüppeln geworden. Anders natürlich die ganz jungen Jahrgänge, welche mehr oder minder bolschewistisch infiziert waren“ (AF, 100).

Schließlich griffen die revolutionären Unruhen auch auf das Lager über. Ein Soldatenrat, dem Fabian angehörte, etablierte sich, und der Kommandant wurde aufgefordert, das Lager zu verlassen. Zentral für die Meuternden war eingedenk der Tatsache der großen Umwälzungen in der Heimat, dass die Rücktransporte zügig abgewickelt werden konnten. Auch Alfred Fabian war Ende November 1918 an der Reihe und trat die Heimreise nach Berlin an.

„Erinnerungen steigen in mir auf. Vor mehr als 2 Jahren war ich als Kriegsgefangener kurz nach Gefangennahme hier auf kurze Zeit interniert. Wie hatte sich die Zeit verändert, und was hatten mir diese Jahre gebracht! Noch als halbes Kind war ich in den Krieg gezogen und war heute ein tatendurstiger Mann, dem der Wind in allen Stärken um die Nase gepiffen hatte. Eine Kämpfernautur, die sich vor Gott und der Welt nicht fürchtete. Ob natürlich die Art, sich durchzusetzen, richtig war, wage ich heute nicht zu entscheiden. Fest stand das eine, dass die durchgemachte Schule für den späteren Lebenskampf mich hart und rücksichtslos gemacht hatte, und das war notwendig, um sich in den kommenden Nachkriegswirren zu erhalten und um die Schwere jener Zeit zu bestehen“ (AF, 100f.).

4. „Die Wirren der Nachkriegszeit“ (AF, 108a)

Über Königsberg, das am 7. Dezember 1918 erreicht wurde, ging es weiter nach Berlin, wo der Zug mit den Heimkehrern am 10. Dezember im Bahnhof Tempelhof eintraf. Fabian machte sich, versehen mit einem großen Sack an Lebensmitteln („Zucker, Mehl und Konserven“) auf den Weg nach Hause. Der Empfang durch die Eltern und die beiden Schwestern war herzlich, und für kurze Zeit herrschte Harmonie vor. Aber nur für kurze Zeit. Denn bald traten die alten Konflikte wieder auf: Auf der einen Seite der Vater, der Gehorsam forderte, auf der anderen Seite Alfred Fabian, der als Kriegsheimkehrer mehr als je zuvor auf seine Unabhängigkeit pochte. Verschärft wurde dieser Konflikt noch dadurch, dass Alfred Fabian sich weigerte, seine Uniform abzulegen. „Sie war das A und Z (sic) meines Lebens geworden, denn sie verkörperte die Revolution“ (AF, 107). Darüber hinaus fand er rasch Anschluss an die revoltierenden Matrosenbataillone. „Zu dieser Zeit spielten sich im Elternhaus fürchterliche Szenen ab“ (ebd.).

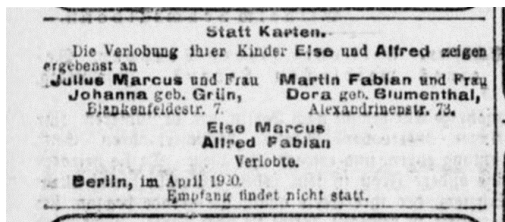
Da sein ehemaliger Chef verpflichtet war, ihn erneut einzustellen, nahm er seine alte Tätigkeit wieder auf. Allerdings ging dies nicht lange gut. Als ein Reisender, der nicht im Krieg gewesen war, ihn, die Soldaten im Allgemeinen und die revoltierenden Matrosen im Besonderen, heftig kritisierte, wurde er von Fabian verprügelt, was seinen Chef wiederum veranlasste, ihn, der im Übrigen immer noch seine Marineuniform trug, zu entlassen. Fabian schloss sich nun der Revolutionsbewegung und damit der Marinedivision ‚mit Leib und Seele‘ an und beteiligte sich an den Aufständen in Berlin im Dezember 1918 und März 1919 (den Kämpfen um den Königlichen Marstall, in dem die Marinesoldaten untergebracht waren, sowie den Kämpfen in der Stadtgemeinde Lichtenberg; DG).

Fabian geht in diesem Zusammenhang weder auf die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg am 15. Januar 1919 ein noch auf die Wahl zur Deutschen Nationalversammlung vom 19. Januar 1919. In seiner zornigen Auseinandersetzung mit seinem zu Kompromissen bereiten Vater verdeutlichte er allerdings, worin er den fundamentalen Fehler der neuen Republik sah. Mein Vater

„merkte nicht, dass man die Republik auf dem alten Fundament aufbauen wollte. (In dieser Beziehung dürfte es der Nationalsozialismus richtiger gemacht haben, ob richtig oder falsch. Seinen Zielen entsprechend werden alle tragenden Grundpfeiler von ihren Leuten gestellt, auch wenn diese ihre Ämter nicht voll ausfüllen konnten und oft abgelöst werden mussten). Die Sozialdemokratie jedoch übernahm einen sehr großen Teil der Beamten, die bereits in der Kaiserzeit ihre Unfähigkeit unter Beweis gestellt hatten. Verkalkte Tattergreise sollten die Republik aufbauen. Menschen, die alles aus früherer Zeit übernommen hatten und selten für etwas Neues außerhalb ihres Rahmens liegenden Verständnis hatten“ (AF, 107f.) Und in der Beschreibung einer möglichen Vorgehensweise wird er noch deutlicher. „Mir waren zur Erreichung eines politischen Zieles die russischen Methoden geläufig“ (ebd.).

Arbeitswillig, aber ohne die Chance, einen Verdienst zu erzielen, und im permanenten Streit mit dem Vater liegend, suchte Fabian das im Krieg versäumte Amüsement nachzuholen und geriet bald in „unpassende Gesellschaft“ (AF, 111). Als sich die Konflikte mit dem Vater noch weiter steigerten, entschloss er sich, aus der elterlichen Wohnung auszuziehen. Ohne Geld und Arbeit war er obdachlos, die Nächte verbrachte er in „Kaschemmen irgendwelcher Art“ (AF, 112). Nachdem er sich zunächst als Vertreter für Stoffe versucht hatte, wandte er sich nach dem Kennenlernen eines tschechischen Malers mit einigem Erfolg dem Bilderhandel zu.

In diese Zeit fällt wohl auch seine Verlobung, die er im Manuskript allerdings nicht erwähnt.¹⁷⁸



178 Auch sonstige Angaben über seine Verlobte und die Beendigung der Beziehung fehlen.

Tagsüber arbeitete, abends und nachts feierte er – und entspricht damit einem Bild aus dem Berlin der 1920er Jahre, das vertraut ist. Dass sich sein Leben dabei in einer gesellschaftlichen Grauzone bewegte, war ihm bewusst. „Mag auch der beschrittene Weg nicht immer restlos einwandfrei gewesen sein, so bewegte er sich doch an der Grenze des Erlaubten“ (AF, 112). Dass dies vermutlich so nicht zutraf, geht daraus hervor, dass er ‚wegen Unterschlagung zu einer Geldstrafe und wegen Diebstahl zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurde‘ – allerdings müssen diese Aussagen mit besonderer Vorsicht behandelt werden, da sie nach 1933 von der NS-Presse verbreitet wurden. Dazu später mehr.

Im Mai 1923 heiratete Alfred Fabian eine „Tänzerin russischer Abstammung“ (ebd.); doch die Ehe hielt nicht lange. „Sie war zu schön, um treu zu sein“ (ebd.). Nach der Scheidung war ihm Berlin „verekelt“, und es zog ihn nach Dresden.

„Dresden gefiel mir gut, und ich beschloss, in dieser Stadt mein Glück zu versuchen“. Aber: „Die sich immer mehr erschwerende Wirtschaftslage verschlechterte mein Geschäft derart, dass ich gezwungen wurde, dieses auch an den Nagel zu hängen. Die Jahre 1924/25 brachten ein ewiges Auf und Ab. Der Kampf um das tägliche Brot war hart und schwer. Andererseits aber fühlte ich in mir die unbedingte Fähigkeit zu größeren Leistungen, und ich suchte und suchte, um endlich mal einen Beruf ergreifen zu können, der eine Ausbaufähigkeit für die Zukunft besaß“ (AF, 113).

Die Rettung aus dieser Tristesse erfolgte für ihn, als er in der für ihn fremden Stadt eine Frau kennenlernte. Exakt benennt er das Datum des ersten Treffens, den 11. Februar 1926, spricht von ‚der unsagbaren Liebe zu diesem goldigen Menschen‘ und davon, wie er sich gegenüber der Mutter seiner neuen Frau durchsetzt, sodass die Trauung schließlich am 27. November 1926 vollzogen werden konnte. Obwohl Alfred Fabian keine feste Anstellung fand und sich mit Aushilfstätigkeiten über Wasser hielt, war das junge Paar zufrieden. „Alle möglichen Vertretungen nehme ich an. Überall das Gleiche. Restlose Ausnutzung der Arbeitskräfte“ (AF, 113f.).

Um den Anschluss an die politischen Entwicklungen nicht zu verlieren, trat Fabian in einen Arbeitersportverein ein, in dem auch intensive politische Debatten geführt wurden. Als Fazit aus diesen vielen Diskussionen hält er für sich fest: „Klar und aufrecht sah ich (mein) bisher verpfushtes Leben“ (AF 114).

5. „Das Jahr 1927 brachte dann eine Wendung“ (AF, 115).

Am 15. September 1927 trat Alfred Fabian seine erste feste Arbeitsstelle seit der Rückkehr aus dem Krieg im Dezember 1918 an. Der Direktor des Sächsischen Filmdienstes vermittelte ihm eine zwar nicht gut bezahlte, aber ausbaufähige Stelle im Außendienst. Die

„Firma beschäftigt sich mit dem Projektionsapparatebau und dem Vertrieb von Filmstreifen zu jedweden Vortragszwecken. Ein Riesenarchiv von Filmstreifen war vorhanden. [...] Die Abnehmer waren Schulen, Behörden, Organisationen, Vereine und die Evangelischen Pfarrämter“ (AF, 115).

Alfred Fabian war 30 Jahre alt. Und wir werden Zeuge einer beruflichen Erfolgsgeschichte. Die Filmindustrie insgesamt boomte und erhielt durch die Einführung des Tonfilms im Jahr 1927 noch einen zusätzlichen Schub. Alfred Fabian hatte Freude an seiner Arbeit, er lernte schnell, sowohl was seine Produkte anging als auch, wie er mit den Kunden umgehen konnte.

„Von früh bis spät in die Nacht hinein arbeite ich. Entweder komme ich erst spät mit dem Auto von einer Tour heim, oder ich sitze im Büro und arbeite dort. Meine Frau sehe ich nur einige Minuten morgens beim Kaffee. Auch die meisten Sonntage arbeite ich in der Werkstatt“ (AF, 116).

In Berlin begegnete er seinen alten Kameraden vom Roten Frontkämpferbund (RFB), der paramilitärischen Schutztruppe der KPD in der Weimarer Republik. Er versprach ihnen, Projektoren zu liefern, obwohl es unklar war, inwieweit diese bezahlt werden konnten. Fabians deutschnational gesinnte Chefs willigten in das Geschäft, wenn auch zögerlich, ein – denn sie hofften, Geld zu verdienen. Da er auf seine Provision verzichtete, wurde das Geschäft für alle Beteiligten ein Erfolg. – Propagandafilme für den RFB ließ Fabian schließlich an anderer Stelle fertigen.

Nach und nach schaffte es Alfred Fabian, nicht nur den RFB, sondern auch so unterschiedliche Gruppen wie die Gewerkschaften, die evangelische Kirche und die Reichswehr zu beliefern. Und im Mai 1929 gelang es seiner Firma, auch mit der katholischen Kirche einen Vertrag abzuschließen. Dazu wurde eine eigene Einrichtung, die St. Benno Bildkammer e. V., gegründet. Den Vorsitz übernahm pro forma der Chemnitzer Kaplan T., tatsächlich leistete die Firma die gesamte Arbeit. Ich zitiere dazu Alfred Fabian etwas ausführlicher.

„Eine fieberhafte Arbeit setzt ein. Tag und Nacht werden unter Mitarbeit von T. Filmstreifen hergestellt. Noch im gleichen Jahr geht ein Riesen-Katalog in

einer Auflage von 20.000 Stück an den gesamten Klerus heraus. Der Grundstock für das katholische Filmbandarchiv ist gelegt.

Ich gehe nun auf die Reise und besuche jetzt fast nur noch Kleriker jeder Art. Pfarrer, katholische Lehrer, Jugendführer, Klöster und außerdem alle caritativen Verbände. Ich bin der Verbindungsmann zwischen dem Verein und dem Klerus. Dieser begrüßt die Gründung der nunmehr geschaffenen Lichtbildstelle, die nur ganz allein ihrem Zweck dient. Jeder kann seine Wünsche äußern und an der Schaffung von Vortragsfilmen mitarbeiten.

Zur Vorführung dieser Filmstreifen brauchen Sie natürlich Apparate, und wer diese einmal hat, muss nun laufend Filmstreifen bestellen. Fast jeder Pfarrer schafft sich einen Apparat an. [...]

Ich selbst habe auf der Reise riesenhafte Erfolge. Lerne prominente Zentrumsleute kennen. Werde von Bischöfen in Audienz empfangen. Alle begrüßen freudig ihre neue Lichtbildstelle, natürlich in dem Glauben, dass die Leitung und auch der Außendienst in (den) Händen von Katholiken liegt. [...] Ich bekomme einen genauen Einblick in die Machinationen des Klerus. Das religiöse und auch das private Leben der Pfarrer offenbart sich mir“ (AF, 119f.).

Alfred Fabian befand sich auf dem Höhepunkt seiner beruflichen Karriere. Er stieg zum „Chefvertreter“ nicht nur für den Filmdienst, sondern auch für den ‚Deutsch-Evangelischen Filmdienst e. V.‘ sowie für die ‚St. Benno Bildkammer für das katholische Deutschland e. V.‘, auf. Allerdings zahlte er für diesen Erfolg einen Preis, mit dem er nicht gerechnet hatte.

Alfred Fabian nimmt diese Entwicklung zunächst in einem Satz vorweg: „Meine Frau kann sich alles leisten, aber ihr Mann wird ihr fremd“ (AF, 120). Während einer längeren Dienstreise in Süddeutschland schrieb ihm seine Frau „eigenartige Briefe. Aus allem spricht die unverstandene Frau“ (AF, 121). Spontan brach er die Reise ab und fuhr sofort zurück nach Dresden. Dort traf er auf eine leere Wohnung, seine Frau war ausgezogen, hatte ihre Sachen mitgenommen und das Sparkonto geleert. Am nächsten Tag ‚stellte er die Arbeit ein‘ und machte sich auf die Suche nach seiner Frau. Es ist der 28. Oktober 1930.

Fabian hat eine Vermutung. Er glaubt, dass Herr B., ein flüchtiger Bekannter, hinter der Aktion steckt. Er meldete seine Frau bei der Polizei als vermisst und suchte in verschiedenen Orten nach ihr, zunächst in Glauchau im Erzgebirge, dem Wohnort des Bekannten, dann in Berlin, und wieder in Dresden. In der Zeitung erschien ein Bild „mit dem Titel ‚Wer kennt diese Frau?‘ In Dresden wurden Bilder mit dem Vermerk plakatiert ‚Wer hat diese Frau gesehen?‘“ (AF, 124). Alles ohne Erfolg. Weihnachten und Neujahr gingen vorüber. Am 6. Januar 1931 erfuhr er von einem Detektiv, den er mittlerweile eingeschaltet

hatte, „dass eine Spur nach Halle führt“. Er machte sich überstürzt auf den Weg, aber die angegebene Adresse existierte nicht. Er will weiter, nun wieder nach Glauchau; auf dem Weg dorthin erkundigte er sich bei der Polizei in der kleinen Stadt Meerane in der Nähe von Zwickau, ob neue Erkenntnisse vorlägen, und erhält einen ersten Hinweis. Seine Frau war dort bis vor kurzem unter ihrem Mädchennamen gemeldet. Jetzt sei sie ‚unbekannt verzogen‘. Die Vermieterin konnte den Mann beschreiben, mit dem seine Frau die Wohnung verlassen hatte – und die Beschreibung erhärtete seine Vermutung, dass es sich um Herrn B. handelt, sodass er weiter nach Glauchau fuhr.

Als er dort zusammen mit einem Freund und dem engagierten Detektiv eintraf, erkannten sie den ‚Verdächtigen‘ auf der Straße und folgten ihm, bis er in einem Mietshaus verschwand. Der Detektiv machte sich auf Weg und stellte fest, dass sich Fabians Frau in einem möblierten Zimmer im 5. Stock des Hauses, zusammen mit Herrn B., aufhielt. Der Detektiv konnte die beiden zu einem gemeinsamen Treffen in seinem Büro überreden. Nach deren Eintreffen richtete sich Fabian sofort an seine Frau.

„Ich frage Dich, willst Du mit mir nach Dresden kommen, oder willst Du hier bleiben? (Herr) B. will sprechen, aber ich ersuche ihn energisch, kein Wort dazwischen zu reden. Meine Frau antwortet: ‚Jawohl, ich komme mit‘, und bricht weinend zusammen“ (AF, 125).

Gleich am nächsten Morgen fuhr Alfred Fabian erneut ‚auf Tour‘ – diesmal zusammen mit seiner Frau. Die Reise gestaltete sich zunächst beschwerlich. Zu viel war vorgefallen. Erst nach und nach begann seine Frau zu reden: Davon, wie Herr B. sich Geld von ihr geborgt hatte, immer mehr, bis er dieses Geld dann nicht mehr zurückzahlen konnte oder wollte, wie sie dann aus Angst vor Alfred Fabian die Wohnung verließ, und wie schließlich aus dem Beisammensein mit Herrn B. so etwas wie Liebe entstand. Mehr noch, Herr B. hatte es verstanden, Alfred Fabians Frau einzureden, dass ihr Mann ihr Schwefelsäure ins Gesicht gießen wolle und hatte ihr, zu ‚ihrer Verteidigung‘, einen Revolver mit folgendem Hinweis mitgegeben: „Wenn (Dein Mann) auf der Bildfläche erscheinen sollte, soll sie sofort schießen. Eine Kugel ist bereits im Lauf“ (AF, 127). Darüber hinaus berichtete seine Frau, dass Herr B. zusammen mit einem Freund einer NS-Organisation angehöre und dass die beiden noch mehr Waffen in ihrem Besitz hätten. Alfred Fabian brachte dies alles kurzentschlossen zur Anzeige und erreichte eine Verurteilung „aller Beteiligten zu einer höheren Geldstrafe wegen Waffenbesitz. Waffenhandel konnte ihnen nicht nachgewiesen werden. (Die Gerichte waren schon 1931 sehr zaghaft)“ (AF, 128).

Obwohl sich das Zusammenleben mit seiner Frau wieder normalisierte, und die Geschäfte sehr gut liefen, stellte sich bei Fabian keine ‚innerliche Ruhe‘ ein. Die politischen Verhältnisse bedrückten ihn, vor allem, da seine beiden Chefs „sich immer mehr in das Nazifahrwasser begaben“ (AF, 129). Zudem zeigte sich, dass ein langjähriger Freund, der ihn bei der Suche nach seiner Frau unterstützt hatte, und den er daraufhin in seiner Firma beschäftigte, Intrigen gegen ihn spann, wobei er auch auf Fabians antifaschistische Haltung aufmerksam machte. Aufgrund dieser Belastungen dachte Fabian darüber nach, sich selbständig zu machen. Akut wurde diese Überlegung dadurch, dass weitere Vertreter in der Schweiz, einem Gebiet, das ihm zugesprochen worden war, tätig werden sollten. Fabian sabotierte dieses Vorhaben, akquirierte die Aufträge selbst, gab diese aber nicht an die Firma weiter. Vielmehr unterbreitete er seinen Vorgesetzten den Vorschlag, sich unter dem Namen ‚Alfa‘-Filmdienst selbständig zu machen, wobei er sich verpflichtete, weiterhin bestimmte Projektoren bei seiner ehemaligen Firma zu kaufen. – Es kam zu einer Einigung, sodass er sich zum 1. März 1932 selbständig machen konnte.

„Gegenseitige Verträge werden abgeschlossen. Gleichzeitig erhalte ich auch die Generalvertretung der [...] ‚St. Benno-Bildkammer e. V.‘ für ganz Süd- und Westdeutschland und vor allen Dingen der Schweiz; [...] die von mir in zäher Aufbauarbeit geschaffenen Beziehung zur Schweiz machen sich in jeder Beziehung bezahlt. Der Kampf um dieses Arbeitsgebiet fängt an, seine Früchte zu tragen“ (AF, 132).

Allerdings zeichnete sich ein neuer Konflikt ab. Dem Ansprechpartner der St. Benno-Bildkammer, der Katholische Lichtbildverband in Düsseldorf, der auch für die Bestellungen zuständig war, wurde jetzt deutlich, dass die Leitung der Bildkammer nicht in katholischen Händen lag. Doch da es gültige, zum Teil langfristige Verträge gab, ließ sich an der Situation zunächst nichts ändern. Bei dem Versuch, die Bildkammer zu verkaufen, verkalkulierten sich alle Beteiligten, der neue Besitzer konnte die Verträge nicht einhalten. Jetzt war die Stunde Alfred Fabians gekommen: Er übernahm die St. Benno-Bildkammer. – Die sich hieraus, zu Beginn des Jahres 1934, ergebenden Probleme beschreibt er sehr plastisch.

„Nach Bekanntwerden dieses Vorgangs bekam ich einen Brief von dem geistigen Oberhaupt des katholischen Lichtspiel-Verbandes, Kaplan K., und Monsignore Prälat Dr. M. mit der Bitte, sofort zur Besprechung nach Köln zu kommen. Mit meinem Sekretär fuhr ich in gleicher Nacht ab und schon am nächsten Tage begannen die Verhandlungen. ‚Herr Fabian hören Sie zu, es ist unmög-

lich, dass Sie als Jude die offizielle Lieferstelle des katholischen Klerus sein können. So sehr wir Ihre bisher geleistete Aufbauarbeit und Ihre geschaffenen Organisationen schätzen, so zwingt uns die Zeit dazu, uns genügend Rücken- deckung zu schaffen. Es dürfte nur eine Frage von Tagen sein und die Vorgänge werden durch irgendwelche Angriffe auf Sie veröffentlicht. Der katholische Klerus hat schon einen schweren Schlag bekommen durch die Vorgänge beim ‚Leo-Haus‘ in München,¹⁷⁹ und wenn wir nun nochmals Veranlassung zu An- griffen geben, würde das für Sie und auch für uns einen bösen Ausgang nehmen. Es gibt daher nur zwei Möglichkeiten. Entweder wir veröffentlichen, dass der katholische Klerus mit der St. Benno-Bildkammer in keinerlei Zusammen- hang mehr steht und beantragen Streichung des Namens, oder wir könnten mit reinem Gewissen sagen, dass das Unternehmen von einem Fachmann ka- tholischer Religion geleitet wird. Sie kennen unsere Einstellung in der Rassen- frage und überlassen [...] es Ihnen, nunmehr dementsprechend zu handeln. Wir geben Ihnen 3 Wochen Überlegungsfrist und nach Ablauf dieser Zeit bit- ten wir Sie, uns Ihre Entscheidung mitzuteilen“ (AF, 146f.).

Fabian kehrte daraufhin nach Dresden zurück und besprach mit allen Betrof- fenen

„die nunmehr eingetretene Situation. Nach langem hin und her waren sich alle Beteiligten darüber einig, dass es nur einen Ausweg gab. Ich musste katholisch werden.

Nun kämpfte ich den Kampf meines Lebens. Obgleich ich niemals ein starkes religiöses Empfinden hatte, was auch aus meiner ganzen politischen Einstel- lung hervorging, so konnte ich mich doch nicht mit dem Gedanken vertraut machen, dieses Manöver durchzuführen. Andererseits aber musste ich mir auch klar vor Augen führen, was eine Ablehnung des von mir Verlangten nach sich ziehen würde.

Ich war große Verpflichtungen eingegangen. Und es gab für mich nur ein ent- weder oder. Ich entschloss mich zum oder und nach Rücksprache mit den dafür in Frage kommenden Stellen war ich 14 Tage später im Besitz einer

179 Das Leo-Haus (u. a. Sitz der Katholischen Arbeiter- und Arbeiterinnen-Vereine) wurde im Mai 1933 geschlossen, nachdem die Einrichtung, „ein undurchsichtiges und verschachteltes Geflecht verschiedener Organisationen und Unternehmen“ (Forstner 2013, 399), das von dem katholischen Priester Karl Walterbach aufgebaut wurde, zusammen- gebrochen war. Auslöser war vermutlich der Versuch, in die Filmproduktion einzusteigen. „Die NS-Presse schlachtete die Vorgänge, bei denen zahlreiche Kleinanleger um ihre Ersparnisse gebracht worden waren, zu ihren Gunsten aus“ (ebd.) Ein Nebeneffekt dieser Schließung bestand darin, „dass damit eine der schärfsten Konkurrenzen der St. Benno-Bildkammer aus dem Wege geschaffen“ wurde (AF, 141). – Der in ‚Schutzhaft‘ genommene Priester wurde 1934 von einem Gericht freigesprochen.

katholischen Taufurkunde und eines katholischen Taufscheins. Die zur Erlangung der Dokumente notwendigen Zeugen waren auf Grund meiner Beziehungen zu katholischen Kreisen schnell geschaffen.

Anschließend daran fuhr ich sofort nach Köln und mit strahlenden Gesichtern nahm die hohe geistliche Obrigkeit zur Kenntnis, dass nunmehr der Direktor der St. Benno-Bildkammer, der langgesuchte Branchenfachmann und gleichzeitig auch Katholik war“ (AF, 147f.).

Aufgrund dieser Entscheidung konnte Alfred Fabian seine beruflichen Vorstellungen umsetzen, und der Erfolg stellte sich rasch ein: „Ich hatte 4 Wagen laufen, außerdem noch in den einzelnen Gebieten tätige Vertreter. Büroräume (sic) mit ca. 10 Angestellten erledigten die umfangreiche schriftliche Korrespondenz mit den Abnehmern“ (AF, 140).

Als ein weiterer günstiger Umstand erwies sich, dass Fabian sein Geschäft genau zum Zeitpunkt des technischen Übergangs „vom Bildband zum Schmalfilm“ (ebd.), d. h. von stehenden zu laufenden Bildern, gründete; sein Unternehmen wurde damit Teil eines rasch expandierenden Marktes.

Allerdings zeichneten sich andere Schwierigkeiten ab bzw. waren bereits eingetreten. Die Probleme entstanden, das lässt sich anhand der Zeitangaben erschließen, einerseits durch die politischen Vorstellungen der NS-Regierung, andererseits traten, zeitlich etwas später, erneut Probleme in der Beziehung zu seiner Frau auf.

Zunächst zum politischen Teil, seinem Verhältnis zum Staat. Als Alfred Fabian am 30. Januar 1933 erfuhr, dass Adolf Hitler Reichskanzler geworden war, wurde ihm sofort klar,

„dass mir von mehreren Seiten Gefahr drohte. Erstens war ich Volljude, zweitens hatte ich, wenn auch als Vertreter [...], die Verbindungen mit dem R.F.B. (Roten Frontkämpferbund; DG) geschaffen, drittens war ich in meiner Tätigkeit als Generalvertreter der St. Benno-Bildkammer an die katholische Öffentlichkeit getreten und viertens hatte ich gerade während der letzten Monate durch eine große Anzahl anti-faschistischer Vorträge mir mehr als genug Widersacher geschaffen“ (AF, 135).

Fabian, der sich beruflich in Freiburg im Breisgau aufhielt, fuhr noch in dieser Nacht in die Schweiz, nach Basel, und führte seine Geschäfte von dort aus weiter. Er blieb dort bis in den März hinein, und erst als er aus einer zuverlässigen Quelle erfahren hatte, dass ihm in Deutschland keine Gefahr drohte, kehrte er, wenn auch mit „mit gemischten Gefühlen“, nach Dresden zurück. Dass seine Gefühle ihn nicht getrogen hatten, erfuhr er am 16. August 1933, als er – ohne

Angaben von Gründen – an seinem Wohnort verhaftet wurde. Wiederum drei Tage später wurde er, ohne dass ein Verhör stattgefunden hätte und ohne dass ein Tatbestand benannt worden wäre, entlassen. Das Kafkaeske dieser Situation ist offensichtlich. Im Dezember 1934 kam Fabian erneut für einige Tage in Haft. Der Grund für diese Festnahme war die Schlägerei mit einem Nationalsozialisten, der ihn als „feiges Judenschwein“ (AF, 148) beleidigte. – Die Inhaftierung lenkte zugleich die Aufmerksamkeit der SA auf ihn, und obwohl er den Vorfall mit einer Entschuldigung bereinigen konnte, wird er in deren Fokus bleiben.

Was Fabian allerdings noch stärker beschäftigte, war die erneute Entfremdung von seiner Frau, die er in seinem Manuskript zunächst recht behutsam anspricht. „Zu Hause machten sich Symptome bemerkbar, die darauf hindeuteten, dass meine Frau mit ihrem Schicksal [...] nicht recht zufrieden war“ (AF, 143). Etwas später wird er deutlicher. „Während ich auf Reisen war, nahm sich ein Freund – besser gesagt – ein guter Bekannter, ihrer etwas an und gemeinsam besuchten beide Kinos, Theater usw.“ (ebd.).

Fabian vertraute seiner Frau nicht mehr und schaltet wiederum einen Detektiv ein.

„Schon zwei Tage nach meiner Abreise erhielt ich telephonisch den Bericht, dass meine Frau den ganzen Tag mit meinem Bekannten R. verbracht hatte und auch eine Nacht bei ihm genächtigt hatte. Noch in selbiger Nacht fuhr ich nach Hause und in sinnloser Wut über die Undankbarkeit trennten sich unsere Wege mit der gegenseitigen Absicht, auf Grund der Unhaltbarkeit der momentanen Umstände, die Scheidung einzureichen“ (AF, 149).

Hatte Fabian seine beruflichen Erfolge sehr ausführlich geschildert und auch den gesellschaftlichen Veränderungen noch einen großen Raum in seinem Manuskript eingeräumt, so fällt seine Beschreibung der ehelichen Misere jetzt äußerst knapp aus, obwohl sie ihn am stärksten trifft: „Hatten mich geschäftliche Misserfolge nicht mutlos werden lassen, so hatte ich mit dem Verlust meiner Frau zu alles und allem die Lust verloren“ (AF, 149f.).

Alfred Fabian hatte schon an verschiedenen Stellen seines Manuskripts, beginnend mit dem Jahr 1933, Beobachtungen und Reflexionen eingebracht, die deutlich machen, dass er sich durchaus der Gefahr und der Unsicherheit seiner Position bewusst war.

„Weiter lief die Zeit und mein übertriebener Ehrgeiz, mich auch innerhalb des nationalsozialistischen Regimes durchzusetzen, trug langsam aber sicher sei-

ne Folgen. [...] Der Aufstieg meines Geschäftes brachte viel Neider mit sich, deren ich mich aber immer noch erwehren konnte“ (AF, 142).

„Von Tag zu Tag wurde ich auch etwas unsicherer, obgleich ich mir sagte, dass nur der Erfolg zum Erfolg führen kann“ (AF, 143).

„Inzwischen waren geheime Kräfte am Werke, um mich langsam aber sicher der Staatspolizei (Geheime Staatspolizei [Gestapo]; DG) auszuliefern. Meine letzte Haft, hervorgerufen durch eine Schlägerei mit einem Nationalsozialisten, hatte wohl auch dazu beigetragen, dass man anfang, sich für mich mehr als notwendig zu interessieren“ (AF, 148).

Und zusammenfassend heißt es einige Seiten später.

„Das Jahr 1934 war zu Ende gegangen, und die geschäftlichen Erfolge ließen mich nicht merken, dass sich langsam aber sicher ein Ring um mich zog, dessen Schließung nur eine Frage der Zeit war. Durch die seelischen Qualen, die ich in Angst mit mir herumtrug, dürfte mir auch mancher Fehler unterlaufen sein“ (AF, 158).

Alles hing nun von dem weiteren Verlauf seiner beruflichen, gesellschaftlichen und privaten Angelegenheiten ab. Das Jahr 1935 musste Entscheidungen bringen.

Beginnen wir mit der Verknüpfung von beruflicher und gesellschaftlicher Existenz. Die erste Hürde, die sich Fabian in den Weg stellte, war die Mitgliedschaft in der Reichsfilmkammer, die für seine Firma verpflichtend war und die zugleich dazu dienen sollte, Juden aus dem Filmgeschäft zu entfernen. Als ihm die entsprechenden Unterlagen zugestellt wurden, suchte er um einen Termin bei dem Präsidenten der Kammer, dem Juristen Fritz Scheuermann, nach. Während des Gesprächs machte Scheuermann deutlich, dass ihm die Hände gebunden seien. Allerdings beendete er die „Besprechung mit den folgenden Worten: ‚Man kann auch Akten erledigen durch liegenlassen‘, schloss seinen Schreibtisch auf und legte die Akten ‚Alfa und St. Benno-Bildkammer‘ an die unterste Stelle der darin befindlichen Papiere“ (AF, 152). – Was Fabian zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen konnte: Fritz Scheuermann musste schon im Oktober 1935 von seinem Amt zurücktreten.

Die zweite Problematik erwuchs für Alfred Fabian aus dem Verhalten seines langjährigen Freundes, der in Fabians Firma als Vertreter arbeitete. Dieser ‚nutzte die Gunst der Stunde‘ und bedrängte Fabian, ihn als Mitinhaber zu installieren. Obwohl die vorgebrachten Argumente, vor allem der Hinweis, dass

Fabian als Jude bald nicht mehr reisen könne – „Die Hotels haben Schilder angebracht ‚Juden werden hier nicht bedient‘, vor den zu durchfahrenden Ortschaften sind große Transparente angebracht, die die Aufschrift tragen ‚Juden ist das Betreten dieses Ortes verboten‘ oder ‚der Weg nach Palästina führt nicht über unser Dorf““ (AF, 150) – zutreffen, wollte Fabian sich auf den Vorschlag seines einstmals besten Freundes, den er als erpresserisch verstand, nicht einlassen.

Das dritte Problem lag in dem anstehenden Scheidungsverfahren,

„das durch allerhand Gemeinheitsakte und Intrigen gegen mich in andere Bahnen gelenkt werden sollte. Nach den vorhandenen Tatsachen war meine Frau der allein schuldige Teil. Unzählige Fallen wurden mir gestellt. Tagelang erhielt ich durch die Post anonyme Briefe, die die Anschrift trugen ‚An das Judenschwein Fabian‘, ‚an die Judensau Direktor Fabian‘ usw.“ (AF, 150f.).

Fabian wurde klar, „dass alle diese Vorgänge, die geschäftlichen wie die privaten, unmöglich zu einem guten Ende führen können. So entschloss ich mich, den mir gut befreundeten Direktor M. der Firma A. aufzusuchen, um eine mögliche Abänderung zu treffen“ (AF, 151). – Gemeint ist hier vermutlich die Firma Agfa, mit der Fabian im aufblühenden Schmalfilmbereich immer enger zusammenarbeitete.

Fabians Plan war radikal und in Angesicht der Probleme für das Jahr 1935 doch noch durchaus realistisch. Er wollte seinen Firmensitz nach Wien verlegen. Und tatsächlich gelang es ihm, in Absprache mit seinem Hauptlieferanten und im Anschluss daran mit seiner Hausbank, eine finanzielle Regelung zu treffen, die seinen Plan möglich machen konnte. Seinem ehemaligen Freund teilte er mit, dass er auf dessen Vorschläge in keinem Fall eingehen würde. Zudem wies Fabian ihn daraufhin, dass ihm bekannt sei, dass er unberechtigtweise größere Geldbeträge, die der Firma zustanden, für sich einbehalten hatte.

Dessen Reaktion zeigte, dass sich der ‚Ring nun‘, wie schon befürchtet, tatsächlich ‚enger zog‘. Er gab

„mir ohne zu zögern zur Antwort:
‚Ich nehme mir jetzt und in der Zukunft die Beiträge, die ich für nötig und richtig befinde. Sollte es Dir nicht passen, so kannst Du, wenn Du willst, Anzeige erstatten. Ich meinerseits werde natürlich dann Deine antifaschistische Wühlarbeit, bei der Du Dich des katholischen Klerus bedienst, nach meinem Ermessen verwenden““ (AF, 153).

Die Erpressung ist offensichtlich. Alfred Fabian war rechtlos. Dennoch hielt er an seinem Plan fest: Die Übersiedlung nach Wien war für das Jahresende 1935 vorgesehen.

6. Verhaftungen, Lager, Entlassung

Völlig überraschend wurde er dann jedoch am 18. April 1935 verhaftet. Erst nach 14 Tagen erfuhr er den Grund für seine Verhaftung. Man warf ihm ‚staatsfeindliche Äußerungen‘ vor und beabsichtigte, ihn aufgrund der ‚Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat‘, vom 28. Februar 1933, vor ein Sondergericht zu bringen. Alfred Fabian blieb bis zum 8. Juli in Haft und konnte von seiner Zelle aus seine Firma weiterhin führen. Dann wurde das Verfahren überraschend eingestellt, weshalb wurde ihm nicht mitgeteilt.

Am 18. Juli fuhr Fabian nach Frankfurt am Main. Zum einen wollte er seinen ehemaligen Freund treffen, der dort in der Nähe als Reisender unterwegs war, zum anderen verabredete er sich mit einer ‚sehr guten‘ Bekannten, die aus Köln nach Frankfurt anreiste. Fabian trug sich „im Stillen mit der Absicht, diese evtl. zu veranlassen, gleichfalls nach Wien zu übersiedeln“ (AF, 156). All diese Planungen fanden jedoch ihr Ende, als Alfred Fabian am 19. Juli 1935 in seinem Hotel, morgens um 7 Uhr, durch die Gestapo verhaftet wurde. Als Grund für die Inhaftierung wurde ihm das „verletzte Volksempfinden“ (AF, 157) benannt. Der Beamte teilte ihm mit, „dass es im Dritten Reich nicht mehr zulässig sei, dass ein Jude Verkehr mit einer Arierin unterhalte. Zwei Stunden lang versuchte er, von mir intimste Dinge zu erfahren, konnte aber mich zu keiner Aussage bewegen“ (ebd.). Sowohl Fabian als auch seine Freundin wurden in das ‚Frankfurter Polizei-Gefängnis‘ überführt. Von dort wurde seine Freundin nach 14 Tagen aus der Haft entlassen – Fabian sollte nie mehr etwas von ihr hören. Er selbst

„wird am Morgen des 17. August [...] zur Entlassung in das Frankfurter Polizei-Präsidium überführt und musste dem dortigen Regierungsrat unterschreiben, dass mir in Zukunft jedweder Verkehr mit arischen Frauen, entsprechend dem heutigen Volksempfinden, verboten sei. (Die Rassengesetze kamen erst am 15. September 1935). Ich glaubte nun entlassen zu sein, wurde aber nochmals in das Zimmer des Kommissars geführt, der mich seinerzeit verhaftet hatte“ (AF, 158).

Dort war, überraschenderweise, sein ehemaliger Freund zugegen.

„Der Kommissar unterbreitete mir, dass mich die Berliner Staatspolizei (Gestapo; DG) entlassen hat, dass aber inzwischen, und zwar erst am Morgen dieses Tages, eine Anforderung meiner Person durch die Karlsruher Staatspolizei erfolgt wäre. Nähere Gründe konnte er mir angeblich nicht angeben, bedeutete mir nur, dass ich wohl am nächsten Tage von Frankfurt nach Karlsruhe überstellt werden würde. Anschließend gab er mir den Rat, (meinem ehemaligen Freund; DG) alle Vollmachten zur Fortführung resp. Verkauf der Geschäfte zu übergeben. Wohl oder übel musste ich nunmehr einige unterschriebene Blanko-Schecks aushändigen und auch eine provisorische Vollmacht zur vorübergehenden Führung der Geschäfte geben“ (AF, 158).

Erst während des Transports am nächsten Morgen erfuhr Fabian, dass er nicht nach Karlsruhe, sondern in das Konzentrationslager Kislau überführt werden würde. In seinem Manuskript hielt er an dieser Stelle fest:

„Nun wusste ich, dass nach menschlichem Ermessen nichts mehr zu retten war. Ich hatte das Spiel verloren. Ein Leidensweg von unsagbaren Qualen sollte beginnen, eingereiht in die weltbekannte Gruppe der ‚Männer mit dem gelben Punkt‘“ (AF, 159).

Mit diesen Worten beschließt Alfred Fabian den ersten Teil seiner autobiographischen Aufzeichnungen; der nachfolgende zweite Teil, etwa 140 Seiten lang, umfasst seinen Aufenthalt zunächst in dem Konzentrationslager Kislau, dann im KZ Dachau und schließlich im KZ Buchenwald. Auf diesen Seiten berichtet er unter der Überschrift ‚Vier Jahre Sklave Adolf Hitlers‘ von dem endgültigen Bruch in seinem Leben, den zugefügten Grausamkeiten und der Aberkennung jeglicher menschlicher Würde für ihn und seine Mithäftlinge.

Unmittelbar nach Verlassen des Zuges und mehr noch bei der ersten Vernehmung in Kislau setzte es Prügel, und Fabian trug eine offene Wunde am Kopf davon. Dann begann der Lageralltag. Es fanden sich Wärter, die ‚helfen‘ wollten, aber doch eher am Eigentum der Insassen interessiert waren – bei Alfred Fabian war es der Fotoapparat, der ‚verschwand‘. Die Arbeit im Moor war schwer, aber Misshandlungen blieben aus. Anders verliefen die Vernehmungen. Ein Beispiel soll für viele andere stehen: Wir haben

„ein gefundenes Sonderkonto in Höhe von RM 2500.– zur Deckung der Schutzhaftkosten beschlagnahmt. So, das wäre der Anfang, Sie Bolschewischschwein. Und nun wollen wir von Ihnen wissen, wieviel Menschen Sie ermordet haben. Wir wissen alles, kennen Ihre Tätigkeit als russischer Volks-

kommissar, Ihre Matrosenlaufbahn und Ihre Funktionen als Direktor des katholischen Filmwesens. So, nun heraus mit der Sprache“ (AF, Teil 2, 4).

Alfred Fabian war zutiefst überrascht und bestürzt, dass die Vernehmer über diese Informationen verfügten. Wenn seine Antworten nicht schnell genug erfolgten oder den Vernehmenden nicht passten, folgte die Bestrafung unmittelbar. Einer der Beamten ergriff

„einen schon bereitstehenden Eimer mit Wasser und stülpte mir diesen über den Kopf. Der Eimer saß wie eine Tarnkappe. Mit Stöcken hieben die beiden Menschenschinder auf den fest auf meinem Kopf sitzenden Eimer ein. Dann riss man den Eimer herunter und erfreute sich an dem Anblick des Gemarterten“ (AF, Teil 2, 5).

Aber Fabian gab nicht auf.

„Mit abgöttischer Liebe hing ich an meinen Geschäften, die ich aus den kleinsten Anfängen zur hohen Blüte empor gebracht hatte. Ich wollte retten, was zu retten war. In sturer Kurzsichtigkeit hatte ich noch immer nicht erfasst, dass das Urteil über mich und meine Geschäfte längst beschlossene Sache war. [...] Der Einsatz war zu hoch, als dass ich mich zur Aufgabe zwingen lassen wollte. Eine Frau, die ich trotz aller Fehler abgöttisch liebte. Zwei Geschäfte, 4 Automobile, eine schöne Wohnung, mit viel Liebe gehegt und gepflegt. Nicht zu vergessen meine beiden Tiere. Ein Fox und ein Kätzchen, 2 gute Kameraden. Das war mein Einsatz in diesem ungleichen Kampf. Und was war der Einsatz des Denunzianten W. (seines ehemaligen Freundes; DG)? Seine arische Großmutter“ (AF, Teil 2, 7).

Der Druck auf Fabian, Veränderungen in der Führung seiner Firma vorzunehmen, wurde größer und größer. Sein Vorschlag, seinen Vater als Generalbevollmächtigten einzusetzen, wurde lachend abgelehnt. Es war eindeutig. Die Leitung sollte seinem ehemaligen Freund übertragen werden. Fabian musste ihm schließlich die Generalvollmacht übertragen.

Vernehmung folgte auf Vernehmung – verbunden mit Drohungen, Schlägen und dem Verbrennen des linken Arms durch kochendes Wasser. Fabian blieb standhaft, überstand Schmerzen und Fieber. Er wusste, dass das Einräumen der Vorwürfe seine Lage nicht verbessern würde. Durch die eingehende Post erfuhr er, dass seine Firmen ‚heruntergewirtschaftet‘ wurden. Der jetzige Bevollmächtigte entzog ihnen Geld, um seine Schulden begleichen zu können. Die von Fabian verfassten Briefe wurden willkürlich zurückgehalten, häufig wurden dadurch Fristen versäumt und die Kunden und Lieferanten damit ver-

prellt. Letztere erwirkten Zahlungsbefehle, sodass das einst blühende Unternehmen in eminente Schwierigkeiten geriet.

Eine weitere schockierende Nachricht ließ nicht lange auf sich warten, denn Fabians Vergangenheit wurde – in der Interpretation der Nationalsozialisten – an die Öffentlichkeit gebracht:

„Am 7.11.1935 bekam ich eine Zeitung in die Hand und glaubte, in die Erde sinken zu müssen. In riesenhaften Lettern stand auf der ersten Seite: ‚Jüdischer Bolschewik als Filmlieferant des katholischen Klerus‘. Und große Photos, eins als Matrose und eins als Russe, waren abgebildet. Unter dem Russenbild stand ‚Fabian als russischer Volkskommissar‘“ (AF, Teil 2, 18).

In der von mir herangezogenen Zeitung ‚Volksgemeinschaft‘ vom 4. November 1935 findet sich in der Tat ein (halbseitiger) entsprechender Artikel¹⁸⁰ mit dem Untertitel ‚Der Rasseschänder Fabian versorgt die Geistlichkeit beider Konfessionen mit Kulturfilmen‘. Im ersten Absatz heißt es:

„Der Geheimen Staatspolizei Karlsruhe ist soeben durch die Inschutznahme des 38 Jahre alten jüdischen Rasseschänders Alfred Fabian ein großer Fang gelungen. Bei der Feststellung der Personalien eröffneten sich nämlich mehr und mehr Einblicke nicht nur in das rasseschänderische Wüstlingsleben eines verbrecherischen Syphilitikers und Bolschewiken, sondern auch in ein großzügiges Geschäftsunternehmen mit konfessionellen Kultur-Propagandafilmen für die gesamte katholische Geistlichkeit des In- und Auslandes. [...] Mit einer zweiten Firma, der ‚Alfa‘, versorgte dieser Jude auch die evangelische Geistlichkeit Deutschlands mit ähnlichen Kulturfilmen“ (Volksgemeinschaft 4.11.1935, 5).

Und im gesperrt geschriebenen letzten Absatz des Artikels kommt die ‚Volksgemeinschaft‘ im Hinblick auf den „unglaublichen Kulturskandal“ zu einem, am Ende dann doch etwas skurrilen, Fazit:

„Mag er ein Menetekel sein für jene konfessionellen Kreise, die sich so gerne über die Rassenfrage erheben und lustig machen: Hier sind sie einem jüdischen Bolschewiken zum Opfer gefallen und haben diesem Wüstling, der übrigens auch nebenher pornographische Filme übelster Aufmachung verkaufte,

180 Das erste Foto trägt die Unterschrift ‚Volkskommissar Fabian‘, unter dem zweiten Foto, das Fabian mit Monokel und Anzug zeigt, findet sich die Unterschrift ‚Fabian als Kavaliere‘. Die restliche Seite 5 wurde durch den Beitrag ‚Wer sitzt heute noch in Kislau?‘ ausgefüllt.

fast ihre ganze weltanschauliche, religiöse und kulturelle Film- und Bildproduktion ausgeliefert. Man sollte so etwas im Jahre 1935 nicht mehr für möglich halten, aber – das kommt davon!“ (ebd.).

Auch das in Karlsruhe erscheinende NS-Blatt ‚Der Freiheitskampf‘ griff den Vorfall am 4. November 1935 auf.



Abb. 32. ‚Der Freiheitskampf‘: Schlagzeile vom 4. November 1935.

Sowohl die Stoßrichtung der Artikel, die in sehr ähnlicher Form in mehreren Zeitungen durchgehalten wurde,¹⁸¹ als auch die sich daraus ergebenden Konsequenzen waren für Alfred Fabian sofort deutlich erkennbar.

„Abgesehen davon, dass man mir den Gnadenstoß versetzte, da eine Entlassung auf Grund dieser Artikel unmöglich war, richtete sich der Hauptschlag gegen den katholischen Klerus. Viele Prominente des Klerus waren namentlich aufgeführt und schwer verdächtigt“ (AF, Teil 2, 19).

Aufgrund der Angaben in den Artikeln wurden weitere Verhöre durchgeführt, und Fabian durfte ‚wegen möglicher Fluchtgefahr‘ nicht mehr außerhalb des Lagers arbeiten. Außerdem wurde eine Postsperrung veranlasst, sodass er weder Briefe versenden noch empfangen konnte. Schließlich legte sein Anwalt aufgrund des Artikels sein Mandat mit dem Hinweis nieder, Fabian möge sich für seine Scheidung einen jüdischen Anwalt suchen. Und als sein neuer Generalbevollmächtigter ihn überraschend im Lager aufsuchte, erfuhr Fabian beiläufig, dass seine beiden Firmen unter Benutzung der von ihm ausgestellten Blanko-Vollmacht sich in Auflösung befanden. Der Erlös wurde ihm vorenthalten.

Falls Alfred Fabian geglaubt hatte, dass die durch die Zeitungsartikel ausgelösten Unannehmlichkeiten ein Ende finden würden, wurde er bald eines Besseren belehrt. Im Januar 1936 erschien die Sonder-Nummer 4 des von Julius Streicher herausgegebenen Hetzblatts ‚Der Stürmer‘, die ausschließlich seiner Person gewidmet war. Auf 14 Seiten wurden hier unter den Überschriften

181 Andere Aufmacher lauteten: „Dresdner Jude vertrieb Kirchenfilme. ‚Direktor‘ Fabian als Rasseschänder/Er ließ sich katholisch taufen/Der Gaunerkavalier mit dem Sowjetorden“ (Chemnitzer Tageszeitung vom 5. November 1935).

ten – **Alfred Fabian** – Ein Bolschewik als Kulturlieferant der Geistlichkeit – Lebensweg eines jüdischen Großverbrechens – die bereits zuvor erhobenen Anschuldigungen nicht nur wiederholt, sondern ausführlich ausgebreitet und mit Fotos, Zeichnungen und Dokumenten unterlegt. Die zentralen Aussagen des Artikels wurden auf der ersten Seite stichwortartig vorweggenommen.



Abb. 33. Sonder-Nummer 4, ‚Der Stürmer‘ vom Januar 1936.

Unmittelbar im Anschluss an diese Auflistung setzte der Bericht unter der Überschrift ‚Eine sensationelle Verhaftung‘ ein.

„Als die Geheime Staatspolizei zahlreiche Vernehmungen in die Wege leitete, als sie gründliche Hausdurchsuchungen vornehmen ließ, da kamen [...] Dinge zutage, die zuvor niemand geahnt hatte. Fabian war nicht nur ein Rasseschänder. Er war ein Großverbrecher vielseitigster Natur. Im Alter von 16 Jahren schon hatte er die Verbrecherlaufbahn begonnen. Zweiundzwanzig Jahre lang hatte er gelogen, betrogen, gestohlen, geschoben, geschändet und infiziert“.

Im Artikel selbst wurde Fabian als ‚Untermensch‘ und als Angehöriger der jüdischen Rasse bezeichnet, ‚in deren Blut das Verbrechen sitzt‘. Besondere Betonung wurde aber erneut auf seine Beziehungen zur katholischen Kirche gelegt. Vier Seiten wurden allein dem Thema ‚der Judentaufe‘ und dem ‚seltsamen Taufunterricht‘ – ‚Für Kaffee und Kuchen und zwanzig Mark‘ – gewidmet.

Auch hier folgte am Ende des Artikel ein Fazit, das unter der Überschrift ‚Das Märchen vom anständigen Juden‘ über den ‚Fall‘ Fabian hinaus zu verallgemeinern suchte.

„Nun fragen wir:

Wie viele jüdische Verbrechen mögen erst geschehen sein, wenn man jene hinzurechnet, die der Jude kraft seiner unerreichten Gerissenheit und Verschlagenheit zu verheimlichen verstand? Wenn man jene Fälle hinzurechnet, wo der Jude eben nicht erwischt worden ist? Wie viele ‚anständige Juden‘ bleiben dann noch übrig? [...]

Der Stürmer hat die verbrecherischen Taten des Juden Fabian ausführlich dargestellt und der deutschen Allgemeinheit kundgemacht, damit endlich die Letzten unseres Volkes das System erkennen, das hinter all den jüdischen Verbrechen steht. Damit endlich die Letzten erkennen, wie der Jude ist, und was der Jude will. Damit endlich alle Volksgenossen das Wort Julius Streichers in sich aufnehmen:

„Ohne Lösung der Judenfrage
Keine Erlösung der Menschheit“.

„In dieser Sondernummer“, so Fabian, „wurde ich buchstäblich nochmals geboren. Meine Jugend, die Schulzeit, die Lehrzeit usw. alles so frisiert, wie es Herr Streicher brauchte, um seinen Lesern etwas Interessantes zu bieten“ (AF, Teil 2, 24). Als tatsächlich entehrend empfand er jedoch einzig den Vorwurf, „verseucht“, also geschlechtskrank, zu sein. Er ließ sich daraufhin vom Lagerarzt untersuchen mit dem Ergebnis, dass er vollkommen gesund sei.

Allerdings fand dieses Sonderheft, von dem mehrere Ausgaben im Lager zirkulierten, eine noch größere Resonanz als die ersten Veröffentlichungen: „Der Stürmer‘ hatte mich nun tatsächlich, selbst für die Wachleute, populär gemacht. Nach allen möglichen Dingen wurde ich befragt“ (AF, Teil 2, 25).

Im Februar 1936 wurde Fabian eine Anklageschrift zugestellt, aus der hervorging, dass ein ‚alter Freund‘, Graf K., ihn auf die Zahlung von 6000 RM verklagt hatte. Alfred Fabian bekam nicht nur die Erlaubnis, sich gegen diese Forderung zur Wehr zu setzen, sondern ihm wurde auch gestattet, zusammen mit zwei Beamten als Begleitung (deren Reisekosten er übernehmen musste), am 6. März nach Dresden zur Verhandlung zu fahren. Von dieser Reise sind

vor allen Dingen drei Ereignisse berichtenswert: Erstens wurde Fabian aufgrund des ‚Stürmer-Artikels‘ wiederholt erkannt und bei der Polizei gemeldet, sodass er sich nicht mehr in der Öffentlichkeit zeigen konnte. Zweitens: Die anberaumte Verhandlung verlief ohne Probleme, es wurden überwiegend nur Schriftsätze ausgetauscht. Drittens räumte man Fabian die Möglichkeit ein, seine Geschäftsräume aufzusuchen. Hier stellte er fest, dass nun auch alle beweglichen Sachen, das Mobiliar und die Autos, verkauft bzw. abgegeben worden waren – und zwar zu Schleuderpreisen. Vieles war auch ‚einfach‘ nicht mehr auffindbar.

Auf dieser Fahrt eröffneten ihm die ihn begleitenden Beamten, dass er zur Entlassung vorgesehen sei. Die Gestapo denke an Südafrika; das Land nahm jedoch keine Flüchtlinge aus Deutschland auf. Dann erwog man Marokko. Ihm wurde signalisiert, dass es im Mai so weit sein könne. Fabian lernte Französisch und ließ sich mehrere Koffer mit seinen Privatsachen in das Lager schicken. Die Zeit verging, im Mai passierte nichts. Fabians Hoffnungen zerschlugen sich. Es wurde August.

„Meine Hoffnung, entlassen zu werden, sank auf den Nullpunkt. Ich sah ein, dass es den maßgebenden Stellen unmöglich war, mich zu entlassen. Karlsruhe hatte darüber nicht mehr zu bestimmen. Maßgebend war der Polizeikommandeur der Länder in Berlin“ (AF, Teil 2, 48).¹⁸²

Diese und weitere Entwicklungen trafen Alfred Fabian hart. Das Geschäft verloren, von seiner Frau getrennt bzw. vor der Scheidung stehend und ohne Aussicht auf Entlassung in einem elenden Lager einsitzend, spielte sein Körper nicht mehr mit.

„Eine schwere Bronchitis hatte die Lunge angegriffen, und schwere Asthmaanfälle machten mir zu schaffen. [...] Dazu die quälende Ungewissheit. Die Belastung der Nerven war so stark, dass ich fast alle Haare damals verlor. Entlassungsgesuche von mir und meinen Angehörigen waren ohne Erfolg. Aus Dresden kamen keine Nachrichten. [...] Der Prozess, den Graf K. gegen mich führte, wurde verloren. [...] Er gewann einen Prozess ohne jedwede Unterlage, nur auf seine Angaben gestützt. Von mir angegebene Zeugen wurden nicht vernommen. Der Jude hatte immer Unrecht, auch wenn er Recht hat“ (AF, Teil 2, 48a).

182 Fabian bezog sich mit dieser Aussage auf eine Information, die er zuvor erhalten hatte. „Von Berlin aus (wurde) eine neue Verordnung erlassen, wonach in Schutzhaft befindliche Juden nur noch von der Zentrale in Berlin entlassen werden können“ (AF, Teil 2, 47).

Alfred Fabian beschließt dieses Kapitel seiner Autobiographie verständlicherweise mit großem Pessimismus.

„Das Jahr 1936 ging zu Ende, und ich hatte alles bis auf den letzten Pfennig verloren. Ein einst stolzes Gerüst war zusammengebrochen durch Intrigen und Betrug, vom Staat sanktioniert, nur weil man als Jude auf die Welt gekommen ist. [...] Nie wieder habe ich eine Nachricht über meine Geschäfte erhalten“ (AF, Teil 2, 48b).

Am 16. Januar 1937 wurde die Lageroutine unterbrochen, als Fabian erfuhr, dass er aus dem Lager fortkommen solle. Es sollte nach Stuttgart gehen, was großes Rätselraten hervorrief. Sollte er entlassen werden? Sollte es zu weiteren Verhören kommen? Oder was sonst könnte ihn erwarten? In Stuttgart erfuhr er das Schreckliche. Sein Transport wird nach Dachau gehen.

„Nun ist es mit meiner Beherrschung vorbei. Weinend werfe ich mich auf meine Pritsche, jedwede Hoffnung aufgebend, jemals entlassen zu werden. – Nur einige Minuten dauerte dieser Zustand, und dann wird sich langsam mit dem Unabänderlichen abgefunden. – Dachau sage ich vor mich hin, Dachau, das schlimmste Lager, was es gibt. Nur wenige Juden haben bis heute Dachau lebendig verlassen. Dachau ist ein lebendiger Sarg“ (AF, Teil 2, 51).

Die Überführung nach Dachau dauerte mit zahlreichen Unterbrechungen 14 Tage. Als Fabian das Lager erreichte (er erhält die Gefangenenummer 11367), stellte sich heraus, dass er der einzige Jude auf diesem Transport war. Er wurde sofort aus der übrigen Gruppe herausgeholt und schwer misshandelt. Als er den ‚offiziellen‘ Grund für seine Einlieferung, ‚Rassenschande und Bolschewik‘, nennen musste, bekam er zur Antwort. „Du Bolschewistenhäuptling wirst dieses Lager niemals lebend verlassen. Am besten ist, Du hängst Dich gleich auf, damit wir uns an Dir Scheißbesen nicht die Hände dreckig machen müssen“ (AF, Teil 2, 57).

Es folgen Schilderungen von unglaublicher Gewalt und Barbarei, von wochenlangen Quälereien unterschiedlichster, sadistischer Art, die ich hier nicht wiedergeben will. Das Fazit Alfred Fabians soll an dieser Stelle ausreichen: „Was waren die Erlebnisse in Russland dagegen. Ich glaubte, Grausamkeiten zu kennen, aber ich irrte mich. In modernen Folterqualen und Erniedrigungen war der Nationalsozialismus erfinderisch“ (AF, Teil 2, 59).

Und noch einmal sollte sich seine Situation verschlechtern; nämlich als bekannt wurde, dass er der Gefangene war, über den der Stürmer in seiner Sondernummer ausführlich berichtet hatte. Fabian hat das Besondere dieses

Umstands, sein Stigma, das auch in späteren Berichten über das Leben in Konzentrationslagern benannt wird (z. B. bei Warmbold 2008, S. 200ff.), bereits 1940 klug analysiert. „Es ist das Gefährlichste im Lager, wenn man sozusagen bekannt ist. Man muss es verstehen, in der Masse unterzutauchen und nicht aufzufallen. Auf Grund der Zeitung war mir dieses nicht möglich. Ich war gezeichnet“ (AF, Teil 2, 64).

Weitere Torturen folgten, u. a. wurde er zwei Stunden mit den Händen an einem Baum so aufgehängt, dass seine Füße den Boden gerade noch berührten.

„An diesem Abend des 4. Februar 1937 fasste ich den Entschluss, meinem Leben ein Ende zu machen. Nach menschlichem Ermessen hielt ich es für unmöglich, dass ich die nächsten Tage überleben würde. Mir war alles vollkommen gleichgültig. Ich war im Lager zu stark signalisiert (sic), als dass ich damit rechnen konnte, unterzutauchen und vergessen zu werden“ (AF, Teil 2, 65).

Sein Selbstmordversuch, er hatte sich mit einer Rasierklinge die Pulsader aufgeschnitten, wurde von den Kameraden bemerkt, sodass sein Leben gerettet werden konnte. Weitere schwere Misshandlungen folgten. Fabians

„Gedanken wirbelten wüst durcheinander. Ich wollte sterben, um Ruhe zu haben. Ich wollte leben, um einstmals rächen zu können. Der Mensch hält viel aus, er muss es, um anderen Menschen das alles sagen zu können, was die zivilisierte Welt nicht weiß, nicht weiß, weil solche Barbareien im 20. Jahrhundert fast unglaublich erscheinen“ (AF, Teil 2, 69f.).

Schließlich kam das Jahr 1937 an sein Ende. „Sylvester ist auch vorbei gegangen. Wir schreiben 1938. Was wird uns dieses Jahr bringen? ‚Wer lebt, wird sehen‘“ (AF, Teil 2, 90).

Das Jahr 1938 brachte zunächst keine Veränderungen. Das menschenverachtende Verhalten der Wachmannschaft setzte sich fort, Strafarbeiten wurden verhängt, und der Judenblock geriet ‚unter besondere Beobachtung‘; weiterhin wurden immer neue Schikanen ‚erfunden‘; so das ‚Torstehen‘. Die dazu Verurteilten müssen gleich nach der Arbeit in einer strammen Haltung am Tor Aufstellung nehmen. Dort stehen sie bis zum Pfeifen und müssen ohne Essen schlafen gehen“ (AF, Teil 2, 91). Manche Kameraden verschwanden, einige kamen zurück, andere nicht, sie wurden später als verstorben gemeldet. Darunter Freunde. War es Mord oder Selbstmord? Das ließ sich häufig nicht klären, zumal die Trennlinie unscharf war. So drangsalierte man die Gefan-

genen und trieb sie in den Selbstmord. Die Prügelstrafe, der Häftling wurde dabei an einen Holzbock gebunden, wurde mehr und mehr zur Routine. – Von einer möglichen Entlassung Alfred Fabians war nicht mehr die Rede. Und Fabian kommentiert das, was in ihm vorging, weiterhin sehr genau.

„Es ist überhaupt erstaunlich, wie unempfindlich der Mensch wird. Es gab bald gar nichts mehr, was einem aus dem Gleichgewicht bringen konnte. Das menschliche Empfinden war erstarrt und damit auch der Blick des Alltäglichen. Neues wurde erst geboten, als die ersten Opfer aus dem ‚siegreichen Feldzug gegen Österreich‘ eingeliefert wurden.¹⁸³

Die ganze Wiener Prominenz war dabei. [...] Nun ging es wild her. Den Neuzugängen wurde bei der Arbeit klargemacht, dass sie jetzt Deutsche seien. Die beiden Herzöge (Maximilian und Ernst von Hohenburg, die sich gegen den ‚Anschluss‘ ausgesprochen hatten; DG) mussten zur besonderen Bestrafung mit einem kleinen Judenkommando Scheiße fahren. Bemerkt sei, dass sie sich dieser Aufgabe gut entledigten und sich in jeder Form echt kameradschaftlich benahmen“ (AF, Teil 2, 98).

Auch hier kommentiert Fabian die veränderte Situation lapidar. „Durch diese Aktion wurde nun die Aufmerksamkeit von uns (alten‘ Insassen; DG) etwas abgelenkt. Die österreichischen Juden boten der SS größte Betätigungsmöglichkeit“ (AF, Teil 2, 100).

Am 23. September 1938 trat ein Ereignis ein, das für alle jüdischen Insassen folgenreich werden sollte. Sie mussten das Lager noch am gleichen Tag verlassen. „Wohin“, so Fabian, „wusste keiner“ (AF, Teil 2, 101). In einem Transportzug mit verdunkelten Fenstern ging es auf eine Reise ins Unbekannte. Schließlich wurde deutlich, dass es in Richtung Mitteldeutschland ging, also, so konnte geschlossen werden, war Buchenwald das Ziel.

Tatsächlich, es war Buchenwald, ein noch im Bau befindliches Lager. Der Kommandant war der SS-Standartenführer Karl-Otto Koch. Fabian wird ihn in seinem Text durchgehend ‚Totenmaske‘ Koch nennen. „Schnell werden wir eingeladen und marschieren durch’s Tor ins Lager hinein. Am Tor lernen wir den Spruch: ‚Recht oder Unrecht mein Vaterland‘. Sehr schön, denke ich, in Dachau stand ‚Arbeit macht frei‘“ (AF, Teil 2, 105). Fabian sammelte erste Eindrücke. Stellte fest, dass es in Buchenwald eine Lager selbstverwaltung gab.

183 Fabian bezieht sich hier auf die Internierung von österreichische Juden nach dem ‚Anschluss‘ an das Deutsche Reich am 11./12. März 1938. In einem sog. Prominententransport wurde eine Reihe bekannter Personen nach Dachau verbracht.

Allerdings: „Die Kategorie der arischen Berufsverbrecher beherrschte in fürchterlichem Terror und Korruption das gesamte Lager“ (ebd.).

Konzentrations-Lager Buchenwald	
Familienname: <u>F a b i a n ,</u> Vorname: <u>Alfred</u> geb. am <u>25.6.97</u> in <u>Luckenwalde/Jüterbog</u> Beruf: <u>Kaufmann</u> Religion: <u>katholisch</u> Staat: <u>D.R.</u> verh., led., gr/6. Schwager: <u>Franz Kutz,</u> Kinder: <u>Berlin, Schneidemühlstr. 14</u> <u>Kina</u>	Rassenschänder Häftling Nr. <u>2047 2570</u> Jude Block: _____ Schutzhaft angeordnet: am: <u>18.8.38</u> durch (Befehl): <u>Stapo Frkt/M.</u> Bisherige Parteizugehörigkeit: <u>keine</u> Verurteilungen: <u>2</u> <u>Unterschlagung, Diebstahl</u> <u>Monate Gef., 200 Mark Geldstrafe</u>
Grund: <p style="text-align: center;">Verdacht der Rassenschande</p>	eingeliefert: _____ entlassen: <u>6. JUN. 1938</u> überführt: _____ zurück: _____ <div style="border: 1px solid black; padding: 5px; width: fit-content; margin: 10px auto;"> I. T. S. FOTO Nr. <u>979</u> </div> <p style="text-align: right; font-size: small;">(Stempel)</p>
H. Hofmann, Bismarck	

Abb. 34. Häftlingspersonalkarte des Konzentrationslagers Buchenwald; in conformity with the ITS Archives, Copy of Doc. No. 5829960#1 (1.1.5.3/ESS-FABI/00056174/0002).

Fabian wurde in Block 7 eingewiesen und lernte bald die in Buchenwald ‚üblichen Umgangsformen‘ kennen. Hier gab es neben der Prügelstrafe auch Korruption und Bestechung in großem Umfang; d. h. „Willkür und Terror jeder Art, ausgeübt von Gefangenen und der SS oder gar beiden gemeinsam, waren eine Selbstverständlichkeit“ (AF, Teil 2, 108).

Dann, am 27. Oktober 1938, ‚nahte das Verhängnis‘, so Fabian. Alle

„Rassenschänder und jüdischen Homosexuellen mussten antreten und wurden in eine Strafkompanie überführt. [...] Das Arbeitstempo wurde forciert.

Man wollte den Rasseschändern schon zeigen, was hier los ist. Die Schwulen mussten in den ‚berühmten‘ Steinbruch. [...] Wir durften nicht schreiben, keine Post empfangen, erhielten kein Geld und bekamen sonntags kein warmes Essen“ (AF, Teil 2, 109).

Gelegentlich kam es auch vor, dass die Lagerinsassen, mehr oder weniger gemeinsam, sich an bestimmten Personen, vor allem an Denunzianten, rächten. Fabian beschreibt ausführlich einen Fall, der sich am 28. Oktober ereignete. Hier wird ein Denunziant nach und nach auf brutale Weise in den Tod getrieben bzw. schließlich, als ihm die Kraft zum Suizid fehlt, wird er erschlagen. Fabian kommentierte dies: „Geschlagen haben alle, totgeschlagen hat ihn keiner, und doch ist er jetzt tot“ (AF, Teil 2, 110). Eine Untersuchung wurde nicht eingeleitet. Und im Hinblick auf die Lagerleitung hieß es. „Im Lager sind von der SS Denunzianten gern gesehen. Aber nur eine Zeit lang. Dann lässt man auch diese fallen und überlässt sie ihrem Schicksal“ (ebd.).

„Aber bei allem gibt es einen Trost. Entlassungen haben wieder begonnen. Aber nur für diejenigen, die ihre Papiere fix und fertig haben. Aber der Strafblock darf nicht schreiben. Zwecks Auswanderung wird Schreiberlaubnis erbeten. Manchmal bekommt man sie, manchmal nicht. Die Hoffnung, auch eines Tages mit dabei zu sein, verleiht dem geschwächten Körper neue Energie“ (AF, Teil 2, 113).

Dann kommt der 9. November 1938. Der Diplomat Ernst Eduard vom Rath stirbt an diesem Tag in Paris an den Verletzungen durch ein Attentat. Der Anlass für die Nationalsozialisten, die Novemberpogrome ins Werk zu setzen, die sich auch im Lager auswirkten.

„Als ich an diesem Tage bei der Arbeit über irgendetwas lachen muss, schlägt mir ein Blockführer 2 Zähne aus der Schnauze. Auch das lässt einen kalt. Nun schön, haste eben 2 Zähne weniger, kommt gar nicht so genau darauf an. Jetzt fehlen mir schon 4 Zähne. Gut, andere haben gar keine mehr. Zu kauen gibt es außerdem fast gar nichts“ (AF, Teil 2, 114).

Die Verrohung des Lageralltags schlägt sich nun offensichtlich auch immer stärker in der Sprache des autobiographischen Manuskripts von Alfred Fabian nieder.

Außerdem gibt es Kollektivstrafen: „Lagerbefehl. Den Juden ist der Einkauf von Kantinenwaren verboten. Kantinensperre, Rauchverbot, Geldsperre und ein ganzer Tag Kostentzug“ (ebd.).

Aber das war nur der Anfang. Alfred Fabian erlebte aus der Perspektive des Lagerinsassen, wie die in der Pogromnacht verhafteten Juden, ‚Aktionsjuden‘ genannt, in das Lager getrieben wurden.

„Auto auf Auto rollt ins Lager. Wie Herdenvieh werden Juden ins Lager getrieben. Durch eine Kette mit Knüppeln bewaffneter Blockführer müssen die Juden Spießruten laufen. Wie wilde verwundete Tiere brüllen die Gepeinigten. Es ist fürchterlich, dies mit anzuhören. Tag und Nacht rollen die Autos heran. Auf dem Appellplatz stehen Tausende und wissen nicht, was werden soll. In die Holzbaracken werden sie hineingetrieben, 5 Etagen übereinander. Ohne Decken, ohne Wasser, alles fehlt. Verzweifelte brüllen, werden wahnsinnig und in der alten Waschküche isoliert. Ein Bild des Grauens“ (AF, Teil 2, 115).

Nach einigen Tagen konnten die neu eingelieferten nach Hause schreiben. Konnten um Geld und Kleidung, auch um Decken bitten, denn es war bitter kalt im Lager Buchenwald auf dem fast 500 Meter hohen Ettersberg. Wer Geld hatte bzw. bekam, konnte sich einiges leisten, wer nicht, musste leiden.

„Dazwischen tragen die Leichenträger tagaus, tagein ihre traurige Last. Die Toten werden verwechselt. An den Särgen, die zur Verbrennung nach Weimar kommen, stehen falsche Namen, und die Angehörigen bekommen die falsche Asche“ (AF, Teil 2, 118).

In diese Schilderung der Ereignisse nach dem 9. November fügt Alfred Fabian eine kurze, humorvolle Erzählung, an dieser Stelle im Prinzip unmotiviert, ein. Es ist anzunehmen, dass auch er die grausamen Verbrechen nicht ohne ‚Ablenkung‘ niederschreiben konnte.

„Die SS hatte nun direkt am Lager einen kleinen Zoo.¹⁸⁴ Bären, Wölfe, Adler usw. waren in großen Käfigen untergebracht. Eines Tages war ein Wolf tot. Angeblich hatten die Juden mit Schneebällen nach dem Wolf geworfen und ihn getötet. Also musste für die Anschaffung eines Wolfes gesammelt werden. ‚Die Juden und die Radfahrer sind immer an allem schuld‘. ‚Glück gehabt‘, meint der kleine Ralf, ein 22-jähriger Rassenschänder. ‚Warum Ralf‘, frage ich. ‚Stell Dir vor, die hätten hier Elefanten, es wäre doch noch bedeutend teurer geworden‘. ‚Glück im Unglück‘“ (AF; Teil 2, 114).

184 Der Zoo wurde zum ‚Vergnügen‘ der SS und ihrer Familien aus erpressten ‚Spenden‘ der Gefangenen errichtet.

Am 19. Dezember fehlten abends beim Appell zwei Häftlinge. Es war bitter kalt, Fabian spricht von minus 20 Grad. Die Männer standen seit 16 Uhr in der Kälte, es wurde 18, es wurde 19 Uhr. Die Entflohenen wurden nicht gefunden. „Viele alte Kameraden können sich überhaupt nur noch mit Hilfe ihrer Nachbarn aufrechterhalten“ (AF, Teil 2, 120). Schließlich, es war 21.30 Uhr, durften die Männer abrücken. An diesem Tag gab es viele Tote.

„Zum Teil auf dem Platz erfroren oder durch Herzschlag, waren die Menschen buchstäblich verreckt. Der andere Teil starb an den Folgen von Lungenentzündung. [...] Natürlich wurden die beiden am nächsten Tage auch nicht gefunden. Stehen brauchten wir nicht infolge der allzu großen Kälte. Die Opfer des Tages vorher warnten vor Übertreibung. Wieder wurde das Lager bestraft. Wie immer Rauchverbot, Kantinensperre usw.“ (AF, Teil 2, 120f.)

Weiterhin bestimmten Hinrichtungen, darunter, am 21. Dezember, das im Mai 1938 aus dem Lager in die Tschechoslowakei entflohenen und von der dortigen Regierung nun ausgelieferten SPD-Mitglied Peter Forster, eine Typhusepidemie, und immer wieder Korruption, gefolgt von Säuberungsaktionen, den Lageralltag. – Eine leichte Besserung trat allerdings dadurch ein, dass die ‚Berufsverbrecher‘, die die anderen Gefangenen terrorisierten, entlassen wurden.

Und schließlich findet sich in Alfred Fabians autobiographischem Manuskript unvermittelt der folgende Absatz:

„Nichts ahnend wurde ich am 21. Mai (1939; DG) nach vorn gerufen. Es wurde mir unterbreitet, dass auf Grund einer Mitteilung meines Schwagers für mich eine Passage für den 14. Juni 1. Klasse nach Shanghai belegt worden sei.¹⁸⁵ Im Auftrag des leitenden SS Beamten musste ich sofort nach Hause schreiben. Mein Schwager sollte unter Vorlegung der gesamten Ausreisepapiere meine Entlassung bei der Staatspolizei beantragen. Noch am selben Tage wurde dies erledigt. Wie im Traum ging ich in meinen Block. Die Kameraden bestürmten mich, was los sei. „Mein Schiff fährt am 14. Juni“, sagte ich, und konnte das einfach nicht fassen“ (AF, Teil 2, 130).

Und er resümiert:

„Hatte ich bisher mein Schicksal mit Würde getragen, so war jetzt eine qualvolle Wandlung eingetreten. Ja oder nein, was wird? Alte Kameraden fragte ich nach ihrer Ansicht. ‚Alfred, Du wirst entlassen werden‘, war fast aller Meinung.

185 Die Hintergründe, die zu dieser Entwicklung führten, stelle ich am Ende dieses Kapitels vor.

Ich wagte nicht zu hoffen. [...] Ich war buchstäblich aus dem Gleis geworfen. Wird es diesmal klappen? Schon zwei Mal sollte ich entlassen werden, und immer war etwas in letztem Augenblicke dazwischen gekommen. Jetzt drohten die Nerven zu zerreißen. [...]

Verging sonst immer die Zeit schnell, jetzt verging sie langsam. Ja, ja, wie wird es draußen aussehen? Ein kräftiger, noch jung aussehender Mann verschwand 1935 aus der menschlichen Gesellschaft. – Ein gealterter Mann mit grauem Haar kehrt zurück. – 4 Jahre, die 20 Jahre waren“ (ebd.).

Am 3. Juni 1939 wurde Alfred Fabian, zusammen mit zehn weiteren Kameraden, aufgerufen; das Ende seiner Lagerzeit stand offensichtlich bevor. Zur Entlassung kamen dann jedoch nur zehn Personen, Alfred Fabian wurde wieder in seinen Block zurückgeschickt. Einen Grund gab es nicht bzw. er erfuhr ihn nicht. „In der Kammer empfangen ich wieder Lagerkleidung. Meine Zivilsachen wandern wieder in die Effektenkammer“ (AF, Teil 2, 132).

Den Tränen nahe, kehrte Fabian zu seinen Mithäftlingen zurück. Diese sahen ihm seine Verzweiflung an und bewegten ihn dazu, sich hinzulegen.

„Aller Mut ist dahin. Langsam stehe ich auf und gehe zu meinem Kameraden. Sie versuchen, mich zu trösten. ‚Wird nur ein Versehen sein, Alfred. Morgen oder übermorgen gehst Du doch fort. Sei vernünftig, hast doch so lange durchgehalten‘“ (ebd.).

Nach und nach brachten seine Kameraden die wenigen Habseligkeiten, die er vor seiner vermeintlichen Entlassung an sie verteilt hatte, wieder zurück. Das war samstags; am nächsten Montag nahm er seine Arbeit wieder auf, wie üblich. Abends, nach seiner Rückkehr, informierten ihn seine aufgeregten Kameraden, dass er während des Tags aufgerufen worden war. Was hatte das zu bedeuten? Doch die Entlassung? Am nächsten Morgen erreichte ihn die Nachricht zunächst indirekt über den Schreiber.

„Alfred, Du wirst heute entlassen, denn die Schreibstube hat Dich auf der Verpflegungsliste bereits gestrichen. – Jetzt fange ich selbst wieder zu hoffen an. Die Namen der zu Entlassenden werden aufgerufen. Als vorletzter ich. Nun geht alles genauso wie am Sonnabend“ (AF, Teil 2, 133).

Diesmal kam es zu der Entlassung. Nachdem die Gruppe, von morgens 6 Uhr bis abends um 18 Uhr, alle Prozeduren durchlaufen hatte, wurde sie in einem Autobus an den Bahnhof gefahren.

„Die Tür geht auf und wir können aussteigen.
„Ich bin frei““ (AF, Teil 2, 134).

Alfred Fabian beendet diesen Teil seines Manuskripts, den Teil über seine Jahre des Leidens in drei Konzentrationslagern, mit einem Fazit, welches, im Winter 1939/1940 geschrieben, seine berechnete Unversöhnlichkeit in drastischen Worten zum Ausdruck brachte.

„Das Schicksal hatte es bestimmt, dass auch ich – wie leider so wenige der Alten – die Lagerzeit lebendig überstehen sollte. Viele alte Kameraden sind eingegangen in die unglückliche Masse der Opfer des Nazi-Terrorismus. Schon um dieser Toten willen, müssen wir leben, um einstmals dabei sein zu können, wenn diese entartete Menschengruppe, die in dem Wahn lebt, für ihr Vaterland Gutes zu leisten, zermalmt und zertreten wird“ (ebd.).

Aber Alfred Fabians Manuskript ist damit noch nicht an sein Ende gelangt. In einem knappen Nachwort berichtet er über die weiteren Ereignisse, bis er endlich in Venedig an Bord der ‚Conte Rosso‘ gehen konnte, die ihn über Bombay nach Shanghai bringen wird.

7. Sein Nachwort: Es geht nach Shanghai

Fabian traf am 7. Juni nachts um 1 Uhr in Berlin ein. Mit dem Nachtbus fuhr er zum Alexanderplatz und von dort weiter mit einem Taxi

„zu meiner Schwester (Margarete; DG) und meinem Schwager.¹⁸⁶ Dieses Wiedersehen kann ich mit Worten nicht beschreiben. Es war zu tragisch, als dass man die richtigen Worte dafür finden würde. Auch das Wiedersehen mit meinem 73jährigen Vater wird mir in meinem ganzen Leben unvergesslich vor Augen stehen“ (AF, Teil 2, 135).

186 Franz Friedrich Wilhelm Kutzt (*22.8.1891).

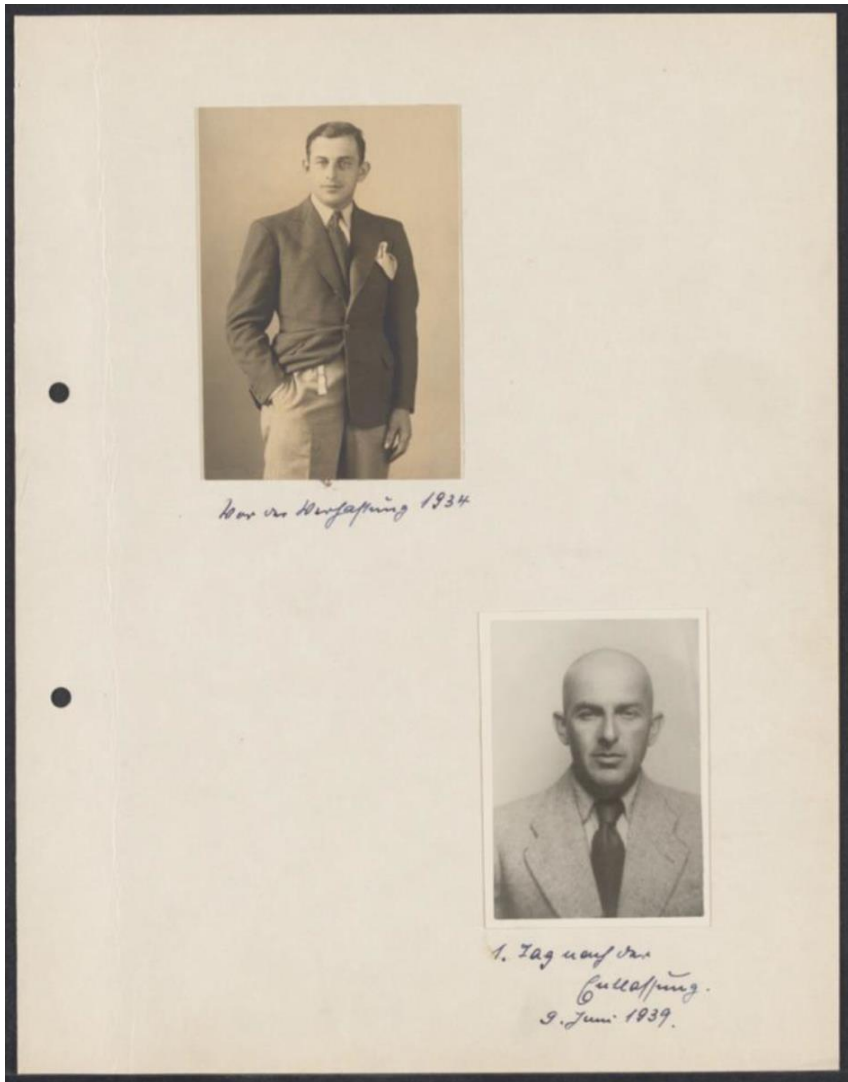


Abb. 35. Alfred Fabian, Manuskript, Teil 2, S. 135.
(Box: 5, Identifier: MS Ger 91, [58]). Houghton Library, Harvard University.

An dieser Stelle versagen Alfred Fabian, der bisher über Schikane, Brutalität und Entwürdigung sowohl im Krieg als auch in den Lagern vergleichsweise nüchtern berichtet hatte, die Worte. Dass er sich in einer schweren psychischen Krise befindet, wird an seinem weiteren Vorgehen deutlich. Er hielt es

nicht aus, länger in Deutschland zu bleiben; er wollte sofort weg. Nachdem sein Pass und die Unterlagen für die Reise eingetroffen waren, musste er sich noch einmal bei der Gestapo am Alexanderplatz melden. „Nicht wiederzugebende Angstgefühle begleiten mich. [...] Ich betrete die Höhle des Löwen. Die Lageratmosphäre kehrt zurück. Wie im Lager melde ich mich in strammer Haltung“ (ebd.). Der Gestapobeamte belehrte ihn „in grober Tonart. ‚Ich mache sie gleich darauf aufmerksam, dass ein neuer Haftbefehl gegen Sie für den 15.6. hier vorliegt. Bis dahin sind sie beurlaubt, und solche Elemente wie Sie dürfen in Deutschland nicht frei herumlaufen. Verstanden?‘“ (AF, Teil 2, 136).

Am Samstag, den 10. Juni 1939, verließ Alfred Fabian Berlin und reiste mit der Bahn nach Wien, wo er einen Tag später eintraf; hier sollten ihm auch die Reisedokumente ausgehändigt werden.

„Am nächsten Tag, morgens, zum Reisebüro, die Fahrkarte holen. Totenbleich sinke ich zusammen, als mir mitgeteilt wird, dass ich keine Passage hätte, da der Berliner Vertreter (des Reichspost-Reisebüros; DG) nicht vorhandene Plätze verkauft hat“ (AF, Teil 2, 137). „Am Dienstag dasselbe. Ich zittere am ganzen Leibe, keine Passage, kein Geld, die Angst vor mir selbst, die Freiheit ist grausam“ (AF, Teil 2, 138).

Mithilfe einer guten Bekannten gelang es Alfred Fabian nach Überwindung einer Reihe von zum Teil erheblichen Schwierigkeiten und tatsächlich ‚in letzter Minute‘, bei der Lloyd Triestino ein Ticket für die Conte Rosso zu erstehen, die von Triest über Bombay nach Shanghai fuhr.

Da das Schiff Triest bereits verlassen hatte, musste Alfred Fabian allerdings direkt nach Venedig reisen und dort an Bord gehen:

„Abends 11 Uhr besteige ich den Zug nach Venedig. Immer noch quält die Angst. Erst nachdem ich die Grenze hinter mir habe, bekomme ich langsam das Gefühl, ein freier Mensch zu sein. Da mein Gepäck von Triest nach Venedig nicht nachgesandt worden ist, besteige ich mit einem Mantel über dem Arm die ‚Conte Rosso‘ zur Fahrt in die neue Heimat, Shanghai“ (AF, Teil 2, 139).

Und noch immer beschließt Alfred Fabian sein Manuskript nicht; vielmehr fügt er, nach allem, was er erlebt hat, über drei Seiten ein Gedicht zu seiner Befindlichkeit in Shanghai ein, aus dem ich einige Strophen zitieren will:

„Zu leben heißt kämpfen, und so wird es auch bleiben.
Nach Shanghai verfrachtet, nach qualvollen Jahren.
Und hier lasse ich mich schon vier Monate treiben.
Fast glaube ich, mir fehlt der Blick für die Gefahren.

.....
Ein stolzes Gerüst droht zu verfallen
Weil der Halt in ihm fehlt, ohne den es nicht geht.
Wie eine Katze zeigt mir das Dasein die Krallen
Weil mir der ganze Dreck hier bis zum Halse steht.

.....
Will leben, will lieben, will Entschädigung haben
Für viele Jahre, die man mir gestohlen
Will mein Herz nunmehr an anderen Dingen laben
Das Spießerdasein soll der Teufel holen.

.....
...
Sind wir auch in Shanghai, wir haben nicht vergessen,
Weil wir nicht können und weil wir nicht wollen
Denn das Erlebte verfolgt einen wie besessen
Man müsste uns doch eigentlich Achtung zollen.

.....
Es gab nur ein Will und ein Muss, kein Verzweifeln
Nur Lebende können das Unrecht rächen
Wir waren jahraus und jahrein nichts als Geiseln
Doch keiner der Knechte konnte den Mut uns brechen

.....
Wir wollen Leben, nicht um des Lebens willen
Wir stehen zielbewusst stets vor der Frage
Wird einst der Tag kommen, wo wir unsere Rache stillen
Ich sag es offen, ich hatte vier Jahre Angst vor dem nächsten Tage“.
(AF, Teil 2, Ende, ohne Seitenangabe).

Und damit schließt Alfred Fabian sein Manuskript endgültig ab.

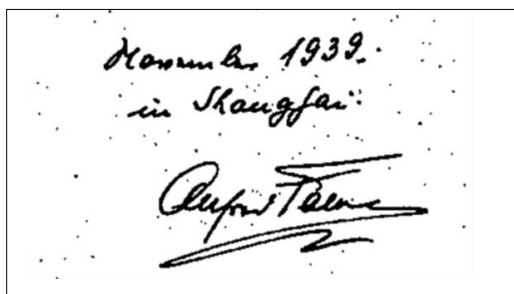


Abb. 36. Alfred Fabian, Manuskript, Teil 2, letzte Seite.
(Box: 5, Identifier: MS Ger 91, [58]). Houghton Library, Harvard University.

8. Schluss

Ich will meine Darstellung, die, wie eingangs erwähnt, sich sehr eng am Text von Alfred Fabian orientiert, abschließen, indem ich einige Fakten nachtrage. Dabei geht es zum einen um die Umstände der Freilassung, die er, als er sein Manuskript 1939 verfasste, nicht gut kennen konnte. Zum anderen will ich die wenigen bekannten Hinweise über sein weiteres Leben bis hin zu seinem frühen Tod am 8. November 1950 nachtragen.

Alfred Fabian erwähnte in seinem Manuskript, als er über die Umstände seiner Entlassung aus dem Lager Buchenwald sprach, mehrmals die erfahrene Unterstützung durch seinen Schwager Franz Kutzt, den Mann seiner Schwester Margarete (Gretchen).¹⁸⁷ Kutzt, der vermutlich kein Jude war, konnte sicherlich die Kontakte zum Lager und seinem Schwager Alfred herstellen und ihn auch nach seiner Entlassung für einige Tage aufnehmen. Aus den Unterlagen des Diözesanarchivs Berlin geht jedoch hervor, dass es Martin Fabian war, also Alfreds Vater, der sich intensiv um eine Reisemöglichkeit für seinen Sohn ins Ausland gekümmert hatte; diese bildete ja wiederum die Voraussetzung für eine Entlassung. Martin Fabian hatte auch die Gelder für die Schiffspassage in mühevoller Arbeit aufreiben können. Im März und April 1939 nahm er Kontakt zu zahlreichen Stellen auf, von denen er sich erhoffte, dass sie ihn beraten, vor allem aber, dass sie eine finanzielle Unterstützung für die Reise zur Verfügung stellen konnten. Aus den ersten erhaltenen Briefen vom März 1939 geht hervor, dass die Bemühungen um eine Ausreisemöglichkeit schon eingesetzt hatten und dass sie sich, realistischerweise, auf China bzw. Shanghai

187 Margarete Kutzt ist (vermutlich) am 2. März 1943 in Polen ‚umgekommen‘.

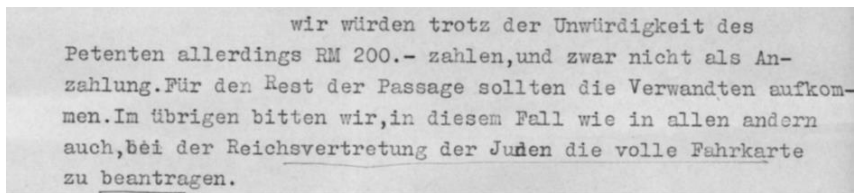
konzentrierten.¹⁸⁸ Allerdings waren alle bis dahin unternommenen Versuche gescheitert. So schrieb Martin Fabian am 24.3. an Dr. Wisinger vom Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin.¹⁸⁹

„Es war leider nicht möglich, für meinen Sohn eine Passage zu bekommen, da bis Ende d.J. keine Zeichnungen mehr angenommen werden.

Vielleicht ist (es) Ihnen möglich, über Hamburg eine Passage für meinen Sohn zu zeichnen.

Ich möchte dem armen Kerl gern helfen und wäre Ihnen sehr dankbar“.

Weitere Einrichtungen wurden konsultiert, so der St. Raphaels-Verein in Hamburg.¹⁹⁰ Es erfolgten Vorschläge, Hinweise auf Passagemöglichkeiten werden gemacht. Alles blieb ohne Erfolg. Entweder fuhren die Schiffe nicht, oder sie fuhren erst später, oder es gab keine freien Plätze, sodass die Suche weitergehen musste. Auch die Finanzierung war noch nicht gesichert. In einem Brief vom 2. Mai teilte der St. Raphaels-Verein, ohne auf eine Reiseumöglichkeit einzugehen, sehr harsch das Folgende mit.



wir würden trotz der Unwürdigkeit des
Petenten allerdings RM 200.- zahlen, und zwar nicht als An-
zahlung. Für den Rest der Passage sollten die Verwandten aufkom-
men. Im übrigen bitten wir, in diesem Fall wie in allen andern
auch, bei der Reichsvertretung der Juden die volle Fahrkarte
zu beantragen.

Abb. 37. Aus dem Schreiben des St. Raphaels-Vereins.
(Quelle: Diözesanarchiv Berlin).

In einer Nachricht vom 10. Mai wurde schließlich bestätigt, dass die Jüdische Gemeinde in Berlin sich für den Fall bereit erklärte, dass Herr Alfred Fabian eine Fahrkarte nach Shanghai nachweisen könne, die „Fahrtkosten 3. Klasse,

188 Shanghai war zwar zu Beginn des ‚Zweiten Japanisch-Chinesischen Krieges‘ (1937–1945) von den Japanern besetzt worden, hatte aber den Status einer ‚offenen Stadt‘, sodass zur Einreise kein Visum, sondern ‚nur‘ die Mittel für eine Schiffspassage benötigt wurden. Zugleich war Shanghai aufgrund der fremden Kultur, Sprache und klimatischen Bedingungen für die meisten Emigrant*innen lediglich der letzte Ausweg. Im Februar 1943 errichtete Japan für die jüdischen Flüchtlinge ein Ghetto, das bis zum Ende des Krieges bestehen blieb.

189 Die folgenden Unterlagen zur Ausreise werden im Diözesanarchiv Berlin aufbewahrt.

190 Der St. Raphaels-Verein (heute: Raphaelswerk e. V.) wurde 1871 zum Schutz katholischer Auswanderer gegründet.

das sind 7-800 Mark und M 40.-- für Gepäck, zu übernehmen“. Aber noch immer stand keine Passage in Aussicht. Eine für den 20. Juni ab Hamburg geplante Sonderfahrt fand nicht statt.

Schließlich, endlich, findet sich in den Unterlagen, zunächst ohne weitere Erläuterung, eine Quittung vom 19. Mai, ausgestellt vom Internationalen Büro der Deutschen Reichspost, aus der hervorgeht, dass für eine Passage für Herrn Alfred Fabian von Triest nach Shanghai 1500 Reichsmark entrichtet wurden. Das Schiff sollte aus Triest am 14. Juni 1939 ablegen.

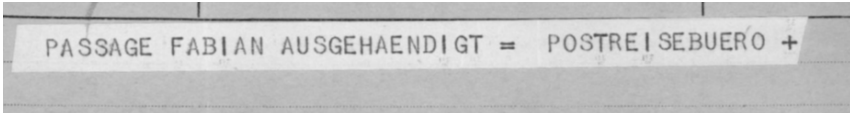


Abb. 38. Telegramm. (Quelle: Diözesanarchiv Berlin).

Nachdem nun auch noch der ‚Hilfsausschuss für katholische Nichtarier‘ in Hamburg und der Visa-Besorgungsdienst in Berlin eingeschaltet worden waren, folgt in den Unterlagen ein Telegramm des Internationalen Reisebüros der Deutschen Reichspost (aus Wien) mit einem lapidaren Inhalt:

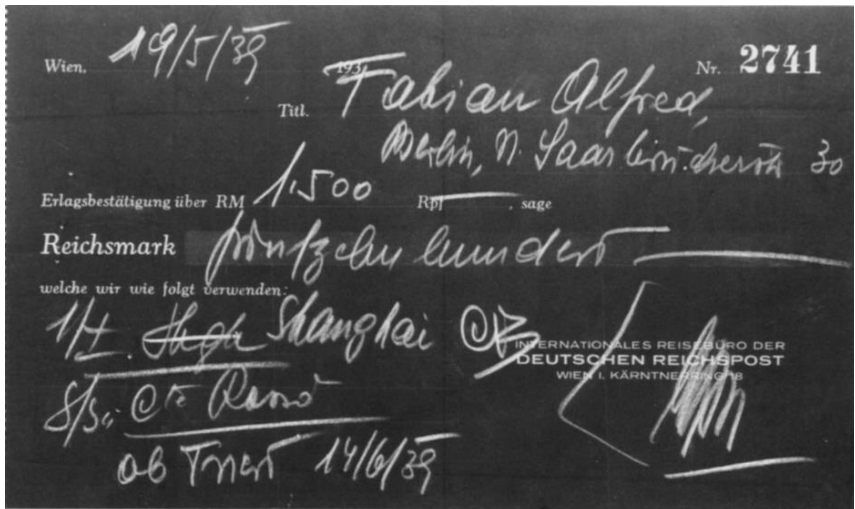


Abb. 39. Überweisung durch die Deutsche Reichspost.
(Quelle: Diözesanarchiv Berlin).

Die Korrespondenz endet am 17. Juni 1939 wiederum mit einem Brief an Martin Fabian. Anhand des vorliegenden Schriftwechsels lassen sich somit die enormen Anstrengungen Martin Fabians, die er für die Ausreise seines Sohnes erbracht hatte, ohne dass dieser davon wusste, nachvollziehen und auch würdigen: Martin Fabian stand, ‚als es darauf ankam‘, fest zu seinem Sohn.

Zum Leben von Alfred Fabian nach der erfolgten Emigration ist leider wenig bekannt. Einmal noch trat das Deutsche Reich in Erscheinung; und zwar, indem es Alfred Fabian am 9. April 1940 ausbürgerte (Liste 166: Deutscher Reichsanzeiger und Preußischer Staatsanzeiger Nr. 83 vom 9.4.1940, Nr. 62). In Shanghai wohnte er, zwischen 1939 und 1948, an verschiedenen Adressen: 612 Point Road, 53 Foochow Road (2. Floor, room 9), und 219 West End Garden. Bis auf die eingangs zitierte kurze Aussage in seinem Brief vom 14. Juli 1941, nämlich dass er in einem Heim lebte und gesundheitlich sehr angeschlagen war, erfahren wir wenig über sein Leben, das in Angesicht der Umstände in der ‚Freien‘ Stadt Shanghai, die tatsächlich unter einer strengen japanischen Verwaltung stand, nichts anderes als miserabel sein musste.

Alfred Fabian verließ Shanghai wie die meisten Emigranten mit dem Schiff, in diesem Fall der General M.C. Meigs, am 17. Februar 1948; die Ankunft in San Francisco erfolgte am 3. März 1948. Als Beruf wurde in die Schiffsliste (Damen-)Schneider (dressmaker) eingetragen. Nur noch wenige weitere (und sehr knappe) biographische Informationen sind bekannt:

1949 stellte Alfred Fabian einen Antrag für eine Resident Alien's Border Crossing Card (Genehmigung zum Grenzübertritt) für Kanada. Am 4. März 1949 wurde ihm diese für ein Jahr gültige Border Crossing Card in Buffalo, N.Y., unter der Alien Registration Nummer 56 71 999, ausgestellt. Seine Adresse lautete: 5800 Bartlett Street, Pittsburgh, PA. Als besondere Kennzeichen wurden angeführt: eine Hörstörung (defective hearing), die sicher auf die Misshandlungen zurückgeht, sowie eine Narbe am linken Arm (scarred left arm) – diese ist vermutlich auf die erlittene Verbrennung im KZ Kislau zurückzuführen. In den Unterlagen findet sich ansonsten nur noch eine Ankunft in den USA vom 17. September 1949; von Kanada aus traf er in Buffalo, New York, ein.

Die letzten Lebenszeichen, die sich recherchieren lassen, stammen von einer Rückreise aus Europa in die USA. Am 22. März 1950 reiste Alfred Fabian von Cherbourg (Frankreich) aus mit der ‚Queen Elizabeth‘ als tourist purser (Reisebegleiter); das Schiff lief am 28. März 1950 in den Hafen von New York ein. Für den 28. März findet sich ein weiterer Beleg, der ausweist, dass der staatenlose Alfred Fabian in das Ellis Island Hospital verbracht werden soll. Als Grund wurde ‚Medical Hold Mental‘ angegeben; es bestand also der Verdacht,

dass Fabian unter einer ‚psychischen Störung‘ litt, die (zunächst) seine Einreise in die USA verhinderte.

Alfred Fabian starb am 8. November 1950 im Alter von nur 53 Jahren. Seine Inhaftierungen und die damit verbundenen Leiden, fast fünf Jahre, in den Lagern Kislau, Dachau und Buchenwald sowie die acht Jahre in Shanghai hatten ihm nicht nur viele Freunde, sondern auch die Freude am Leben genommen. Im ‚Aufbau‘ vom 24. November 1950 findet sich eine kleine Todesanzeige:

„Nach langem, schweren Leiden entschlief am 8. November 1950 Herr **Alfred Fabian**, geboren am 25. Juni 1897 in Luckenwalde (Berlin), gelebt in Dresden, Shanghai, **Seine Freunde**, Pittsburgh, Pa.“ (Aufbau XVI, No. 46, 32; Hervorhebung i. O.).¹⁹¹

Auf dem jüdischen Friedhof in Pittsburgh existiert sein einfacher Grabstein, ohne ‚weitere individuellen Informationen oder Symbole‘; eventuell errichtet von der dortigen jüdischen Gemeinde, die zwar wusste, dass der Verstorbene Jude war, die aber über keine weiteren Informationen im Hinblick auf seine Person verfügte.

Die Inschrift lautet:¹⁹²

„1. Zeile: von rechts nach links hebr. Buchstabe P (פ), Davidstern, hebr. Buchstabe N (נ), Die Buchstaben ergeben zusammen die Abkürzung der beiden Wörter – in Umschrift: pō niqbār („hier ist begraben“). ... 4. Zeile: fünf Buchstaben T - N - Ş – B - H, für die Worte: tēhī nafšō şərūrā bişrōr hehayyim: „Möge seine Seele eingebunden sein in das Bündel des Lebens“, eine Standardformulierung in Anspielung an 1 Samuel 25_29“.

191 Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, dass der ‚Aufbau‘ genau an diesem Tag auf der Titelseite mit folgender Überschrift aufmachte: ‚Der Prozess gegen Ilse Koch beginnt‘. Ilse Koch, die Frau des Lagerleiters in Buchenwald, war wegen Tötungen und Misshandlungen von Gefangenen angeklagt. In der Anklageschrift vom 10. Mai 1950 wird unter Punkt p) auch eine Misshandlung von Alfred Fabian aufgeführt. Nachdem er sein Vergehen der Rassenschande eingestanden habe, „schlug ihn die Angeschuldigte mit den Worten: ‚Du altes Schwein‘ oder ‚Du alte Sau‘ mit einer Gerte oder Reitpeitsche ins Gesicht. Davon platzte ihm die Haut auf der Nase auf. Die Narbe ist noch heute zu sehen“ (Anklageschrift, 74). Alfred Fabian hatte seine Aussage ‚bei einer früheren richterlichen Vernehmung‘ getätigt. Der Prozess (am Landgericht Augsburg) gegen Frau Koch begann am 27. November 1950 und endete am 15. Januar 1951 mit der Verurteilung zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe.

192 Ich danke Herrn Dr. Reinhard G. Lehmann von der Forschungsstelle für Althebräische Sprache und Epigraphik der Universität Mainz sehr herzlich für die Übersetzung und die darüber hinausführenden Erläuterungen.

Dass es dort schließlich auch heißt, dass ‚die Seele der Feinde hinweg geschleudert werde‘, beinhaltet dann doch auch einen der Beweggründe Alfred Fabians nach seiner Emigration aus Deutschland: dem Gedanken der Vergeltung.



Abb. 40. Die Grabplatte auf dem Chesed Shel Emeth Cemetery in Pittsburgh, PA.
<http://www.usgwarchives.net/pa/allegheeny/tsphotos/chesedshelemeth-shaler/new-cemetery/fabian-alfred.jpg>

III. Aberkennungstrilogie

1. Weder Solidarität noch Recht noch Liebe – Grundzüge einer Moral der Aberkennung¹⁹³

Einleitung

Hartmut von Hentig hat in seiner 1993 verfassten Schrift ‚Die Schule neu denken‘, in deren Untertitel ‚Eine Übung in praktischer Vernunft‘ noch deutlicher wird, worum es ihm geht, den amerikanischen Spielfilm ‚Grand Canyon‘ aus der Perspektive kommentiert, dass uns Sicherheit und Gemeinsamkeit „abhanden gekommen (sind) – unwiderruflich und auf der ganzen Linie“ (S. 23).

In einer Episode dieses Films wird gezeigt, wie ein Autofahrer, ein Rechtsanwalt aus Los Angeles, bei dem Versuch, einen Stau zu umfahren, in eine unwirtliche Gegend gerät, in der schließlich sein Auto versagt. Beim Warten auf den Abschleppdienst wird dieser Mann, ein Weißer, von einer Gruppe schwarzer Jugendlicher umringt und eingeschüchtert. Für den Weißen sind diese jungen Leute, so von Hentig, ‚Klassen- und Rassenfeinde‘. Kurz bevor es zum Konflikt mit einem vorhersehbaren Ergebnis kommt, trifft der Abschleppwagen ein und der Automechaniker, ein kräftiger Mann, ebenfalls ein Schwarzer, entsteigt dem Fahrzeug. Er will mit seiner Arbeit beginnen, erkennt dann die Situation, legt seinen 80 cm langen Schraubenschlüssel zu Boden und wendet sich an die Gruppe und deren Anführer:

„Leute“, sagt er eindringlich, „ihr wisst, so sollte es nicht sein (this isn’t the way it should be). Ich sollte meine Arbeit tun können; der Mann sollte zu seiner Familie nach Hause fahren dürfen; und ihr cleveren Burschen solltet einen Job haben, der euch Spaß macht und ernährt“.

Dann nimmt er die Arbeit [...] auf. Aber der Gangführer weicht nicht. Er will wissen, ob der andere ihn respektiert. Der richtet sich wieder auf, dreht sich um, sieht ihn von oben bis unten an und sagt: ‚Ja, ich respektiere dich.‘ ‚Mich? – oder das hier?‘ Der Gangführer zeigt dabei auf seine Hosentasche. Der Hüne, nach kurzem Zögern: ‚Ich habe Deine Waffe gesehen.‘ Daraufhin gibt der Führer seinen Leuten ein Zeichen zum Rückzug“ (ebd.).

193 Eine frühere Fassung erschien in Drerup/Fölling 2006.

Hentig kommentiert diese Episode nur kurz: Sie „zeigt, was Wahrhaftigkeit gepaart mit Klugheit ausrichten kann – die eigene Waffe fallen lassen und an die verleugnete Sehnsucht des anderen rühren“ (ebd.).

In meinem Text soll es zunächst um diese Sehnsucht nach Respekt und Anerkennung als Grundvoraussetzung menschlichen Zusammenlebens gehen, bevor ich in einem ausführlicheren zweiten Schritt und im Umkehrschluss zur gegenwärtigen Diskussion unter der Überschrift der biographischen Aberkennung soziales Handeln im Sinne von Beleidigung, Entwürdigung und Erniedrigung thematisieren will.

I Das Konzept der moralischen Anerkennung

Jürgen Habermas hat den Begriff der Moral im Anschluss an die Diskussion zu Moralität (im Sinne von Kant) und Sittlichkeit (im Sinne von Hegel) aus einer anthropologischen wie entwicklungsbezogenen bzw. biographischen Perspektive eingeführt.

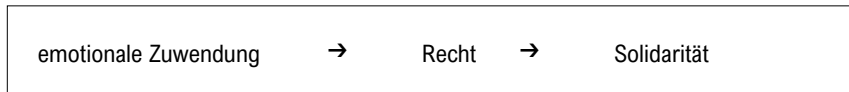
„Moralisch‘ möchte ich alle die Intuitionen nennen, die uns darüber informieren, wie wir uns am besten verhalten sollen, um durch Schonung und Rücksichtnahme der *extremen Verletzbarkeit* von Personen entgegenzuwirken. Unter anthropologischen Gesichtspunkten läßt sich nämlich Moral als eine Schutzvorrichtung verstehen, die eine in soziokulturelle Lebensformen strukturell eingebaute Verletzbarkeit kompensiert. In diesem Sinne versehrbar und moralisch schonungsbedürftig sind Lebewesen, die allein auf dem Wege der Vergesellschaftung individuiert werden. [...] Sprach- und handlungsfähige Subjekte werden [...] als Individuen allein dadurch konstituiert, daß sie als Mitglieder einer jeweils besonderen Sprachgemeinschaft in eine intersubjektiv geteilte Lebenswelt hineinwachsen“ (Habermas 1986, S. 20; Hervorhebung i. O.).

Auch der sich in diesem Zusammenhang anbietende Begriff der (moralischen) Anerkennung spielt, vor allem in der sozialphilosophischen Diskussion, eine entscheidende Rolle (vgl. den historischen Abriss in Rath 2002). Die Frage, wie Identitäten sich in Auseinandersetzung mit anderen ausbilden, und was die Bedingung der Möglichkeit für diese Umgangsweisen ist, wird nicht nur in der Philosophie, sondern auch in den Sozial- und Erziehungswissenschaften diskutiert. So greifen z. B. Heiner Keupp und andere (1999) in ihrer Arbeit über ‚Identitätskonstruktionen‘ in der Spätmoderne die für eine Identitätsbildung entscheidende Frage auf, wie Anerkennung von ‚signifikanten anderen‘ erfahren wird (vgl. S. 252ff.) und weisen zugleich darauf hin, dass es sich hier-

bei um eine Problematik handelt, die insbesondere in der Gegenwart virulent sei. „Solange Milieu, Klasse und Status dem Subjekt vorgaben, wer es zu sein habe, genoß Identität eine selbstverständliche Anerkennung“ (ebd., S. 252). Dass diese Aussage in dieser Allgemeinheit nicht zutrifft, sondern dass es auch in der Vergangenheit, genauer: in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, schon Anerkennungs- wie Aberkennungsprozesse gab, soll im Folgenden gezeigt werden.¹⁹⁴

Zentraler Ausgangs- und Bezugspunkt für viele dieser Beiträge ist dabei der Ansatz Axel Honneths, der seit seiner ersten ausführlichen Veröffentlichung ‚Kampf um Anerkennung‘ (1992) eine Reihe weiterer einschlägiger Publikationen vorgelegt hat (2003; 2005). Dabei stellen die Fundierung einer intersubjektiv ausgerichteten Theorie der Moral bei gleichzeitiger Betrachtung der ontogenetischen Bildung des Subjekts jene beiden Komponenten der Arbeiten Honneths dar, die sich in einem sozialwissenschaftlichen Kontext als anschlussfähig erweisen.

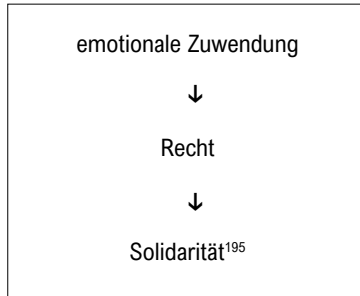
Ich gehe daher kurz auf Honneths Überlegungen ein. Anerkennung umfasst für ihn die folgenden drei Elemente:



Die Bedeutung der emotionalen Zuwendung für die Entwicklung des Kindes, Erikson spricht vom Aufbau von Urvertrauen, Oevermann vom ‚strukturellen Optimismus‘, ist vor dem Hintergrund unterschiedlicher Theorietraditionen ausführlich untersucht und gut belegt worden. Weniger intensiv untersucht, aber doch noch gut vertraut sind Ergebnisse, die die Einsozialisation in Rechtsverhältnisse (vgl. Weyers et al. 2007) beziehungsweise Solidaritätsbeziehungen darstellen. Honneth kann dazu auf die Arbeiten von George H. Mead verweisen, die den Übergang nicht nur vom signifikanten zum generalisierten anderen, sondern auch den weiteren Übergang zur ‚Existenz eines universell geteilten Werthorizonts‘ (Honneth 1992, S. 196), dem ‚universe of discourse‘ (Mead), thematisieren.

194 Für die Erziehungswissenschaft haben u. a. Benno Hafener, Peter Henkenborg und Albert Scherr in ihrem Sammelband ‚Pädagogik der Anerkennung‘ (2002), für die Soziale Arbeit Gregor Sauerwald, Brigitte Bauer und Sven Kluge ‚Kampf um Anerkennung. Zur Grundlegung von sozialer Arbeit als Anerkennungsarbeit‘ (2002) sowie Eva Borst in ihrer Monographie ‚Anerkennung der Anderen und das Problem des Unterschieds‘ (2003) sowohl auf praxisrelevante als auch auf bildungstheoretische Implikationen der Debatte hingewiesen und diese in verschiedene Richtungen ausziseliert.

In diesen sozialisatorischen Schritten wird zunächst a) das diffuse Handeln des Kleinkinds durch rollenförmiges, d. h. soziales und rechtsförmiges Handeln aufgehoben und b) letzteres wiederum durch die Anerkennung individueller Unterschiede und die Bildung von Ich-Identität im Rahmen von Solidarverhältnissen, sodass sich lebenspraktisch die folgende biographisch-ontogenetische Entwicklungssequenz ergibt:



In späteren Veröffentlichungen hat Honneth zudem einen weiteren Aspekt betont und das Verhältnis von Erkennen und Anerkennen auf zwei Ebenen untersucht:

- a) Zum einen auf der ontogenetischen Ebene (Genesis)
- b) zum anderen auf einer systematisch/kategorialen Ebene (Geltung).

Auf der ontogenetischen Ebene zeigt sich, insbesondere im Anschluss an die empirischen Arbeiten zu Kleinkindern, dass die emotionale Identifikation des Kleinkindes mit seiner Bezugsperson der kognitiven Entwicklung vorausgeht (vgl. Honneth 2005, S. 46ff.).¹⁹⁶ Komplizierter ist die systematische Beweisführung. Dennoch kann auch hier eine Argumentation überzeugen, die davon ausgeht, dass ein erkennendes oder wissendes Subjekt (immer schon) in einen sozialen Rahmen ‚wechselseitiger Anerkennung eingebettet ist. „Das Gewebe der sozialen Interaktion“, so Honneth, „ist nicht [...] aus dem Stoff kognitiver

195 Mir scheint es plausibler, dass im Anschluss an die Phase der emotionalen Zuwendung sowohl Rechts- als auch Solidaritätsverhältnisse sich gleichzeitig, also nebeneinander in den Subjekten ausbilden. Ich denke, dass dies eine empirische, also im Prinzip leicht zu beantwortende Frage ist.

196 Ähnliche Aussagen lassen sich schon bei Schaffer 1978 und auch bei Werner Loch (1979, 1981), finden, die beide davon ausgehen, dass das Kind gewissermaßen in Emotionalität (bzw. in Sprache) ‚gebadet‘ wird (vgl. Garz 2000).

Akte, sondern aus dem Material anerkennender Haltungen gewebt“ (2005, S. 58).¹⁹⁷

Folgt man dieser Analyse, so lässt sich die Einbettung des Kognitiven in die Lebenspraxis oder auch das Entspringen des Kognitiven aus dieser Lebenspraxis angemessen nachvollziehen. Deutlich wird dann auch, dass diese Lebenspraxis, da sie menschliches Handeln strukturiert, die Gestalt einer Lebensform, einer Sittlichkeit, annimmt.¹⁹⁸ Alles Erkennen, bis hin zur Wissenschaft als systematischer Form der Erkenntnisgewinnung insgesamt, ruht auf dieser Alltagspraxis auf.

II Moralische Aberkennung – eine rekonstruktive Analyse

Die folgende Diskussion basiert auf Studien, die im Rahmen mehrerer Forschungsprojekte vorgenommen wurden (für Ergebnisse vgl. u. a. Bartmann 2006, 2013; Blömer 2004, Garz 1999, 2000, 2006, 2013 a, b; Kirsch 2010, Lohfeld 1998, 2003; Rüttgens-Pohlmann 2006/2008). Als Grundlage dienen dabei die autobiographische Manuskripte, die zum Korpus des Harvard Preisausschreibens gehören.

Die autobiographischen Einsendungen sollen im Folgenden aus der Perspektive der moralischen Aberkennung auf zwei Ebenen analysiert werden: Der sozialisatorisch vermittelte lebensgeschichtliche Prozess der Anerkennung kann entweder (1.) nicht an sein Ende gelangen: Dann wird Anerkennung nicht vollumfänglich, sondern nur in Ansätzen, beispielsweise auf der emotionalen und rechtlichen Ebene bzw. der emotionalen und solidarischen Ebene gewährt und erreicht (**Nicht-Anerkennung**); diese Form der gesellschaftlichen Ausgrenzung betrifft in der Regel jüdische bzw. als jüdisch definierte Personen. Oder der Prozess kann (2.) seine Umkehrung erfahren: Aus Anerkennung wird **Aberkennung**, das heißt aus Anerkennungsverhältnissen werden Aberkennungsverhältnisse, aus Anerkennungsprozessen werden Aberkennungsprozesse. Diese Form der gesellschaftlichen Ausgrenzung kann alle Personen betreffen. Sie impliziert eine radikale Form moralischer Entwertung bzw. Degradierung (Goffman), da hier im Anschluss an eine vorgängige Anerkennung Schritt für Schritt Solidarität, Recht und schließlich emotionale

197 Die Nichtberücksichtigung von Anerkennungsbedürfnissen führt schließlich zur Verdinglichung (vgl. Honneth 2005), d. h. zur Problematik, Menschen wie Dinge zu behandeln; vgl. auch Derbolav 1971, S. 96ff.

198 Honneth (1990) spricht von der ‚moralischen Infrastruktur‘; Opatow (1995, S. 347) vom ‚scope of justice‘ bzw. einer ‚moral community‘.

Zuwendungen entzogen werden, also eine extreme Form der Verlaufskurve (Schütze) vom psychischen über den sozialen bis zum realen Tod sich ihre Bahn prägt.

Es wird in diesem Zusammenhang weiterhin deutlich, dass es sich bei der Analyse von Aberkennungsprozessen und der sich dadurch im Subjekt niederschlagenden Spuren einerseits, aber auch deren Bearbeitung andererseits, um eine Verschlingung von sozialer Makro- und Mikroebene handelt. In der Sprache von Ulrich Oevermann (2004b): Sowohl der Erzeugungs- als auch der Auswahlparameter einer Lebenspraxis sind beteiligt.¹⁹⁹

a) **Nicht-Anerkennung – Verweigerter Solidarität**

Ich gehe zunächst auf den Fall der nicht gewährten bzw. ‚verweigten‘ Anerkennung in Form der Missachtung ein und verdeutliche ihn vor allem anhand des ‚Konzepts der Ehre‘:

Obwohl der formaljuristische Akt der Gleichberechtigung jüdischer Bürger in Österreich 1867, in Deutschland 1871, vollzogen wurde, kann man für weite Bereiche des gesellschaftlichen Lebens weder in der Ersten Österreichischen Republik noch in der Kaiserzeit bzw. in der Weimarer Republik von einem durch Solidarität geprägten Verhältnis zwischen nichtjüdischen und jüdischen Österreichern bzw. Deutschen ausgehen. Ausgrenzungen im Sinne der Aberkennung der Ehre waren die Regel. Beispielsweise konnten jüdische Deutsche in der Regel keine Mitgliedschaft in Vereinen erwerben, ebenso war es der männlichen universitären Jugend verwehrt, in studentische Verbindungen einzutreten.²⁰⁰

„So haben die Corps in ihrer Gesamtheit und ein sehr grosser Teil der Burschenschaften den Juden die Aufnahme verweigert und es auch abgelehnt, Juden Satisfaktion zu geben; das heisst, Ehrenhandel mit ihnen auf studentische Weise zum Austrag zu bringen“ (Hermann Klugmann, Ms. 113, S. 14).

199 Eine solche Konzeption entgeht im Übrigen dem Vorwurf von Bourdieu, wonach der Bezug auf Biographien allein, d. h. ohne Berücksichtigung des gesellschaftlichen Kontexts, nur zu unvollständigen biographischen Ergebnissen führen kann: „Der Versuch, ein Leben als eine einmalige und sich selbst genügende Abfolge von Ereignissen zu verstehen, deren einziger Zusammenhang in der Verbindung mit einem ‚Subjekt‘, besteht, (dessen Konstanz nur die eines Eigennamens sein dürfte), ist ungefähr so absurd wie der Versuch, eine Fahrt mit der U-Bahn zu erklären, ohne die Struktur des Netzes zu berücksichtigen, das heißt die Matrix der objektiven Relationen zwischen den verschiedenen Stationen“ (Bourdieu 2003, S. 42).

200 Vgl. für eine stärker theoretische Beschreibung Elias 1992.

Konkret konnte diese Form der Nichtanerkennung im Sinne des Versagens einer auf die damaligen Vorstellungen der Einhaltung von Ehre bezogenen Solidarität die folgende Gestalt annehmen. Der 1892 geborene Edmund Heilpern schildert ein Ereignis aus seiner Zeit als Student, welche im Zusammenhang mit einer Forderung zum Duell steht, das etwa 1911 in Wien stattfinden sollte:

„Wir erschienen im Kaffeehaus, im Astoria, an einem vorher bestimmten Tisch, zur festgesetzten Zeit. Eine Minute später erschienen die Sekundanten von Gustav A. Kurze formelle Vorstellung. Dann eröffnete der eine Sekundant, ein älterer Coleurstudent, die Sitzung mit der Frage: ‚Bevor wir in Einzelheiten eingehen bin ich verpflichtet laut Vorschrift meiner Verbindung zu fragen ‚Sind die Herren Arier‘? Wir waren auf die Frage gefasst. Trotzdem wurden wir überrascht, hatten wir doch angenommen, dieser sogenannte ‚Arierparagraph‘ wäre doch nur ein bluff. Jetzt sahen wir, es war bitter Ernst. Meine Selbstbeherrschung nützte mir diesmal und so antwortete ich ruhig: ‚Ich bin Jude‘. Trotzdem klopfte mir das Herz bis zum Hals hinauf. Ich glaube, es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich diesen Satz auszusprechen hatte.

Kurt R. war nicht so gefasst. Er stotterte: ‚Wie meinen die Herren das ich bin Katholik meine Mutter ist katholisch mein Vater ist jüdisch gewesen jetzt auch katholisch ...‘.

Die Gegenseite verzog keine Miene. Der Ältere antwortete steif und förmlich: ‚Die Religion spielt keine Rolle – das Blut allein ist massgebend – da sich meine Verbindung zum Weydhofner Prinzip²⁰¹ bekennt, sind wir leider nicht in der Lage, die Herren als Sekundanten anzuerkennen‘. Steht auf, schlägt die Hacken zusammen, geht.

Wir wussten, was das Weydhofner Prinzip war. Jener verfluchte Paragraph, der den Statuten der nationalen Studentenverbindungen einverleibt wurde, – 1905 war es, soweit ich mich erinnere –, der Paragraph:

‚Der Jude ist nichtswürdig und bar der Ehre.

Also kann er Satisfaktion weder fordern noch geben““ (Edmund Heilpern, Ms. 92, S. 18).

Noch in der erzählenden Wiedergabe des Vorfalles, der ja von den beiden als jüdisch deklarierten Studenten entgegen der Aussage im Text wenig souverän gemeistert wurde, kann man die Erregung und die damit einhergehende Irritation des Autors deutlich erkennen.

201 Das ‚Waidhofener Prinzip‘ wurde vom ‚Waidhofener Verband der wehrhaften Vereine Deutscher Studenten‘ 1896 proklamiert.

Aber auch andere Bereiche des gesellschaftlichen Lebens waren von dieser Form der ‚ehrabschneidenden‘ Nichtanerkennung betroffen, wie die folgende, ebenfalls von Edmund Heilpern berichtete Episode offenbart:

„Ich war Mitglied der ‚Lutinsten‘, einem Amator-Orchester zur Pflege historischer Musik. Ich spielte Gitarre, war zweiter Konzertmeister, hatte meine Prüfung am Konservatorium eben mit ‚sehr gut‘ bestanden. Ich liebte Musik leidenschaftlich und die Abende im Orchester der Lutinsten gehörten zu meinem Glück. Die Lutinsten waren als Klub organisiert. Um Mitglied zu werden, hatte man eine Prüfung abzulegen und dann noch eine Ballotage (eine geheime Abstimmung mit weißen oder schwarzen Kugeln; DG) zu absolvieren. Ich hatte eine Universitäts-Kollegin und gleichzeitig meine Schülerin in Gitarre. Die stellte ich nun den Lutinsten vor. Sie bestand die musikalische Prüfung ausgezeichnet. Dann kam die Ballotage. Nach einigen Tagen sagte mit der Dirigent und gleichzeitig Vorsitzende des Klubs ‚Fräulein X ist abgelehnt‘. Er war ziemlich verlegen, gab aber zuletzt zu, dass Frl. X allen Anforderungen durchaus entsprechen würde. Sie wäre musikalisch, aus bester Familie, sehr wohlhabend, ungewöhnlich gebildet, hübsch, idealistisch aber sie wäre jüdisch, und einige Mitglieder der Lutinsten wären zwar garnicht antisemitisch, aber so nahe mit einem Juden verbunden zu sein, das möchten sie doch gerne vermeiden“ (ebd., S. 16).

Dieser ‚Wille zur gesellschaftlichen Ausgrenzung‘ zeigt sich schließlich auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene auch anhand der von dem preußischen Kriegsminister Wild von Hohenborn im Oktober 1916 angeordneten Zählungen über die Beteiligung jüdischer Männer am Ersten Weltkrieg.

„Auch musste ich, wie mein Sohn und alle anderen juedischen Kriegsteilnehmer die ominoese ‚Judenzaehlung‘ ueber mich ergehen lassen. Dies und die Anklage der ‚Drueckebergerei‘ verbitterten uns damals sehr“ (Joseph Levy, Ms. 134, S. 24).

Ausgrenzungen dieser Art waren der jüdischen Bevölkerung durchaus vertraut, wie Böckenförde unter der Überschrift des ‚Bürgerverrats‘ thematisiert: „Mit Anfeindungen innerhalb der Gesellschaft bei sich ausbreitendem Antisemitismus waren [die jüdischen Staatsbürger; DG] vertraut; sie konnten es gelassen nehmen, weil sie sich als Staatsbürger im Schutz des Staates wussten“ (Böckenförde 1997, S. 167).

Tatsächlich war dieses Vertrauen in den deutschen Staat, in seine Gesetze und seine Verordnungen bis weit in die Zeit des Nationalsozialismus hinein

schier unverrückbar. Wie stark und ungebrochen diese Erwartungen waren, belegt die Aussage Leo Grünebaums:

„Kurzum, wenn ich diese Jahrzehnte vor Hitler überdenke, überkommt mich das Gefühl einer Sicherheit, Geborgenheit, selbstverständlicher Gleichberechtigung und eines Empfindens, wie gesund der Kern und die Masse des deutschen Volkes in seiner inneren und ethischen Struktur war. Dieses Gefühl hatte durch ein Leben hindurch so fest in mir gesessen, dass ich [...] am 10. November 1938, als ich in der Frühe erfuhr, dass die Synagogen in Köln brennen würden und ‚Pogrome‘ stattgefunden hätten, das zunächst für ein Greuelmärchen hielt, als innerhalb des deutschen Volkes unmöglich, trotz allem, was wir seit 1933 bereits erlebt hatten“ (Leo Grünebaum, Ms. 84, S. 7).

Insofern ist es auch nachzuvollziehen, dass Gedanken an die durch die ‚Unrechtslage‘ bewirkten Gefahren nur sehr langsam in das Bewusstsein der Betroffenen einsickerten. So wandte sich der Lehrer Heinrich Lichtenstein noch am 24. Juli 1933, im Vertrauen auf die Rechtsstaatlichkeit, aber auch in Erkenntnis der Gefahr, gegen die Entlassung aus dem Schuldienst als ‚national unzuverlässig‘ mit einem Gesuch an ‚das hohe hessische Ministerium‘:

„Mit gutem Gewissen kann ich beteuern, meinen Dienst immer in Treue und Gewissenhaftigkeit erfüllt zu haben. Stets habe ich alle Kraft daran gesetzt, die mir anvertraute Jugend in vaterlaendischem Geiste zu erziehen, wie mir auch die Erfuellung meiner persoenlichen Pflichten gegen das Vaterland eine Selbstverstaendlichkeit war“ (Heinrich Lichtenstein, Ms. 138, S. 49).

Dass mit der Aufdeckung dieser Form der ‚negativen Entwicklung‘ ein Desiderat biographischer Forschung vorliegt, darauf haben sowohl Jürgen Straub, der zur Kennzeichnung von Aberkennungsverhältnissen auf den Begriff der Widerfahrnis zurückgreift (1999, S. 41ff.), als auch Fritz Schütze hingewiesen, der mit dem Konzept der Verlaufskurve nicht nur ähnliche, wenn auch unterscheidbare Entwicklungen auf den Begriff bringt (z. B. 1981, 1995; 2016; zum Vergleich von Prozessen der Verlaufskurve und der Aberkennung siehe Blömer 2004), sondern auch sehr detaillierte empirische Studien vorgelegt hat.

b) Aberkennung – Weder Solidarität noch Recht noch Liebe

Als erste Annäherung an eine Definition der Aberkennung, will ich die folgenden Bestimmungen festhalten.

Unter einem Aberkennungsprozess²⁰² soll ein Vorgang verstanden werden:

1. der von außen auf das Leben der Betroffenen zugreift,
2. sie in ihrer Entscheidungsfreiheit massiv einschränkt und
3. sich entsprechend auf eine tiefgreifende Weise auf ihre Lebenspraxis auswirkt und über die Form der Missachtung hinausgeht, sodass sich der folgende, von Honneth markierte Verlauf mit seinen Konsequenzen ergibt.

Keine Solidarität	=	Missachtung	= Herabwürdigung individueller und kollektiver Lebensweisen
↓			
Keine Rechte	=	sozialer Tod	= Erniedrigung
↓			
Keine emotionale Zuwendung	=	psychischer Tod	= Verletzung leiblicher Identität

Im Folgenden soll das Konzept der Aberkennung anhand von drei Fallbeispielen erläutert werden (vgl. dazu auch die Arbeit von Blömer 2004). Bei den Personen handelt es sich um nichtjüdische Deutsche, die zwischen 1933 und 1938 in die USA emigriert sind: im Februar 1938 Heinrich Kromayer, im September 1938 Friedrich Reuß²⁰³ und schon im April 1933 Hildegard Bollmann. Ich gebe jeweils zunächst eine kurze Zusammenfassung der Biographie wieder und rekonstruiere dann den Prozess der Aberkennung. Hervorzuheben ist weiterhin, dass es sich um drei unterschiedliche Formen der Aberkennung handelt, und damit erste Schritte zu einer Typisierung bzw. Typenbildung vorliegen.

Biographie 1: Heinrich Kromayer, *29.10.1900

Heinrich Kromayer wurde in Freiberg in Sachsen geboren. Zu seinen Vorfahren gehörten Pfarrer und Gelehrte, sein Vater hatte jedoch aus finanziellen Gründen den Kaufmannsberuf ergreifen müssen (ausführlicher: Blömer/Garz 1998a).

202 Dieser Prozess lässt sich als pfadabhängig verstehen (vgl. Garz 2014) und Kap. III.3.

203 Friedrich Reuß wurde von den Nationalsozialisten aufgrund seiner jüdischen Vorfahren und entgegen seiner eigenen Auffassung als Jude deklariert.

Er studierte nach dem Abitur Wirtschaftswissenschaften und schloss dieses Studium mit der Promotion ab. Als ihm eine Stelle an einer Berufsschule in Weimar angeboten wurde, nahm er dieses Angebot dankend an, um sich seinen „alten Wunsch, Lehrer zu werden“ (Kromayer, Ms. 122, S. 1), erfüllen zu können. Der enge Kontakt mit seinen Schülern aus der Arbeiterklasse führte dazu, dass er 1925 der SPD sowie der ‚Allgemeinen Freien Lehrergewerkschaft Deutschlands‘ (AFLD) beitrug. – Nur nebenbei erwähnt er, dass er eine jüdische Frau geheiratet hat und dass aus der Ehe zwei Kinder hervorgegangen sind.

In Thüringen kam es bereits 1930 zu einer Regierungsbeteiligung der Nationalsozialisten, was zu Kromayers Entlassung führte. „Bald darauf teilte ich mit neunzehn anderen Berufsschullehrern die Ehre, unter den ersten zu sein, die der Nationalsozialismus als ungeeignet fuer ihren Beruf ansah“ (ebd., S. 22).

Im gleichen Jahr konnte er jedoch eine Stelle als Leiter einer Berufsschule in Walkenried im Freistaat Braunschweig antreten. Aus dieser Position wurde er jedoch im Frühjahr 1932, nachdem die NSDAP auch hier in die Regierung eingetreten war, erneut entlassen. Für kurze Zeit gelang es ihm noch einmal, eine Anstellung als Pädagoge zu erlangen, in dem er Lehrer (später: Leiter) an der Polizeiberufsschule in Waldenburg in Niederschlesien wurde. Da Heinrich Kromayer auch seine dortigen Chancen zum Verbleib als gering ansah, wechselte er im Januar 1933 zur ‚Deutschen Gasolin‘ in Berlin; dort trat er sowohl der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation (NSBO) als auch dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband bei, einer überaus konservativ ausgerichteten Berufsorganisation der Angestellten. Doch rasch stiegen Ängste in ihm auf, dass seine Mitgliedschaft in der SPD und seine, wie er es selbst nennt, „nichtarische Versippung“ (ebd., S. 49) entdeckt werden könnten. In der Tat sickerten diese Informationen an offizielle Stellen durch, und ein möglicher Karrieresprung wurde dadurch verhindert. Dennoch wurde er im Sommer 1935 aufgrund seiner beruflichen Leistungen zum Leiter der volkswirtschaftlichen Schulung für die Berliner Übungsfirmen befördert. Aber erneut wurde sein politischer und persönlicher Hintergrund aufgedeckt und seine „nationalsozialistische Laufbahn“ (ebd., S. 52) war beendet. Heinrich Kromayer konnte im Februar 1938 mit seiner Familie in die USA emigrieren.

Analyse:

Der Aberkennungsprozess des Heinrich Kromayer verläuft wellenförmig: „Er ist gekennzeichnet durch ein Auf und Ab zwischen An- und Aberkennung“ (Blömer 2004, S. 234). Insofern entspricht er einem Muster, das dem generellen Verlauf des sich nach und nach durchsetzenden Nationalsozialismus ent-

spricht, d. h. einem Prozess, der (zunächst) uneinheitlich verläuft und stark von regionalen Entwicklungen und persönlichen Entscheidungen der jeweiligen Verantwortlichen geprägt ist. Indem Heinrich Kromayer zwar ‚Vorsichtsmaßnahmen‘ im Hinblick auf den Umgang mit den neuen Regierenden trifft, gleichzeitig aber durchaus zu Kompromissen bereit ist, bewegt er sich auf einem schmalen Pfad, auf dem sich jederzeit Hindernisse in den Weg stellen können. Teilweise können ihm seine alten Bezugsgruppen noch helfen, teilweise kann er die neuen Anforderungen nicht (mehr) erfüllen, sodass er in einen wechselnden Rhythmus zwischen An- und Aberkennung gerät, wobei er sich in die Gefahr begibt, sich peu à peu den neuen Machhabern anzuschließen. Dass ihm dies, zumindest im Nachhinein, deutlich wurde, belegen seine Aussagen im autobiographischen Manuskript. Zum Zeitpunkt des Schreibens werden

„Erinnerungen an Geschehnisse, an Menschen und an ihre Worte und Taten, Hoffnungen und Enttäuschungen, an Aengste und Beschaemungen [...] wieder lebendig und an der Befriedigung, die ich nun empfinde, nachdem all das eine Form ausser mir gewonnen hat, sehe ich, welche Last all dies fuer mich bedeutete“ (Kromayer, Ms. 122, S. 1).

Biographie 2: Friedrich Reuß, *5.7.1904

Friedrich Reuß wurde in Würzburg geboren und dort evangelisch getauft. Sein Vater war Oberlandesgerichtsrat, seine Mutter Hedwig, geb. Mohr, kam aus einer Fabrikantenfamilie; beide waren aus dem Judentum ausgetreten und hatten sich dem protestantischen Glaubensbekenntnis angeschlossen.²⁰⁴

Nachdem die Familie nach Augsburg umgezogen war, wurde Friedrich Reuß dort eingeschult. Die Mutter hatte für ihn Privatunterricht vorgesehen, gab aber den „proletarischen Gelüsten“ (Reuss, Ms. 184, S. 1) des Vaters nach, sodass Friedrich in der Schule mit Kindern aus allen gesellschaftlichen Schichten in Berührung kam. 1923 legte er das Abitur am humanistischen St. Anna Gymnasium in Augsburg ab, sodass er sich zum Sommersemester in München für die Fächer Jura und Wirtschaftswissenschaften immatrikulieren konnte. Ein Eintritt in die Studentenverbindung ‚Makaria‘ wurde ihm verwehrt, da er jüdische Vorfahren hatte – eine Information, die auch für ihn überraschend kam. 1926 erhielt er sein Diplom als Volkswirt, 1927 absolvierte er die erste

204 Friedrich Reuß ist im Jahr 1938 zum katholischen Glauben übergetreten. Vgl. ausführlich Blömer, Ursula/Bartmann, Sylke (2001) (Hrsg.): ‚Dunkel war ueber Deutschland. Im Westen war ein letzter Widerschein von Licht‘. Autobiographische Erinnerungen von Friedrich Gustav Adolf Reuß.

Prüfung für den Höheren Justiz- und Verwaltungsdienst und begann ein Referendariat, das bis in das Jahr 1930 reichte. Während dieser Tätigkeit wurde er im September 1928 zum Doktor der Jurisprudenz promoviert. Nachdem er 1930 die Staatsprüfung für den Höheren Justiz- und Verwaltungsdienst abgelegt hatte, erhielt er eine Anstellung im Reichsfinanzministerium, wobei auch früher geknüpft Kontakte eine Rolle spielten. Im Frühjahr des Jahres 1931 begann er seine Tätigkeit als Regierungsrat, zunächst bei der Reichsbahn in Regensburg, daran anschließend bei der Reichsbahndirektion in Berlin.

Beginnend mit dem 30. Januar 1933 erwachsen Probleme für Friedrich Reuß. Einerseits wurde er aufgefordert, bei seinen jüdischen Vermietern auszuweichen, andererseits wurde an ihn herangetragen, die Stelle seines Vorgesetzten, der von den neuen Machthabern als Reaktionär eingeschätzt wurde, zu übernehmen. Friedrich Reuß fürchtete, dass in diesem Zusammenhang seine jüdische Herkunft zur Sprache kommen könne, und schlug das Angebot aus. Nach einer Reihe von weiteren und für ihn schwierigen Vorfällen offenbarte er einem Vorgesetzten seine Herkunft und bot seine Kündigung an, die dieser jedoch ablehnte. Dennoch eskalierte die Situation sehr schnell, und Friedrich Reuß wurde am 1. Oktober 1933 aus dem Staatsdienst entlassen.

Er heiratete am 5. Dezember 1933 die Katholikin Katharina Bubel und nahm Anfang 1934 eine Tätigkeit als Versicherungsvertreter auf, die er bei zunehmenden Schwierigkeiten bis 1938 ausüben konnte. Friedrich Reuß emigrierte im September 1938 in die USA, seine Frau und sein im März geborener Sohn Peter konnten ihm erst im Juni 1939 folgen.

Analyse:

Der Aberkennungsprozess des Friedrich Reuß verläuft in der Hauptsache abrupt und direkt, d. h. fallartig, und läuft dann wellenförmig aus, d. h. er „verlangsamt sich dann [...] und beschleunigte sich am Ende noch einmal“ (Blömer 2004, S. 236). In dem Augenblick, in dem ihm ‚schlagartig‘ klar gemacht wurde, dass er der Fremdzuschreibung als Jude nicht entinnen konnte, kommt eine moralische Degradierung (Goffman) zum Ausdruck, die von ihm nicht bearbeitet werden konnte. Lebte er vorher, so wie auch Heinrich Kromayer, mit der latenten Gefahr, degradierbar (Goffman) zu sein, so wurde nach der Offenlegung der als abweichend geltenden Kriterien eine Veränderung seiner Position nicht mehr möglich. Ein aktives Handeln bzw. Umgehen mit und gegen die Vorwürfe war ihm verwehrt. Diese Wasserscheidensituation lässt

sich als Wendepunkt im Sinne von Anselm Strauss (1968) verstehen:²⁰⁵ Einerseits blieben die Solidaritätsbezeugungen von jenen Personen aus, mit denen Friedrich Reuß in Berlin auf gesellschaftlicher Ebene verkehrte, andererseits war die Berufung auf Rechtsverhältnisse nicht länger möglich, da eben dieses Recht zulasten einer bestimmten Gruppe, den Juden, abgeändert wurde, und auch die Richter sich in ihren Urteilen in der Mehrzahl schnell an die neuen Gesetze anpassten.

Umso erstaunlicher ist es, dass Friedrich Reuß sich gewissermaßen von einem auf den anderen Tag umstellen konnte und eine Tätigkeit als Versicherungsvertreter übernahm. Mehr noch, die geplante Hochzeit wurde trotz der Entlassung aus dem Staatsdienst eingegangen. Der Fall war tief, aber Friedrich Reuß glaubte offensichtlich noch, sich auf einem, wenn auch wesentlich niedrigerem gesellschaftlichen Niveau neu einrichten zu können. Mit einem sozialen Ausschluss bzw. einem ‚sozialen Tod‘ glaubte er, umgehen zu können, und eine Bedrohung für Leib und Leben schien selbst für ihn, den „Judenstämmling“ (Reuss, Ms. 184, S. 58), nicht gegeben zu sein.

Aber auch in seiner neuen Position war es ihm aufgrund der zuvor genannten Degradierungsmaßnahmen nicht mehr möglich, neue Beziehungen aufzubauen bzw. Solidarität zu erfahren. Zu sehr hatte sich die nationalsozialistische Aberkennungsmaschinerie durchgesetzt. Unterstützung, gar konkrete Hilfe, war nur noch in Einzelfällen und im engeren sozialen Umfeld, unterhalb einer gesamtgesellschaftlichen Ebene, und das heißt auch nur unter Inkaufnahme von Gefahren für die entsprechenden Personen, möglich.

Hinzu kam sicherlich, dass Friedrich Reuß den Nationalsozialismus, begründet durch seine ‚bildungs-aristokratische‘, am Vorbild des Vaters ausgerichtete Erziehung, lange Zeit nicht ernst nahm. Dieser beinhaltete in seiner Vulgarität etwas, das ‚unter seiner Würde lag‘ und seinerseits nicht satisfaktionsfähig war – eine Gefahr, die für viele, die ebenso dachten, bestand und diese häufig in einer trügerischen Sicherheit wiegte, die sie z. B. nicht an eine Emigration denken ließ.

205 Diese Situation wurde nur von jenen Personen noch als abrupt-dramatischer erfahren, die selbst nichts von ihren jüdischen Vorfahren wussten, sondern dies erst aufgrund der während der Zeit des Nationalsozialismus zu erbringenden Ahnen- bzw. Herkunftsnachweise erfahren; vgl. das autobiographische Manuskript von Karl Sorkin (Ms. 217).

Biographie 3: Hildegard Bollmann,²⁰⁶ *1913

Hildegard Bollmann wurde in einer kleinen Stadt in Süddeutschland geboren, in der ihr Vater als Professor tätig war. Ihr Bruder Fritz kam 1914 zur Welt; die Mutter verstarb 1915. Ein Jahr später wechselte ihr Vater an die Universität nach Berlin, was ihm sowohl wegen des damit verbundenen Renommeezuwachs als auch ‚als protestantischem Preußen‘, so Hildegard Bollmann, sehr gelegen kam. Die Weimarer Republik war für den „sehr konservativen“ (Hildegard Bollmann, Ms. 33, S. 1), dem Kaiser und der Aristokratie ergebenen unpolitischen Mann anathema. Der Bruder wird in der Folge des Manuskripts zunächst als gutmütiger, wenn auch schwacher und schnell beeinflussbarer Mensch, eingeführt. In Berlin wuchs Hildegard Bollmann, auch aufgrund des Verlusts des von der Mutter eingebrachten, während der Inflationszeit jedoch verloren gegangenen Vermögens, in vergleichsweise einfachen finanziellen Verhältnissen auf, die zudem noch durch die rigiden Vorstellungen des Vaters geprägt wurden, denn von den „Zerstreuungen der modernen Mädchen, wie Kino und Sport und Flirt“ (ebd., S. 2), hielt dieser wenig.

Obwohl ihr Vater, wie zu erwarten, „kein Freund des Frauenstudiums“ (ebd., S. 8) war, konnte sich Hildegard Bollmann 1931 an der Universität einschreiben, wobei sie mit Anpassungsschwierigkeiten zu kämpfen hatte, die vor allem aus ihrer bisherigen Weltfremdheit entstanden. Berichtenswert aus dieser Zeit ist für sie noch, dass sie ihren Bruder, der sich zu Beginn der 1930er Jahre den Nationalsozialisten zugewandt hatte, zusammen mit dem Assistenten ihres Vaters, der in der SA war, in einer ‚eindeutig sexuellen Situation‘ antraf. Als ‚höhere Tochter‘ sprach sie mit niemanden über diesen Vorfall. „Es galt für eine so abscheuliche Sache, dass sorgfältig erzogene Professorentöchter davon nichts wissen durften“ (ebd., S. 14).

Im Verlauf ihres Studiums schloss sich Hildegard Bollmann Wolfgang, einem jüdischen Kommilitonen, an, mit dem sie lernte und sich auch auf anstehende Prüfungen vorbereitete. Ihr Bruder und dessen Freund beschuldigten sie plötzlich, dass sie mit Wolfgang ein Verhältnis unterhalte und teilten dies auch ihrem Vater mit, der ihr „ziemlich unvermittelt“ (ebd.) den Umgang verbot. Als Begründung gab er an: „in meinem Alter müsse man der neuen Zeit Konzessionen machen, und selbst er müsse seine Beziehungen zu jüdischen Kollegen oder Dozenten allmählich einschränken“ (ebd.). Hildegard Bollmann hielt den Kontakt zu Wolfgang jedoch aufrecht und dieser wurde daraufhin im

206 Die Verfasserin hat ihre Autobiographie unter Ausnutzung der im Rahmen des Preisausschreibens angebotenen Optionen unter diesem Pseudonym eingereicht, infolgedessen bleiben auch einige Daten zur Familie und Familiengeschichte eher unscharf.

März 1933 wegen ‚Rassenschande‘ verhaftet.²⁰⁷ Sie selbst wurde im April nach einer Hausdurchsuchung, die ohne Ergebnis verlief, festgenommen, verhört und schließlich mit weiteren Frauen durch die Straßen Berlins getrieben, wobei ihr ein Schild umgehängt wurde, auf dem stand: „Ich Schwein habe mich einem Juden hingegeben“ (ebd., S. 33). Nach der Rückführung in die Zelle wurde sie nach längerem Warten von ihrem Onkel, einem Major, aufgesucht, der ihr noch einmal das Verwerfliche ihres Tuns vorhielt und ihr erklärte, dass der Vater, als ehemaliger Reserveoffizier, nur noch zwei Möglichkeiten habe, „entweder er müsse sich sofort eine Kugel in den Kopf schießen, oder sich auf den Standpunkt stellen, dass er nie eine Tochter gehabt habe“ (ebd., S. 35). Hildegard Bollmann musste auf Geheiß ihrer Familie Deutschland bereits am nächsten Tag verlassen.

Analyse:

Blömer bezeichnet den hier ablaufenden Aberkennungsprozess als spiralförmig, „ein kurzer, sich ineinander windender dramatischer Verlauf“ (Blömer 2004, S. 237), innerhalb dessen zwei Linien sich miteinander verschlingen: Der gesellschaftliche Prozess auf der einen, der dadurch angestoßene familiäre Prozess, sekundär dazu, auf der anderen Seite.²⁰⁸ Ausgelöst wurde die Maßnahme durch neue, auf der gesellschaftlichen Ebene angesiedelte Maßnahmen, ‚Gesetze‘, die dann instrumentell für private Zwecke eingesetzt wurden, um unliebsame und tendenziell gefährliche Personen ‚aus dem Verkehr zu ziehen‘.²⁰⁹

Zusammenfassend bleibt festzuhalten:

„Das Ineingreifen dieser beiden Bedingungen und die Verbindung zwischen persönlichen und gesellschaftlichen Ausgrenzungsmechanismen bewirkten den dramatischen spiralförmigen Verlauf des Aberkennungsprozesses bei Hildegard Bollmann“ (ebd., S. 238).

Wie schließlich, nach Solidarität und Recht, den Bürgern auch die elementare fürsorgliche Zuwendung entzogen wurde, sodass in einem fundamentalen Sinn

207 Wolfgang wurde, so schreibt Hildegard Bollmann, ohne weitere Verhandlungen für drei Jahre in ein KZ gesperrt.

208 Hier weiche ich in der Interpretation von Blömer ab, die die private Linie als vorrangig ansieht.

209 Diese Strategie lässt sich häufiger finden: ‚Alte Rechnungen‘ wurden auf diese Weise beglichen.

von der 'Aberkennung der elementaren menschlichen Würde' gesprochen werden kann, zeigen die zahlreichen, in Umfang und Intensität sich steigernden Übergriffe, die ihren institutionellen Ort in Konzentrations- und Vernichtungslagern fanden: „Ich habe Menschen in ihrer tiefsten Niedrigkeit kennengelernt [...] Was sich in diesen Lagern ereignet, ist jenseits aller menschlichen Vorstellung“ (John Hay = Fritz Goldberg, Ms. 89, S. 60/61). Diese Form der extremen Verdinglichung von Menschen braucht an dieser Stelle nicht weiter belegt zu werden (vgl. dazu Kap. III.3).

III Schluss

Abschließend lässt sich, als ein Ergebnis der empirischen Bearbeitung der autobiographischen Manuskripte, eine Reihe von Resultaten festhalten:

Zentral sind in diesem Zusammenhang vor allem die folgenden drei Bestimmungen:

1. Die Aberkennung erfolgt immer durch eine größere, mit Macht versehene Gruppe bzw. Aberkennungsinstanzen, die in gesamtgesellschaftlichem Auftrag oder Interesse handeln oder vorgeben, dies zu tun (top down Linie).
2. Bei den Betroffenen werden damit personenbezogene Bereiche angesprochen, die zugleich affektiv stark besetzt sind und sich auf die umfassende Gesellschaft (die ‚moral community‘) beziehen.
3. Dennoch sind diese Inhalte historisch wandelbar, was sich z. B. am Bedeutungsverlust des Konzepts der Ehre im Übergang von einer Kultur der Ehre zu einer Kultur der Würde (von der konventionellen zur postkonventionellen Ebene im Sinne Kohlbergs) zeigt.

Aberkennung bedeutet dann, dass ein (mit Macht ausgestattetes) kollektives X einem individuellen Y etwas, das biographisch bereits erworben wurde und das (allen) anderen in einer Gesellschaft zugestanden wird, nämlich Z, nimmt. Dabei darf es sich bei diesem Z nicht um ein beliebiges Gut handeln, sondern es muss sich um tief einsozialisierte Merkmale im Sinne von Mentalitäten bzw. Habitus handeln, die zugleich für die Betroffenen weitreichende, affektiv geladene Konzepte betreffen (z. B. Rechte, Ehre, Würde).

Generell scheint zu gelten, dass das Konzept der Aberkennung erst dann sinnvoll angewandt werden kann, wenn das soziale System (die Gesellschaft) betreffende Problemstellungen angesprochen werden. Zur Aberkennung und

der Durchführung von Aberkennungsprozessen gehört in jedem Fall die Fähigkeit, gleich worauf diese beruht, dieses Verhalten durchzusetzen.

Gelingende Aberkennung führt somit zu einem Prozess der Desozialisation, d. h. als relevant verstandene Inhalte (Rechte, Ehre, Würde) werden einer Person entzogen, ohne dass die dadurch entstehende Leere durch etwas anderes aufgefüllt wird.²¹⁰ Dies wird als **Aberkennungsprozess** bezeichnet.

Zu unterscheiden hiervon ist die Nicht-Anerkennung, die den Erwerb von etwas Noch-nicht-Vorhandenem verwehrt – in diesem Fall lässt sich von einer restringierten Sozialisation oder einem Ausschluss (Exklusion²¹¹) sprechen, dazu gehören die zuvor präsentierten Fälle der Nicht-Anerkennung.

Zu unterscheiden hiervon ist weiterhin der Vorgang, dass ein sozialisatorisch relevanter Inhalt durch einen anderen ausgetauscht wird; d. h. etwas bereits Vorhandenes wird durch etwas anderes – einen anderen Inhalt – ersetzt; dann kann von Resozialisation gesprochen werden (vgl. Berger/Luckmann 1968). Hier sind positive und negative Varianten vorstellbar: Positiv z. B. im Sinne der Wiedereingliederung in die Gesellschaft nach einer verfehlten bzw. unangemessenen Sozialisation, negativ z. B. im Sinne der Gehirnwäsche als Indoktrination fremder und unter üblichen Umständen nicht akzeptierter Gedanken (vgl. Strauss 1968, S. 127ff.).

210 Wie dieser Prozess verläuft und ob sich die Betroffenen tatsächlich in einer ausgeweglosen Situation der ‚konditionalen Verstrickung‘ befinden, ist selbstverständlich eine empirische Frage.

211 Das im US-amerikanischen Kontext intensiv diskutierte Konzept der ‚moral exclusion‘ (vgl. Opatow 1990, 1995) schließt sowohl Prozesse der Nicht-Anerkennung wie der Aberkennung sowie weitere Prozesse, die sich nicht auf die Gesamtgesellschaft beziehen, ein. Hierin sowie in der Tatsache, dass das Modell der Exklusion über kein (biographisches) Ablaufmuster (z. B. im Sinne Honneths) verfügt, sehe ich die entscheidenden Unterschiede zum Konzept der Aberkennung.

„Die These lautet, dass unsere Identität teilweise von der Anerkennung oder ihrer Abwesenheit, oft auch von der Aberkennung (misrecognition) durch die anderen, geprägt wird, so dass ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ihnen ein einschränkendes, herabwürdigendes oder verächtliches Bild zurückspiegelt. Nichtanerkennung oder Aberkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, die eine Person in einem falschen, verzerrten und reduzierten Zustand des Seins gefangen hält“

Charles Taylor 1993, S. 13f.²¹²

2. Wie wir zu dem werden, was wir sind. Über Anerkennungs- und Aberkennungsprozesse in der sozialisatorischen Interaktion²¹³

Die folgenden Ausführungen sind Teil von Überlegungen (vgl. Garz 2000, 2003, 2004, 2007), in denen es darum geht, in einer Verbindung von philosophischer Reflexion und empirischer Analyse, Biographien auf eine Weise zu untersuchen, und dem entsprechend hermeneutisch angeleitet zu verstehen, die es ermöglicht, theoretisch gehaltvolle Aussagen zu treffen. Insofern finden sich in den folgenden Abschnitten zunächst im Anschluss an Michail Bachtin formulierte rahmende Bemerkungen (I), die auf einen möglichen Kontext biographischer bzw. sozialisationstheoretischer Entwicklungen aufmerksam machen. In den Abschnitten II und III werden die ontogenetischen Konzepte der Anerkennung und – spiegelbildlich dazu – der Aberkennung eingeführt und auch, in Grenzen empirisch, belegt und bestimmt.²¹⁴

212 Ich habe die Übersetzung leicht abgeändert.

213 Eine frühere Fassung erschien in Andresen/Pinhard/Weyers (2007a).

214 Ich versuche hiermit, dem Motto eines Autors, nämlich Thomas S. Kuhn, zu folgen, dem ich zum ersten Mal Mitte der 1970er Jahre in einem von Micha Brumlik an der Universität Mainz durchgeführten Seminar begegnet bin. Kuhn postuliert in diesem Kontext sinngemäß: ‚Ein neuer Ansatz muss besser sein als die anderen, aber er muss nicht alles erklären können‘.

Vorab muss auf eine Bedingung aufmerksam gemacht werden, die für das Verständnis der weiteren Ausführungen notwendig ist; nämlich auf die Frage nach der Rahmung, innerhalb deren biographische Anerkennungs- und Aberkennungsprozesse ihren Ort haben. Greift man in diesem Zusammenhang weder auf reifungstheoretische noch auf sozial deterministische Konzepte zurück, so stehen insbesondere verschiedene Varianten interaktionistischer Ansätze zur Verfügung, wobei Micha Brumlik (1973) auf deren US-amerikanische Ausprägungen schon sehr früh hingewiesen hat: Einerseits liegen strukturgenetische Arbeiten von und im Anschluss an Jean Piaget vor, andererseits wurden Veröffentlichungen von George H. Mead rezipiert, die stärker den Aspekt der Perspektivenübernahme betonen. Ich möchte im Folgenden jedoch kontrastierend auf Überlegungen des russischen Philosophen und Kulturtheoretikers Michail Bachtin²¹⁵ (1895–1975) zurückgreifen, die ich deshalb als besonders fruchtbar ansehe, da sie nicht nur die ‚Stellung des Menschen in der Gesellschaft‘ betonen, sondern zugleich nach dem ‚Ort der Gesellschaft im Menschen‘ fragen (vgl. auch Todorov 1998, S. 8; Welter 2005). Dieser Ansatz bringt vor allem deshalb noch einmal eine andere Akzentuierung in die Programmatik des Symbolischen Interaktionismus ein bzw. erweitert ihn, da dem Konzept der Sprache aufgrund seiner Ausdifferenziertheit eine substantiellere Rolle zukommt, als dies bei Piaget und selbst bei Mead der Fall ist.²¹⁶

Bachtins zentrale These besagt, dass Subjekte weder allein psychisch noch allein sozial, sondern immer schon dialogisch verortet sind, und zwar geschieht diese fundamentale Positionierung als eine Funktion des (sprachlich vermittelten) Austauschs zwischen Personen und der (sozialen) Welt; d. h. Prozesse der Kommunikation und der sozialen Beziehungen konstituieren das Subjekt in dem Maße, indem symbolisch generierte intermentale zu intramentalen Prozessen werden. Medium hierfür ist die Sprache, jedoch nicht in einem beschränkt-syntaktischen Sinn verstanden, sondern als Äußerung, als pragmatisch zu Verstehendes, mithin auch als Sprache der Kunst, der Gesten und der Liebe (Charles Taylor). Der Schlüssel zum Verständnis dieses Ansatzes besteht also in der Vorstellung, dass sich Subjektivität dann entwickelt, wenn die Sprache (praktisch: die Wörter) der anderen zur eigenen Sprache wird. Die sich hieraus ergebende und entscheidende Frage lautet dann, wie sich inner-

215 Ich werde im Folgenden durchgehend (außer bei den Literaturangaben [Bachtin]) die deutsche Schreibweise Bachtin verwenden.

216 Das macht die Arbeiten Bachtins auch anschlussfähig an Überlegungen sprachphilosophischer bzw. neurowissenschaftlicher Natur; vgl. z. B. Searle 2001.

halb dieses Modells sozialisatorische Entwicklung (von der Heteronomie zur Autonomie) vollzieht (vgl. Bachtin 1981, 1984, 1993).

Die Sprache, so Bachtin,

„gehört‘ der Sprecher*in nur, wenn sie sie mit ihren eigenen Intentionen ausstattet, mit ihrem Akzent,²¹⁷ und wenn sie sich das Wort aneignet und an ihre eigenen semantischen und expressiven Intentionen anpasst. Bis zu dem Augenblick dieser Aneignung existiert das Wort nicht in einer neutralen und unpersönlichen Sprache (die Sprecher*in erhält ihre Worte schließlich nicht aus dem Wörterbuch!); es existiert vielmehr im Mund anderer Menschen, im Kontext anderer Menschen und dient den Intentionen anderer Menschen: Hieraus muss man das Wort entnehmen und es zu einem eigenen machen. [...] Sprache ist kein neutrales Medium, das frei und einfach in das private Eigentum der Intentionen des Sprechers übergeht; sie ist bevölkert – überbevölkert – mit den Intentionen anderer. Sie anzueignen, sie zu zwingen, sich den eigenen Intentionen und dem eigenen Akzent unterzuordnen, ist ein schwieriger und komplizierter Prozess“ (Bachtin 1981, S. 293f.).²¹⁸

Diese Idee führt Bachtin wiederum zur Diskussion der Ausbildung des „ideologischen Werdens“,²¹⁹ da Sprache immer „eine bestimmte Weltsicht darstellt, eine Sicht, die nach sozialer Bedeutsamkeit strebt“ (ebd., S. 333). Um die Bildung der Identität eines Subjekts zu verstehen, müssen wir dann den Prozess erörtern, durch den es sich die Worte, die Sprache und die Diskursformen anderer aneignet und assimiliert, während es seine eigene Perspektive in Bezug auf die Welt konstruiert.

In seiner Diskussion dieses Prozesses unterscheidet Bachtin zwischen zwei unterschiedlichen Diskurstypen: Dem ‚autoritativen²²⁰ Diskurs‘ und dem ‚inneren überzeugenden Diskurs‘. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden

217 Ich gebe hier wie im Folgenden bei den für Bachtin spezifischen Begriffen eine Erläuterung aus dem von Holquist und Emerson zusammengestellten Glossar wieder: „An accent, stress or emphasis. Every language or discourse system accents – highlights and evaluates – its material in its own way, and this changes through time“ (Holquist und Emerson, in Bakhtin 1981, S. 423).

218 Die Übersetzungen der Zitate Bachtins aus englischsprachigen Ausgaben stammen vom Verfasser dieser Arbeit.

219 „Ideology in Russian is simply an idea-system. But it is semiotic in the sense that it involves the concrete exchange of signs in society and in history“ (Holquist und Emerson 1981, S. 429).

220 Bachtins Verwendung des Begriffs autoritativ (englisch: authoritative; russisch: avtoritetnoe) unterscheidet sich von der Verwendung im Bereich der Entwicklungspsychologie bzw. Sozialisationsforschung.

„Sprechweisen“ beruht auf dem Grad, zu dem das Subjekt Autorität und Verantwortung für das, was es sagt und was es tut, übernimmt. Diese Unterscheidung findet eine Parallele in der Art und Weise, in der Kinder Texte in der Schule lernen.

„Wenn die sprachlichen Disziplinen in der Schule unterrichtet werden, finden sich – gleichzeitig – zwei Modi der Aneignung (appropriation) und Übersetzung (transmission) der Worte anderer [...]: ‚nämlich auswendig lernen (reciting by heart)‘ und ‚das Wiedergeben in eigenen Worten‘“ (ebd., S. 341).

Werden die Worte eines anderen lediglich auswendig gelernt, dann funktionieren sie einzig als ein autoritativer Diskurs. Der autoritative Diskurs verlangt, dass wir ihn anerkennen, dass wir ihn zu unserem eigenen machen; „wir begegnen ihm, und seine Autorität ist bereits in ihn eingeschrieben“ (ebd., S. 342). „Es ist keine freie Aneignung und Übersetzung des Wortes selbst, den der autoritative Diskurs aus uns hervorlocken will“, betont Bachtin, „er verlangt vielmehr unsere uneingeschränkte Treuepflicht“ (ebd., S. 343). Der autoritative Diskurs ist distanziert, er kann weder angezweifelt noch verändert werden, und daher handelt es sich um keinen wirklichen Dialog und um kein Spiel mit dem rahmenden Kontext. Mit anderen Worten: Er übt eine vollständige und nicht hinterfragbare Autorität aus.

„Der autoritative Diskurs ist in einer entfernteren Zone verortet, er ist auf organische Weise mit einer Vergangenheit verbunden, die als hierarchisch höherstehend empfunden wird. Er besteht sozusagen aus dem Wort der Väter. Seine Autorität wurde bereits in der Vergangenheit **anerkannt**. Er ist ein Diskurs **a priori**. Die Frage kann daher nicht lauten, ihn aus anderen möglichen, ihm gleichwertigen Diskursen auszuwählen“ (Bachtin 1981, S. 342; Hervorhebungen i. O.).

Wenn aber die Worte des anderen ‚in den eigenen Worten wiedererzählt‘ werden, werden sie, im Gegensatz zum bisher Gesagten, innerlich überzeugend. Der innerlich überzeugende Diskurs ist in viel stärkerem Umfang offen, flexibel und dynamisch als der autoritative Diskurs. Wenn die Worte des anderen innerlich überzeugend werden, werden sie zu den eigenen.

„Der innerlich überzeugende Diskurs ist, da er durch Assimilation bestätigt wird – und im Gegensatz zu dem extern autoritativen – auf enge Weise mit dem ‚eigenen Wort‘ verbunden. Im alltäglichen Kreislauf unseres Bewusstseins gehört das innerlich überzeugende Wort zur Hälfte uns und zur Hälfte jemand anderem. Seine Kreativität und seine Produktivität bestehen genau in der Tat-

sache, dass solch ein Wort neue und unabhängige Wörter zum Erwecken bringt, dass es Massen unserer Wörter von innen her organisiert, und nicht in einem isolierten und statischen Zustand verbleibt. Es wird weniger von uns interpretiert, als vielmehr frei entwickelt und auf neues Material und neue Bedingungen angewandt; es tritt in wechselseitig belebende (interanimating) Beziehungen in neue Kontexte ein. Mehr noch: Es tritt in eine intensive Interaktion ein, eine **Auseinandersetzung** (struggle) mit anderen intern überzeugenden Diskursen. Unsere ideologische Entwicklung besteht genau aus einer solchen Auseinandersetzung in uns selbst; einem Kampf nach Hegemonie unter zahlreichen zur Verfügung stehenden Variablen, ideologischen Gesichtspunkten, Ansätzen, Richtungen und Werten“ (ebd., S. 345f.; Hervorhebung i. O.).²²¹

Bachtin führt in diesem Zusammenhang die sozialisatorisch bedeutsamen Entwicklungsprozesse der **Integration** und **Differenzierung** ein, wonach die Entwicklung des Selbst sich notwendigerweise

- a) in einem gemeinsam geteilten sozialen Kontext vollzieht, somit dialogisch ist und
- b) durch viele unterschiedliche Worte, Stimmen und Diskursformen, d. h. als Polyphonie, vermittelt wird.

„Das Bewusstsein erwacht zu einem unabhängigen ideologischen Leben genau in einer Welt fremder²²² Diskurse, die es umgeben, und von der es sich

221 Wenn die Wörter der anderen angeeignet und übersetzt werden, kann es geschehen, so Bachtin, dass „sowohl der autoritative Diskurs und seine innerliche Überzeugung in einem Wort vereinigt werden – einem Wort, das *zugleich* autoritativ und innerlich überzeugend ist – trotz der tiefen Differenzen zwischen diesen beiden Kategorien“ (Bachtin 1981, S. 342; Hervorhebung i. O.). Eine solche Einheit ist jedoch sehr selten: „Häufiger geschieht es, dass ein individuelles Werden, ein ideologischer Prozess, genau durch eine scharfe Kluft zwischen diesen beiden Kategorien charakterisiert wird: Es gibt eine Kategorie, die autoritative Welt (Religion, Politik, Moral, die Welt der Väter, der Erwachsenen, Lehrer usw.), die kein inneres Überzeugtsein kennt, und eine andere Kategorie, die Welt der inneren Überzeugungen, der alle Vorrechte genommen werden, die durch keinerlei Autoritäten unterstützt wird, und die häufig noch nicht einmal gesellschaftlich (weder von der öffentlichen Meinung, noch von wissenschaftlichen Normen, noch durch Kritik) oder durch einen Rechtscode anerkannt ist. Der Kampf und die dialogischen Wechselwirkungen zwischen diesen Kategorien des ideologischen Diskurses stellen dasjenige dar, das üblicherweise die Geschichte des ideologischen Bewusstseins eines Individuums determiniert“ (Bakhtin 1981, S. 342).

222 Zu Fremd/Alien: „Cuzoj is the opposite of svoj [one's own] and implies otherness – of place, point of view, possession or person. It does not [...] imply any necessary estrangement or exoticism; it is simply that which someone has made its own“ (Holquist und Emerson 1981, S. 423).

ursprünglich nicht trennen kann; der Prozess der Unterscheidung zwischen dem eigenen Diskurs und dem der anderen, zwischen dem eigenen Denken und dem der anderen, wird vielmehr ziemlich spät in der Entwicklung ausgelöst. Wenn das Denken auf eine unabhängige, experimentierende und unterscheidbare Art und Weise zu arbeiten beginnt, dann ereignet sich zuerst eine Trennung zwischen dem inneren überzeugenden Diskurs und dem autoritativ durchgesetzten Diskurs“ (ebd., S. 345).

Die Kraft, die die Entwicklung vorantreibt, besteht somit in der Erfahrung des Dialogs: sowohl zwischen Personen als auch in ihnen. Manchmal ist dieser Dialog angenehm und einfach, zu anderen Zeiten verläuft er schwierig und ist durch Konflikte und Auseinandersetzung gekennzeichnet.

Das alles zeigt, dass für Bachtin ‚Autorenschaft‘ sowohl im ‚wirklichen Leben‘ als auch in der Literatur notwendigerweise eine Funktion des Selbst wie des anderen ist. Die Äußerungen, die das Selbst-als-Autor produziert, entstehen nicht ex nihilo aus einem solitären Geist, gesprochen von einer einzigen, monotonen Stimme. Sie entstehen vielmehr aus einer dialogischen Beziehung, die daher auch die primäre Einheit der Analyse sein muss.²²³ Die Einheit des Selbst bestimmt sich demnach für Bachtin wie folgt:

1. Das Selbst ist dialogisch
2. Es spricht in einer Stimme, die auf fundamentale Weise polyphon ist.

Konkret: Die Worte, die Sprache und die Diskursformen, die das Selbst konstituieren, werden immer schon geteilt, sie sind niemals das ‚Eigentum‘ von Individuen, sodass sich die eigene Stimme und das Selbst nach und nach aus der Vielzahl der Stimmen, die uns in der sozialen Welt begegnen, herauschälen: Die sozialisatorische Entwicklung ist von Beginn an eine Funktion der Konversation und des Dialogs.

Mit diesen Überlegungen haben wir aus einer anderen Richtung als dem symbolischen Interaktionismus der Chicago Schule kommend gezeigt, wie bedeutsam der andere ist, um zu einem (autonomen) Selbst zu werden. Ohne den anderen werden wir einerseits nicht anerkannt, andererseits wird deutlich, wie schmerzhaft und zerstörerisch Prozesse der Aberkennung sind (vgl. auch Lohfeld 2004).

223 Dieser Aussage ist natürlich auch für den Prozess der Forschung bedeutsam.

Der Begriff der Anerkennung findet vorzugsweise in juristischen, philosophischen und sozialwissenschaftlichen Zusammenhängen Verwendung. In einem juristischen Sinn sprechen wir von der Anerkennung von Rechtsansprüchen, z. B. von Staaten oder auch von Vaterschaften. Philosophisch, so Charles Taylor (1992, S. 29ff.), hat das Konzept von dem Zeitpunkt ab seine Wirkung entfaltet, als sich Gleichheitsversprechen und –verlangen in demokratischen Gesellschaften ausbilden konnten (subjektiv betrachtet: im Übergang von dem partikularistischen Konzept der Ehre zu dem universalistischen Konzept der Würde). Aus einer gesellschaftswissenschaftlichen Perspektive finden sich die Anfänge dieses Denkens um 1900, so bei William James, der, allerdings in einer negativen Variante, Anerkennung auf Prestige, Berühmtheit und auf soziales Ansehen generell²²⁴ bezieht, und diese Überlegungen setzen sich bis in die Gegenwart fort. Gemeinsam ist diesen Auffassungen, dass mit der Anerkennung eines erreicht werden soll: Die „Bestätigung eines vor der Anerkennung nicht klar feststehenden Status, einer Identität bzw. Zugehörigkeit“ (Moser 2002, S. 244). Wie können wir uns dies vorstellen?

Zu Beantwortung dieser Frage gehe ich im Folgenden zunächst überwiegend von sozialwissenschaftlichen Diskursen aus, allerdings nur insofern, als sie eine fundamentale Ebene ansprechen, nämlich das Verhältnis zwischen Sozialität auf der einen und der Individuierungsgeschichte des Subjekts auf der anderen Seite. Anerkennung in diesem Sinn, so lässt sich formulieren, ist eine Umgangsform, die anderen Umgangsformen zugrunde liegt bzw. in diese eingeht.

Greift man aus dieser Perspektive auf Ansätze im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Biographie- und Sozialisationsforschung zurück, so zeichnen sich hierfür vor allem drei Konzepte aus: Einerseits die Arbeiten von Charles Taylor (vor allem 1992/1993), zum anderen jene von Tzvetan Todorov (1998) und schließlich die ausführlichen Überlegungen von Axel Honneth (1990, 1992). Obwohl alle drei Konzepte wichtige sozialwissenschaftliche Implikationen mit sich führen, so bei Taylor Fragen der kollektiven Politik der Anerkennung und bei Todorov Überlegungen zu Formen der subjektiven Abwehrmuster (Palliative) im Falle verweigerter Anerkennung, scheint der Ansatz von Honneth am ertragreichsten in eine ontogenetische Perspektive überführt werden zu können (vgl. Blömer 2004, S. 71ff.). Dies auch deshalb, weil Honneth die „Form einer empirisch gestützten Rekonstruktion“ (Honneth 1992, S. 8) für seine

224 Diese Engführung findet sich auch bei Keupp u. a. 1999, S. 255.

Darstellung wählt und dadurch eine Reihe von sozialisationstheoretischen Anschlussuntersuchungen gefördert hat (vgl. für frühe Arbeiten Keupp/Höfer 1997; Keupp et al. 1999).

Honneth weist auf drei Elemente bzw. Interaktionssphären hin; Habermas spricht in ähnlicher Redeweise von einem ‚Netzwerk interaktiver Anerkennungsverhältnisse‘ (Habermas 2001, S. 63), die konstitutiv für Anerkennungsprozesse sind.

„Nur in diesem Netzwerk legitim geregelter Anerkennungsverhältnisse können Menschen eine persönliche Identität entwickeln und – zugleich mit ihrer physischen Integrität – aufrechterhalten“ (ebd., S. 64).

Das so verstandene Konzept der Anerkennung umfasst drei Elemente, die in ihrer Verbunden- und Gesamtheit notwendig für eine fundamentale, also anthropologisch tiefsitzende Identitätsbildung sind: Auf einer horizontal angeordneten Ebene der Anerkennung unterscheidet wiederum Honneth die Elemente emotionale Zuwendung, Recht und Solidarität (vgl. Honneth 1992, S. 241).

Die oben schon erwähnte Bedeutung der emotionalen Zuwendung (Urvertrauen im Sinne von Erikson; struktureller Optimismus im Sinne von Oevermann) wird von Habermas aus einer anthropologischen Perspektive wie folgt zusammengefasst:

„Die Abhängigkeit vom Anderen erklärt die Verletzbarkeit des Einen durch den Anderen. Die Person ist Verwundungen in den Beziehungen am schutzlosesten ausgesetzt, auf die sie zur Entfaltung ihrer Identität und zur Wahrung ihrer Integrität am meisten angewiesen ist“ (Habermas 2001, S. 63).

Hierauf folgt die Einsozialisation in Rechtsverhältnisse bzw. Solidaritätsbeziehungen, in der das partikulare Handeln durch rollenförmiges Handeln aufgehoben wird und dieses wiederum durch die Anerkennung individueller Unterschiede.

Die folgende Diskussion soll nicht nur diesen Prozess darstellen, sondern zugleich, gewissermaßen im Umkehrschluss, das Konzept der Aberkennung deutlicher machen, als dies bisher geschehen ist.

Zunächst lässt sich im Anschluss an Honneth festhalten, dass Aberkennungen mit sozialen Konsequenzen verbunden sind, die sich in der Aufschichtung ihres Bedrohungspotentials für das Subjekt kaskadenartig steigern, sodass sich die folgenden Zuordnungen ergeben: Die Aberkennung von Solidarität führt zu Missachtung, die Aberkennung von Rechten führt zu

einem sozialen Tod und die Aberkennung der grundlegenden emotionale Zuwendung führt zum (psychischen) Tod.

Damit ist allerdings lediglich auf einer formalen Ebene das Verhältnis von ‚social structure‘ und ‚agency‘ benannt, inhaltlich jedoch nicht bestimmt. Inwieweit dieser Prozess jeweils dem hier vorgestellten Ablauf entspricht und wie er sich in seiner jeweiligen Ausprägung gestaltet, ist eine empirische Frage, auf die ich im nächsten Abschnitt eingehen will. An dieser Stelle ist jedenfalls festzuhalten, dass die nachfolgende Skizzierung der Aberkennungsprozesse nicht (nur) theoretischen Überlegungen entstammt, sondern dass es sich um soziale Ablaufmuster handelt, die in mehreren Forschungsprojekten mithilfe rekonstruktiver Forschungsmethoden²²⁵ analysiert wurden.²²⁶

III

Ich komme damit zu meinem dritten Schritt, der mikrologisch und empirisch orientierten Vorgehensweise: Wie sieht das vorgestellte, zugegebenermaßen etwas grobe Modell aus, wenn es auf mikrosozial orientierte, also sozialisatorische An- und Aberkennungsprozesse transformiert wird? Wie verhält es sich dazu, dass jede biographische Entwicklung sowohl eine Sozialisierungs- als auch eine Individuierungsgeschichte aufweist? Wie damit, dass Anerkennung sowohl im Medium der Übereinstimmung (Konformitätsanerkennung) als auch im Medium der Unterscheidung (Distinktionsanerkennung) erfolgen muss (vgl. Todorov 1998, S. 98)?

In diesem Zusammenhang ist zunächst festzuhalten, dass wir viel über jene Folgen wissen, falls Anerkennung in der frühen Kindheit verweigert wurde, aber wir wissen weniger darüber, was sich aus einer Rücknahme von An-

225 Als rekonstruktive Verfahren bezeichne ich systematisch angeleitete sowie abgesicherte und damit intersubjektiv gültige Verfahren der verstehenden Sozialforschung; im deutschsprachigen Raum, und überwiegend nur dort, haben sich die folgenden Richtungen durchgesetzt und etabliert:

1. Die objektive Hermeneutik (Oevermann u. a.) mit der Analyse von Praxis überhaupt.
2. Das narrationsstrukturelle Auswertungsverfahren (Schütze, Riemann) mit der Analyse überwiegend narrativer Texte.
3. Die strukturgenetische Forschung (Piaget, Kohlberg u. a.) mit der Analyse von Entwicklungsstufen.
4. Die Ethnomethodologie (Garfinkel) sowie die dokumentarische Interpretation im Sinne Karl Mannheims und in dessen Nachfolge Ralf Bohnsack u. a.

226 Dabei handelt es sich i. d. R. nicht um Wendepunkte, wie z. B. in aller Ausführlichkeit bei Anselm Strauss beschrieben (vgl. Strauss 1968) – diese sind eher selten –, sondern um die Ergebnisse gradueller Interaktionsereignisse.

erkennung ergibt, insofern Personen bereits am gesellschaftlichen Verkehr als – mehr oder weniger – Anerkannte teilgenommen haben.

Greift man diese Überlegungen auf, so wird deutlich, dass die einfache Reihung der auf die Primärbeziehung folgenden Elemente wie Recht und Solidarität von den Beteiligten auf diese Weise vermutlich nicht durchlaufen wird. Vielmehr folgen auf die Phase der emotionalen Zuwendung, der Primärsozialisation in den Worten von Berger und Luckmann (1966/1969), sowohl die der Rechts- als auch die der Solidarverhältnisse bzw. der Wertgemeinschaft, und zwar im Prinzip parallel, faktisch möglicherweise zeitversetzt, aber nicht systematisch in die eine oder andere Richtung verschoben. Jedenfalls lässt sich ebenso wenig behaupten, dass die Einbindung in das Netzwerk der Rechte der Einbettung in die Solidarverhältnisse vorausläuft, wie dies umgekehrt der Fall ist. Wir können somit davon ausgehen, dass der Prozess der sekundären Sozialisation nicht aufeinander aufbauend, sondern parallel verläuft.

Allerdings müssen wir dann auch die Bedeutung des Begriffs sekundäre Sozialisation neu bestimmen. Bei Berger und Luckmann wird hier nämlich die Betonung auf den „Erwerb von rollenspezifische(m) Wissen“ (S. 149) gelegt, das „ein hohes Maß an Anonymität“ (S. 152) aufweist; die Inhalte „sind weniger [als in der primären Sozialisation; DG] im Bewusstsein verwurzelt“ (S. 158), und schließlich „vollzieht sich die sekundäre Sozialisation in den meisten Fällen ohne [gefühlsgeladene] Identifikation“ (S. 151).

Diese Beschreibung trifft auf den Bereich der ‚Interaktionssphäre Recht‘ sicherlich eher zu, als sie die ‚Interaktionssphäre‘ einer solidarischen Wertgemeinschaft abdeckt. Im Gegenteil – in diesem Bereich spielen Gefühle ebenso eine Rolle, wie deren Verwurzelung tief im Bewusstsein verankert sein kann, was man sich an der affektiven Qualität der Begriffs Heimat deutlich machen kann, der nicht nur habituell, sondern als Mentalität in das soziale Gedächtnis einer solidarischen Wertgemeinschaft ‚eingebrennt‘ sein kann (vgl. Garz 2020).

Zu Leo Grünebaums (*1888 in Wenings, Vogelsberg) „schönsten Erinnerungen“ (Ms. 84, S. 1) gehören, wie er in seinem autobiographischen Manuskript ausführlich beschreibt, die Freitagabende,

„wenn aus den jüdischen Häusern die Sabbatlampen leuchteten, Sabbatmelodien erklangen, wenn die christliche ‚Schabbesfrau‘ von einem zum andern jüdischen Hause eilte, um die Lichter zu löschen oder im Winter die Ofenheizung zu versorgen, neben ihrem Lohn Mohnbrot, Kuchen oder einen guten und begehrten Teller Suppe erntend. Und war sie einmal nicht rechtzeitig zur Stelle, so vertraten sie wie selbstverständlich die Nachbarn oder ein

vorübergehender Dorfbewohner auf Anruf, um den jüdischen Mitbürgern die Beobachtung des Sabbatgebotes zu ermöglichen. Die obligaten ‚Mazzen‘ am jüdischen Pesachfest wurden von den jüdischen Kindern allen besonders nahestehenden christlichen Nachbarn und Freunden in der weissen Serviette verpackt überbracht und als Delikatesse gern übernommen und ebenso selbstverständlich mit Ostereiern – frisch vom ‚Osterhasen‘ gelegt – von den christlichen Familien den jüdischen Kinder gespendet, und gemeinsam fanden sich dann die jüdischen und christlichen Kinder auf der Osterwiese am christlichen Osterfest zum ‚Eierwerfen‘ zusammen“ (ebd., S. 1f.).

Und er fährt fort:

„Nicht weniger aber stehen im Vordergrund meiner Erinnerungen die Sabbatnachmittage, wenn nach dem Nachmittagsgottesdienst sich die gesamte Judenheit des Dorfes langsam in einer Strassenecke sammelte und im Spaziergängertrott die Hauptstrasse entlang in Gottes freie Natur pilgerte, um am Waldrand, im Wiesengrund oder auf einem Berghügel im Plauderstündchen zu rasten oder gar im ‚Kegelhaus‘ bei einem von einem frischgebackenen Bräutigam oder Ehemann gespendeten Fässchen Bier den Sabbatausgang zu erwarten. Scherzworte, freundschaftliche und nachbarliche Unterredungen wurden dabei mit den auf ihren Feldern arbeitenden christlichen Mitbürgern ausgetauscht und alles war so selbstverständlich, so ruhig und friedlich wie die gemeinsamen Spaziergänge am kommenden Sonntagnachmittag der christlichen Jugend und der älteren Generation auf der gleichen Strasse, wobei auch oft die jüdische Jugend sich beteiligte, sei es auf dem anschliessenden Tanzboden oder auch so“ (ebd., S. 2).²²⁷

Umso schwieriger war es zu verstehen und hinzunehmen, wenn diese Solidarität plötzlich an ihr Ende kam. So resümiert Joseph Levy (*1881), Lehrer und Kantor der jüdischen Gemeinde in Frankfurt:

„Freilich haben wir Juden in diesen Jahren neben allem Schlimmen und Graesslichen, das sie uns brachten, eine ganz grosse, bittere Enttaeuschung erlebt. Von den Nationalsozialisten konnten wir kaum viel anderes erwarten, als was

227 Dieses Gefühl wird auch von anderen, vorzugsweise auf dem Land lebenden Autoren geteilt. Hermann Klugmann (*1885) schreibt; „So haftet der Erinnerung an meine Jugendjahre das Gefühl der Ausgeglichenheit und des ländlichen Friedens an und ich habe mich in meinem spaeteren Leben sehr haeufig aus der unbefriedigenden und unruhigen Gegenwart in meinen Gedanken in die ruhige und friedvolle Atmosphaere der Jugendzeit gefluechtet“ (Hermann Klugmann, Ms. 113, S. 6). Natürlich darf man den möglichen Aspekt einer rückwirkenden Verklärung hier nicht außer Acht lassen.

geschehen. Aber keiner von uns hat so pessimistisch sein koennen anzunehmen, dass auch die grossen und groessten Geister Deutschlands, abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen, so wenig Mut aufbringen wuerden, um nicht durch ein Wort zu all dem Grausigen, was sich vor ihren Augen ereignete und noch ereignet, ihren Abscheu zum Ausdruck zu bringen. Stillschweigend ertragen sie, wie deutsches Recht, deutsche Kultur, deutsche Sitte, deutsche Menschenwuerde mit Fuessen getreten wird. Wir glauben nicht, dass die Mehrheit des deutschen Volkes nationalsozialistisch ist – aber wir haetten mehr Mut, mehr Aufrichtigkeit von den Intellektuellen erwartet. Wo bleibt i h r e Naechstenliebe, i h r e Menschlichkeit? Welch schwere Schuld lastet auf i h n e n, den Schweigenden!“ (Joseph Levy, Ms. 134, S. 46; Hervorhebung i. O.).

Im Zusammenhang der Übergangssequenz von der Aberkennung der Solidarität zur Aberkennung im Medium des Rechts und noch stärker im Übergang zur Aberkennung des ‚Rechts‘ auf die ‚nackte Existenz‘ lässt sich in den vorliegenden autobiographischen Materialien schließlich ein weiterer Vorgang beobachten, der sich in den Rahmen des entwickelten Erklärungsansatzes fügt. Immer wieder finden sich in den Manuskripten Schilderungen einzelner Vorkommnisse, in denen den Betroffenen Hilfe oder zumindest Fairness zuteil wurde. Es sind dies Beispiele, die, indem sie das ‚Selbstverständliche‘ betonen, oft eher rührend oder bemüht klingen.

Vor dem Hintergrund der zweistufigen Aberkennungsprozedur lässt sich nun allerdings verstehen, wieso diese vereinzelt Fälle für die Betroffenen eine solche Bedeutung aufweisen: Sie tun dies deshalb, weil sich in ihnen Reste der ansonsten verweigerten affektiven Solidarität ausdrücken; insofern geben auch diese Beispiele Hinweise auf die Bedeutung eines kommunikativen, solidarisch-emotionalen Zusammenhalts, der über rollenförmige Interaktionsformen hinausgeht.

Schließlich lässt sich soziale Wertschätzung oder Solidarität inhaltlich nur jeweils in Abhängigkeit von der historischen Epoche verstehen, für die sie Gültigkeit erlangt. Hob George Herbert Mead noch pointiert die demokratische Arbeitsteilung als Quelle der Solidarität hervor, so lässt sich gegenwärtig eine Reihe von Alternativen (vor allem Bürgerbewegungen) benennen. Allen diesen ist gemeinsam, dass sie auf einer gefühlsmäßigen Basis aufruhren, sodass sich im Anschluss an diesen historischen Hinweis und unter Bezug auf Peter Berger ein weiterer Sachverhalt ansprechen lässt.

Berger (1970) hat am Beispiel des Übergangs vom Konzept der Ehre zu dem der Würde bereits sehr früh deutlich machen und damit zugleich auch zeigen können, dass hiermit eine unmittelbare sozialisatorische Relevanz verloren geht: Ehre war konkret und alltagspraktisch erfahrbar, sie war partikular

an Stand und Standesunterschiede gebunden und somit in einem gewissen außerjuristischen Sinne einklagbar: Denken wir an Duelle oder Spielschulden. Das universalistische Konzept der Würde hingegen wird eher als ein Postulat wahrgenommen, dessen (unmittelbare) handlungspraktische Relevanz kaum spürbar ist. So ist auch das von Jürgen Habermas im Anschluss an Dolf Sternberger postulierte Prinzip des Verfassungspatriotismus zwar kognitiv einsichtig, emotional vermag es aber nur unter Schwierigkeiten ‚anzurühren‘.²²⁸

Was bedeuten diese Überlegungen bzw. Reformulierungen für das Konzept der Aberkennungsprozesse? Berger und Luckmann haben für den Prozess einer nachhaltigen sozialisatorischen Veränderung den Begriff der Resozialisation geprägt, der Verwandlungen bis hin zu Wendepunkteerlebnissen umfasst und zugleich im Medium der ‚affektgeladenen‘ sozialisatorischen Interaktion stattfindet. In dieser Hinsicht ist der Prozess mit dem der primären Sozialisation identisch; während dieser jedoch (spätestens) mit der Geburt einsetzt und von einem sozialisatorischen ‚Nullpunkt‘ ausgeht, muss die Resozialisation die gesamte bisher durchlaufene Sozialisations- bzw. Lebensgeschichte rückgängig machen und neue Strukturen aufbauen.

Dennoch erfasst der Begriff der Resozialisation dasjenige gerade nicht, was ich als Aberkennungsprozesse kennzeichne. Während Resozialisation versucht, einen Inhalt gegen einen anderen (als besser erachteten) auszutauschen, entziehen Aberkennungsprozesse den Betroffenen die alten Selbstverständlichkeiten (Plausibilitätsstrukturen bei Berger und Luckmann), ohne dafür etwas Neues bereit zu stellen: Beispielsweise erhält die Sprache neue Festlegungen bzw. Tatbestände (vgl. generell Klemperer 1987) oder sie wird euphemistisch umgedeutet (‚Schutzhaft‘). Für diesen Vorgang möchte ich den Begriff der Desozialisation einführen.

Die Betroffenen werden durch diesen Prozess zu einer Regression (in einem untechnischen Sinne verstanden) gezwungen; d. h. sie müssen auf das vorhandene, jeweils noch von einer Verfügungsmacht sozial Akzeptierte, das zugleich immer stärker durch Sanktionsgewalten eingeschränkt wird, zurückgreifen. Das Fatale dieser Situation der Aberkennung besteht dann natürlich darin, dass dieser Prozess im Prinzip keinen Ausweg zulässt. Da die Betroffe-

228 Von der These, dass alte Gesellungsformen sich aufgelöst haben bzw. sich in Auflösung befinden, ‚lebt‘ im Übrigen der Kommunitarismus bis hin zum Programm der ‚Just Community‘, die ja deren Revitalisierung oder Neuschöpfung fordern (vgl. Althof 2015). Auch die Arbeit von Bellah et al. (1987) und deren Kritik an den ‚Lebensstilenklaven‘ weist in eine ähnliche Richtung. Weniger normativ orientierte Untersuchungen zu Gesellungen liegen mit dem Konzept der ‚kleinen Lebenswelten‘ von Anne Honer zu ‚Heimwerkern‘ (Honer 1991) vor.

nen jedoch seinen Verlauf im vorhin nicht kennen können, bleibt ihnen vergleichsweise lange die Hoffnung, ihn intentional steuern, beeinflussen oder gar umkehren zu können.

IV

Eine Rückbindung der vorgetragenen Ergebnisse an weiterführende Überlegungen kann auf mehreren Ebenen und in mehreren Hinsichten vorgenommen werden. Ich greife hier vorzugsweise einen Aspekt heraus.

Zunächst: Ist das Modell der Aberkennung auf den hier vorgestellten inhaltlichen Zusammenhang beschränkt, oder ist es auf andere Inhalte übertragbar?

Ich denke, dass es eine Reihe von Anwendungsbereichen gibt, von denen die Frage nach der sozialisatorischen Bedeutsamkeit sich offenkundig vor allem im Bereich der Migrationsforschung stellt, in dem Fragen der Solidarität und Rechtsverhältnisse eine zentrale Rolle spielen. Aberkennungsprozesse im Sinne von Entsolidarisierung finden sich beispielsweise aber auch, und zwar einsetzend mit der sogenannten Wende, im Verhältnis von West- zu Ostdeutschland. Hier kann darüber hinaus das interessante Phänomen des (fiskalischen) Versuchs der Herstellung von Solidarität im Medium des Rechts („Solidaritätszuschlag“) gefunden werden.

Sodann historisch: Heute, da das Konzept der Normalbiographie sich aufzulösen scheint bzw. verabschiedet wird, lässt sich anhand der vorliegenden Daten zur biographischen Sozialisation prüfen, ob dieses Konzept denn überhaupt im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts vorgelegen hat und, wenn ja, welche Form es aufwies. Die Ergebnisse unserer Forschungen deuten darauf hin, dass sich in den autobiographischen Manuskripten drei Formen nicht-religiöser Bewährungsmuster bzw. -karrieren (Oevermann) aufweisen lassen: Die Autobiographien werden aus genau drei Perspektiven verfasst: Im Mittelpunkt der Erzählungen stehen familiäre, berufliche und staatsbürgerliche Grundeinstellungen zu den Lebensverläufen, wobei Mischformen, z. B. eine Berufsbiographie, die auch auf die Staatsbürgerrolle eingeht, vorkommen.

Zentral kann schließlich das Folgende sein: Eine Lehre aus diesen Erörterungen kann sicherlich darin bestehen, sich mit einer Form einer anamnestischen, also erinnernden Solidarität zu beschäftigen. Diese ist in gewisser Weise das einzige Band, das sich sowohl individuell als auch auf einer aggregierten Ebene zwischen Generationen herstellen lässt. „Solidarität mit den Op-

fern der Geschichte um ihrer selbst willen“ (Brumlik 1999) ist das, was heutige Generationen allein beitragen können, um das Vergangene nicht vergessen zu machen. Welches sind die Pflichten, die eine Gemeinschaft, vor allem eine moralische Gemeinschaft gegenüber jenen hat, denen Unrecht geschehen ist und die ohne die Erfahrung und das Erleben von Gerechtigkeit geblieben sind? Wie können wir den Opfern im Sinne einer ‚Solidarität, die in die Vergangenheit‘ hinein reicht, Anerkennung zuteilwerden lassen? Wie können wir vermitteln, dass die ‚früheren Generationen‘ darauf einen nicht-reziproken Anspruch haben? Lutz Wingert beantwortet diese Frage wie folgt:

„Die moralischen Verpflichtungen gegenüber diesen früheren Generationen werden vom moralischen Gebot der Solidarität verlangt und sollen den Status der Opfer als Mitglieder der moralischen Gemeinschaft restituieren. [...] Eine moralische Gemeinschaft besteht nicht ohne Reziprozität“ (Wingert 1991, S. 91).

Als Mitglieder eines Kollektivs der ‚Nachwelt‘ bilden wir einen Teil einer ‚Erinnerungsgemeinschaft‘, der durchaus auf die Ansprüche der Opfer eingehen muss, wollen wir nicht auf die für menschliches Zusammenleben fundamentale Errungenschaft einer Moral, die Gerechtigkeit und Fürsorge umschließt, verzichten. Indem Kultur die Natur überformt hat, hat sie auch, ganz im Sinne Bachtins, Symbolsysteme geschaffen und damit zuallererst die Möglichkeit eröffnet, einen symbolischen Beitrag zum ‚Gespräch der Generationen‘ beizutragen. Jedes Kollektiv, das sich über die Ebene des naturhaften Austauschs hinausbewegt, muss sich über Traditionen und deren Tradierungen hinweg einen Weg erschließen, der Solidarität auch über Generationen hinweg nicht nur zulässt, sondern vor allem einfordert. „Der Opfer zu gedenken, heißt, sie aus der Ausgrenzung in Tod und Demütigung – wenigstens symbolisch – wieder in eine moralische Gemeinschaft aufzunehmen“ (Wingert 1999).

3. ‚Wenn guten Menschen Böses widerfährt‘ – Über einen Extremfall von Aberkennung²²⁹

Harold Kushners Buch ‚Wenn guten Menschen Böses widerfährt‘ ist 1983 erstmals in einer deutschen Übersetzung erschienen. Es handelt auf einer praktischen Ebene von der Frage, wie wir damit umgehen, wenn uns ein ‚Schlag des Schicksals‘ trifft. Etwas, das wir nicht zu verantworten haben, aber auch nicht verhindern können. Was können Menschen tun, ‚die vom Leben selbst verletzt werden‘? In einem umfassenderen Sinn ist damit die Frage gestellt: ‚Warum gerecht sein in einer Welt, die ungerecht ist, und die wir gleichwohl zu ändern nicht in der Lage sind‘? Diese Frage, die Frage der Theodizee, beschäftigte Lawrence Kohlberg ebenso wie sie Fritz Oser umtreibt. Und beide haben Antworten gegeben.

Zu der Zeit, als Kushners Buch erschien, habe ich als Doktorassistent bei Fritz Oser am Pädagogischen Institut der Universität Freiburg in der Schweiz gearbeitet.²³⁰ Ich habe mit Fritz Oser über das Buch gesprochen, mögliche ‚positive‘ Antworten jedoch nicht geteilt. Ich kann sie heute noch nicht teilen. Aber das Buch und die Diskussionen sind mir nicht aus dem Sinn gegangen. Alles, was ich auch in einem großen Abstand zu diesen Gesprächen beitragen kann, verläuft in den wahrscheinlich ‚kleinen‘ Bahnen einer, wie ich jedoch hoffe, rationalen Argumentation. Es muss festgehalten werden: Kein ‚göttlicher Funke‘ ist mir zuteilgeworden. Im Folgenden stelle ich eine Erzählung vor und interpretiere diese, die das Scheitern zum Inhalt hat. Nicht das Scheitern, das selbst verursacht ist, sondern eines, das sich ereignet, das Personen widerfährt. Sicher, im Hintergrund stehen Mächte, Intentionen, Absichten, aber dem einzelnen sind diese häufig verschlossen.²³¹

* * *

Die folgende Interpretation stellt die Rekonstruktion einer Biographie dar, die durch sozialwissenschaftliche Überlegungen fundiert wurde. Meine Rekon-

229 Dies ist die stark überarbeitete Fassung eines Aufsatzes, der in Bucher (2007c) erschien.

230 Fritz Oser ist am 5. September 2020 verstorben. Ich verdanke ihm viel.

231 Dieses Kapitel stellt den dritten Teil meiner Aberkennungs-Trilogie dar. In den ersten beiden hier ebenfalls abgedruckten Abschnitten umreißte ich die Problematik der Aberkennung stärker theoretisch. An dieser Stelle geht es mir darum, einen Fall für sich sprechen zu lassen, d. h. ein theoretisches Konzept (bottom-up) aus Fällen zu erstellen.

struktion knüpft an ein weiteres Manuskript an, das im Rahmen des wissenschaftlichen Preisausschreibens ‚Mein Leben vor und nach dem 30. Januar 1933‘ erstellt und anonym eingereicht wurde.²³² Erich (später: Eric) Munk, der Erzähler und der Bruder der Person, die im Mittelpunkt des Manuskripts steht, berichtet, wie von den Veranstaltern gefordert, aus einer Außenperspektive, d. h. sowohl in sprachlich distanzierter Form – „Ich weiß, daß ich mich aller Urteile zu enthalten und nur Tatsachen zu berichten habe“ (Ms. 161, S. 15) – aber auch von außerhalb Deutschlands, zunächst aus Österreich, später aus der Schweiz. Von den alternativen Antworten, die Hannah Arendt als Reaktion auf den Antisemitismus für möglich hält, ‚wählt‘ der Narrator die Rolle des Poeten oder, wie Arendt in Bezug auf Heinrich Heine sagt, die Rolle des ‚Herrn der Träume‘. Seinem Bruder fällt in diesem Drama die Rolle des Aufsteigers vom Paria zum Parvenü, aber mehr noch die Verstrickung in deren gewaltsame Umkehrung zu, die Rolle des vergeblich um Assimilation an die deutsche Kultur Bemühten, die darin mündet, dass der bildungsbereite, vermeintlich Andere nicht nur aus dem Kanon der gemeinsamen Kultur ausgeschlossen, sondern in seiner Existenz zerstört wird. Insofern ist dieser Bericht auch eine Schilderung über Prozesse sozialer Anerkennung und Aberkennung, über Bildung und Unbildung (Apaideusia): Er schildert Aberkennungsprozesse, die vom sozialen über den psychischen zum physischen Tod führen; und daher vermittelt er auch eine Vorstellung davon, wie es ist, wenn guten Menschen Böses widerfährt.

Soziale Aberkennungsprozesse

Die Ausgrenzung der jüdischen Bürger aus dem gesellschaftlichen Leben im Nationalsozialismus mit allen seinen Implikationen vollzog sich sukzessiv, damit einhergehend wurden Identitätsentwürfe gebrochen und vernichtet. Identitätsentwicklungsprozesse werden – von Hegel über Jürgen Habermas bis Axel Honneth und Charles Taylor – als Anerkennungsprozesse beschrieben: Wir werden zu dem, was wir sind, indem wir Anerkennung von anderen erfahren. Konkret zeigt sich diese Anerkennung zumindest auf drei verschiedenen, wenn auch verwandten Ebenen:

- zunächst als Erfahrung einer elementaren emotionalen Zuwendung, als Liebe im weitesten Sinne verstanden;

232 In der früheren Veröffentlichung habe ich die Namen sowohl des Verfassers der Biographie als auch des Betroffenen (sein Bruder) anonymisiert; jetzt kann ich aufgrund von ausführlichen Recherchen die Klarnamen benennen.

- dann als Erfahrung des Eingebundenseins in einen Zusammenhang, der durch Rechtsverhältnisse strukturiert ist;
- schließlich als Erfahrung von Solidarität, als Gefühl, angenommen zu sein in einer tragenden, ja fürsorglichen Gemeinschaft (vgl. Honneth 1992).

In der vorliegenden Autobiographie zeigt sich nun die genaue Umkehrung dieses Anerkennungsprozesses, nämlich die Aberkennung von Ehre, von Würde und schließlich des Rechts auf Leben.

Die Aberkennung der Identität durch Entrechtlichung war für viele jüdische Deutsche schwer nachvollziehbar, da sie sich an Patriotismus kaum überbieten ließen.

„Wir freuten uns, jubelten mit dem gesamten deutschen Volke ueber die gemeldeten Siege, wir verfolgten die Fortschritte des Heeres im Geiste mit ihnen und waren und wurden wie ganz Deutschland in dem Glauben an den endlichen Sieg hoffnungsfroh aufrecht erhalten“ (Joseph Levy, Ms. 134, S. 24f.; zum Ersten Weltkrieg).

Später berichtet er von einem Gespräch mit zwei Mitgliedern der NSDAP, in dem er noch Ende 1933 seine Position offenlegte.

„Was bin ich weniger als Sie? Habe ich je meine Pflichten gegen Deutschland verletzt? Habe ich nicht mit meinen Kindern dem Vaterland gedient? Ich lasse mich von Ihnen und allen Ihren Parteigenossen in meinem Patriotismus, in meiner tiefen Liebe zum deutschen Vaterlande nicht uebertreffen. Meine Ahnen sind in ihm geboren und haben in mich die Liebe zur Heimat gepflanzt. Sie werden sie mir nicht aus dem Herzen reißen“ (ebd., S. 31).

Wie schließlich, nach Solidarität und Recht, auch die elementare fürsorgliche Zuwendung entzogen wurde, sodass von einem ‚Aberkennungsprozess‘ in vollem Sinne gesprochen werden kann, zeigen die zahlreichen, in Umfang und Intensität sich steigernden Übergriffe, die ihren institutionellen Ort in Konzentrations- und Vernichtungslagern fanden. Davon soll im Folgenden die Rede sein (vgl. auch Kap. II.4).

* * *

Als Hans Ulrich Haller-Munk zu Beginn des letzten Jahrhunderts, genauer: am 27. Juli 1900, in Berlin geboren wurde, geschah dies unter glücklichen Vor-

zeichen.²³³ Sein Vater, Dr. Heinrich Haller, hatte sich nach Wanderjahren in England, Frankreich, Italien und der Schweiz, genauer in London, Paris, Rom, Lausanne und Basel, als Kaufmann (Apotheker) in Berlin angesiedelt und es zu einem gewissen Wohlstand gebracht. 1899 hatte er, mit Anfang 30, die aus einem wohlhabenden und zugleich liberalen Elternhaus stammende 19-jährige – ‚völlig unschuldige und naive‘ – Paula Munk geheiratet. Der Vielgereiste lebte nach der Heirat und auch nach der Übersiedlung in die norddeutsche Hafenstadt Kiel „nur noch für seine Familie“ (Ms. Munk, 161, S. 2). Unter finanziellen Vorzeichen betrachtet bedeutete dies für ihn, das Leben eines Besitzbürgers zu führen: „Geldverdienen war die Hauptsache im Leben, damit man einst ein ruhiges Alter und seinen Kindern eine gesicherte Zukunft hinterließ“ (S. 4). Da sich in der Verwandtschaft zahlreiche Juristen befanden, waren auch die Haller-Munks, wie die Eltern nun hießen, ihrem Selbstverständnis nach eine, wenn auch recht reiche, ‚Beamtenfamilie‘, sodass – nach wie vor unter dem Aspekt der ‚bürgerlichen Sicherheit‘ gedacht – auch für Hans Ulrich eine entsprechende Laufbahn vorgesehen war.

Allerdings ist ebenso festzustellen, dass dieser Hintergrund und dieser Planungshorizont, wie für bürgerliche Familien der Jahrhundertwende üblich, vom Vater bestimmt und vorgegeben waren. Hans Ulrichs Mutter, die nicht nur, wie bereits gesagt, in einem liberalen Elternhaus aufgewachsen war, sondern die sich auch diese Liberalität, gepaart mit gewissen schwärmerischen Neigungen, bewahrt hatte, konstituierte zwar ein Beispiel, das sicherlich, vor allem für ihre Kinder, wahrnehmbar war, das aber doch eher ein Beiwerk als ein Richtpunkt der Erziehung bildete. Insofern gruppierte sich die Familie um den ‚starken wirtschaftskonservativen Vater‘ und die (vermeintlich) eher ‚schwache‘ bildungsliberale Mutter, was aber, wie erwähnt, durchaus den familialen Konstellationen bürgerlichen Lebens um die Jahrhundertwende entsprach.

Hans Ulrich jedenfalls erlebte – ebenso wie sein jüngerer Bruder Erich, über den wir zunächst keine weiteren Informationen besitzen, außer dass er „der Phantast der Familie“ (S. 5) und „später Theaterfachmann geworden war“ (S. 7), also eher dem mütterlichen Vorbild entsprach –, seine Kindheit als Sohn gut situierter und gesellschaftlich respektierter Eltern überaus harmonisch. Dass beide Eltern Juden waren, war eine Marginalie, etwas, um das man zwar wusste, aber das nicht von Belang war. Der Vater hatte sogar als 18-jähriger seine Herkunftsfamilie gerade deswegen verlassen, „weil er sich in dem ortho-

233 Ich habe diese Fallgeschichte an anderer Stelle sehr knapp aus der Perspektive der Pfadabhängigkeit biographischer Entwicklungen interpretiert (Garz 2014, S. 197ff.)

doxen Milieu wie ein Gefangener fühlte“ (S. 1). Daher verwundert auch nicht die Aussage: „Beide (Eltern) waren religiös ganz ihrem Ursprung entfremdet“ (ebd.). Bereits die Vorfahren der mütterlichen Seite hatten an der jüdischen Wanderungsbewegung von Ost nach West teilgenommen und nach und nach die damit einhergehende Assimilation zumindest in Ansätzen nicht nur akzeptiert, sondern gewünscht, ja eventuell herbeigesehnt und aktiv betrieben, um so zu sein, wie alle anderen Deutschen auch. So fehlt bei der Beschreibung von Paula Munks Jugend, ebenso wie bei vielen anderen Juden, die sich dem Assimilationsprojekt unterworfen hatten, nicht der dezidierte Hinweis auf Goethe sowie Heine als Begleiter des Aufwachsens. Konsequenterweise überließ auch schon Paulas Mutter „jede Glaubensangelegenheiten dem Betreffenden selbst zur Beurteilung“, sodass ihre Tochter, „die sogar den christlichen Religionsunterricht in der Schule mitmachte, keinerlei Unterschiede zwischen den Menschen nach ihrem Bekenntnis“ kannte (S. 2).

Hans Ulrich besuchte – selbstverständlich, da das Assimilationsprojekt zugleich ein Aufstiegsprojekt bildete – das Gymnasium. D. h. da die wirtschaftliche Anpassung durch die Leistungen des Vaters erreicht war, konnte der zweite, der kulturelle Teil des Vorhabens in Angriff genommen und vor allem gefestigt werden: das Projekt des Aufstiegs durch Bildung. Allerdings gilt es hier auf einen weiteren Vorgang aufmerksam zu machen, der für die intendierte Beamtenlaufbahn des Sohnes unverzichtbar war. ‚Der kleine Makel‘, zumindest nominell dem mosaischen Glauben anzugehören, musste getilgt werden. So beschloss man, „die Kinder im Alter von 4 bzw. 6 taufen zu lassen. (Auch der Vater) Heinrich war am gleichen Tag Christ geworden. [...] Die Mutter war nicht übergetreten“ (S. 2f.).

Obwohl Hans Ulrich kein „Musterknabe“ war, sondern „im Gegenteil, sehr rauflustig, ungezogen und vorlaut“, bereiteten ihm die Schule und das Lernen keinerlei Schwierigkeiten. Auch die Kriegszeit brachte, nun aber im Gegensatz zu vielen anderen Jugendlichen, keinen besonderen Einschnitt in das Leben Hans Ulrichs: Er war zu jung, um eingezogen zu werden, der Vater „über das Mobilisationsalter hinaus [...] und wegen eines Halsleidens sowieso dienstuntauglich“ (S. 3). Und, mehr noch, auch finanziell gab es während des Krieges, übrigens auch während der dem Krieg nachfolgenden Inflationsjahre 1923/24, kaum Einschränkungen, da der Vater das ersparte Geld klug angelegt hatte.

Da es nun einmal vorgesehen war, dass Hans Ulrich Jurist werden sollte, und da dieser diese Entscheidung ‚gleichgültig akzeptierte‘, kam es zu einem entsprechenden Studium.

„So studierte er denn in mitteldeutschen Universitätsstädten, trank und amüsierte sich mit den Kollegen, hatte diverse Freundinnen – und weigerte sich sehr entschieden, zum Kummer des Vaters – den Dr. jur. zu machen, da das Anstrengung kostete und nicht unbedingt nötig war“ (S. 5).

Aber auch ein zweiter Wunsch des Vaters ging nicht in Erfüllung. Dieser hatte, eingedenk der Beamtentradition in der Familie, für Hans Ulrich die ‚Staatsanwalts-Carrière‘ vorgesehen. Dieser aber „wollte lieber Rechtsanwalt werden. Da verdiente man viel mehr, alles ging schneller, man war viel unabhängiger als der an Amtsstunden gebundene Beamte“ (S. 5).

Die (vermeintlich) risikoreichere Entscheidung für die Profession des Anwalts, allerdings vor dem Hintergrund guter, sicherheitsverbürgender finanzieller Verhältnisse getroffen, sowie der Verzicht auf die Promotion, lassen Hans Ulrich als jemanden erscheinen, für den das Finanzielle, wie für den Vater, primär ist, der aber zugleich das Risiko liebt. Nicht mehr die für die Eltern charakteristische assimilationsbereite ‚protestantisch-asketische‘ Haltung des Sparens, um in gottgefälliger Weise ein Kapital anzureichern, war für ihn leitend, sondern er sah Kapital vielmehr als Risikokapital an; als schnell verdientes Geld, über das allerdings aufgrund seiner Flüchtigkeit nie sicher verfügt werden konnte.

Halten wir als ein erstes Fazit fest: Hans Ulrich Haller-Munk gefällt es, sich als Bohemien, als Mann, der das ‚gute Leben‘ schätzt und aktiv anstrebt, zu präsentieren; wobei durchaus zu bemerken ist, dass er in seinem Beruf ‚tüchtig war‘. Dennoch, verfolgen wir sein Leben über seine Arbeit als Anwalt, über seinen Brotberuf, hinaus, können wir sein Leitbild in den folgenden Zeilen wiederfinden: „Er wollte seine Zigarre, seinen gefüllten Geldbeutel, eine Frau, wenn es ihm gelüstete; und bloß keine Aufregung“ (S. 5). Und was in dieser Aussage im Hinblick auf sein Bild von Frauen schon anklingt, lässt sich noch deutlicher sagen. Er „betrachtete sie mit der üblichen, etwas verächtlichen Herablassung, die ein ‚echter‘ Mann gegen jedes weibliche Wesen seiner Ansicht nach haben musste“ (ebd.).

Unter diesen Vorzeichen lernt er, der neben dem Erfolg im Beruf auch den Erfolg in der Liebe suchte, „eine junge Frau kennen, die vier Jahre älter war als er, geschieden, Kunstgewerblerin. Sie war sehr groß und schlank, eine besonders schöne Erscheinung, klug, gewitzt und erfahren“ (S. 6). Mit dieser mondänen Frau, mit Margarete, die etwas später als „hochgewachsene, hyper-elegante Dame“ beschrieben wird, lebte Hans Ulrich, im Übrigen auch er, „mit 1.94 m und 100 Kilo“ ein durchaus stattlicher Mann, zusammen, ging mit ihr „zu allen Festen, Bällen und Gesellschaften – und die ‚society‘ begann Anstoß

zu nehmen“ (ebd.). Schließlich schaltete sich der Anwaltsverein – Hans Ulrich war inzwischen Teilhaber in einer Anwaltspraxis (in Magdeburg) geworden – „ein und gab zu bedenken, daß [...] Hans Ulrich besser täte, die Dame zu heiraten“ (ebd.). Daraufhin – „da er Umstände und Redereien haßte“ (ebd.) – ‚reichte‘ Hans Ulrich, wir schreiben das Jahr 1929, bei der zuständigen Behörde ‚die Ehe ein‘, „was er Margarete, die niemals ernsthaft daran gedacht hatte, unerwartet auf der Straße erzählte“ (ebd.).

Wollen wir diesen Vorgang, diese Entscheidung, kommentieren, so ist vor allem auf zweierlei zu verweisen. Hans Ulrich hatte sich hinsichtlich der Wahl seiner Partnerin erneut als Mann, der zwar das ‚gute Leben‘ schätzte, es aber in egoistischer Form pflegte, erwiesen. Er orientierte sich am ästhetischen Bild ‚gepflegter Weiblichkeit‘, nahm Frauen, in diesem Fall, seine zukünftige Frau, aber nach wie vor nicht ernst. Er handelte einerseits bevormundend, da er ‚die Ehe einreichte‘, ohne vorher mit Margarete darüber gesprochen zu haben, er trivialisierte andererseits diese Entscheidung, da er sie, gewissermaßen nebenbei, seiner zukünftigen Frau, zum einen, auf der Straße, und zum anderen, in der Form einer Erzählung präsentierte, also beiläufig berichtete. Dem Institut der Ehe, so, wie sie zu Beginn des Jahrhunderts auch im (groß-)bürgerlichen Milieu verstanden wurde, wurde Hans Ulrich weder mit der Art der Anbahnung noch mit dem Akt der Verkündung gerecht. Allerdings war sich Margarete, schenken wir der biographischen Darstellung Glauben, der mit dem getroffenen Arrangement eingegangenen Bedingungen durchaus bewusst. Jedoch: „Ihr leuchteten die Vorteile ein, mit dem wohl situierten Hans Ulrich (der sich schon als Freund nicht hatte lumpen lassen) verheiratet zu sein“ (ebd.). Von daher lässt sich von der Verbindung zweier ‚Handels-Beziehungs-Partner‘ sprechen: Als Kapital stehen Finanzkraft auf der einen und Schönheit auf der anderen Seite zur Verfügung.

Die bisherige biographische Schilderung des Lebens von Hans Ulrich Halber-Munk stellt in repräsentativer Weise das Muster einer Erfolgsgeschichte dar. Sie umfasst, folgen wir Freud, die beiden für das gelungene Leben eines Erwachsenen zentralen Faktoren, nämlich sowohl die Entscheidung für einen Beruf, hier dokumentiert in der Wahl einer professionellen Ausbildung und eines beruflichen Aufstiegs, als auch die Entscheidung, eine Partnerin zu wählen und mit ihr eine eheliche Verbindung einzugehen. In diesen Konstellationen spiegelt sich in prägnanter Form die Möglichkeit wider, aktiv den selbstgewählten Entwurf eines eigenen Lebensplans verfolgen zu können. Und dennoch haben wir gleichermaßen schon eine Anzahl von Fakten und Faktoren parat, die uns erahnen lassen, dass dieser Lebensentwurf, dass diese Karriere, mit dem Einbruch des Nationalsozialismus in Deutschland an seine Grenzen

kommen muss. Ein dritter zum Schicksal werdender Bereich, in dem sich das Erwachsenenleben bewähren muss, der Bezug zum Staat, spielt bisher keine Rolle.

„Und dann kam der 30. Januar 1933“ (S. 7) – und die Erfolgsgeschichte, der Aufstieg, verkehrt sich, um mit Fritz Schütze zu sprechen, in eine Verlaufs-, plastischer zu verstehen: in eine Fallkurve (Schütze 1981). Allerdings, so deutlich stellte sich der Sachverhalt für Hans Ulrich zunächst nicht dar, konnte er sich für ihn nicht darstellen. Es ist offensichtlich, dass Juden in der deutschen Gesellschaft bisher häufig toleriert, gelegentlich akzeptiert, bestenfalls teilweise integriert waren, ihnen also häufig der Status von ‚geduldeten anderen‘ zukam; nun wurde Jüdischsein generell, gewissermaßen als ‚Stör- bzw. als ‚Straftatbestand‘, zum Stigma erhoben. Die jüdische Bevölkerung geriet aufgrund einer juristischen, vermeintlich anthropologisch und rassenhygienisch abgestützten, faktisch rassistischen Zuschreibung zunächst in den Rang von diskreditierbaren Personen (Goffman), indem in einem ersten Schritt ein stigmatisiertes Merkmal von Institutionen mit Definitionsmacht benannt wurde. Daran anschließend konnte, beginnend bei den Organen der nationalsozialistischen Partei und übergreifend auf die Bevölkerung, jede als jüdisch definierte Person diskreditiert werden.

In welcher Lage befand sich Hans Ulrich Haller-Munk?

Er selbst „glaubte einerseits nicht an eine grundlegende (politische) Veränderung, andererseits hielt er sich – sozusagen mit seiner Geburt Christ – mit einer ‚Arierin‘ verheiratet, mit ‚christlichen‘ Eltern, für völlig gesichert“ (S. 7).

Jedoch, von nun an überstürzen sich die Ereignisse, ein Wendepunkt tritt ein, und die Verstrickung in äußere, kaum oder nicht mehr kontrollierbare Vorgaben nimmt seinen Lauf. Mit Schütze gesprochen, ein Verlaufskurvenpotential, eine abwärts gerichtete Lebenskurve, baut sich auf, ein Trudeln beginnt, das in einen freien Fall übergehen wird, sofern keine Mechanismen der Stabilisierung, seien sie von außen oder von innen kommend, mobilisiert werden können. Betrachten wir die Einzelheiten:

- Zunächst verließ Hans Ulrichs jüdischer Kompagnon, wie sich später herausstellt, mit Familie und überstürzt, ohne Angabe von Gründen oder Hinterlassung des Aufenthaltsorts, die Stadt. Ein Brief, der, abgesandt in Amsterdam, einige Tage später eingeht, enthält die lapidare Nachricht des Teilhabers, dass „an eine baldige Rückkehr nicht zu denken sei“ (S. 8).

- Hans Ulrich, der nun um die eigene Gefahr wusste, schrieb zeitgleich mit diesem Vorgang an seine Eltern und bat um Übersendung „ihrer beiden Taufscheine“ (ebd.). Die Antwort war „ein Brief wenig erfreulichen Bescheides. Darin bekannte Paula, dass sie noch Jüdin sei, erklärte sich aber sofort zum Übertritt bereit, falls sie dadurch Hans Ulrichs Stellung sichere“ (S. 8). Mehr noch, in ihrem Brief entschuldigte sich die Mutter in devoter Form bei ihrem Sohn für etwas, das sie nun als falsch ansah, an dem sie aber, das lässt sie erkennen, trotz aller Beteuerungen hängt: ihre Zugehörigkeit zum Judentum.

„Sie schrieb: ‚Es ist meine Schuld, wenn Dir dadurch Unannehmlichkeiten entstehen, ich bin ein dummes altes Weib und habe mich nicht von meinem Kinderglauben trennen können. Ich bitte Dich, mir zu verzeihen, ich will gerne alles tun, was die Sache vertuschen kann‘“ (ebd.).

Hans Ulrichs Wut und Unverständnis über die ‚Nachlässigkeit‘ der Mutter sprach wiederum aus einem Brief, den er an seinen Bruder sandte. „Was hat sich denn die Mutter gedacht? [...] Für so unklug hätte ich sie nie gehalten“ (S. 8f.).

- Schließlich lässt Erich, der erzählende Bruder, „der bei einem Theater in der Nähe Kölns beschäftigt war“ (S. 9), seine Eltern wissen, dass er nach Wien übersiedeln wolle „und von dem Geld der Familie so viel wie möglich mitzunehmen für ratsam halte“ (ebd.). Die Eltern, die sich einzig ein Leben in Deutschland vorstellen konnten, weigerten sich, und erst nachdem Hans Ulrich intervenierte und ebenfalls gebeten hatte, man möge dem Junior etwas Kapital mit auf den Weg geben, wurde dessen Wunsch erfüllt. Hans Ulrichs Motivation bestand allerdings weniger darin, das Geld zur Sicherheit ins Ausland zu bringen, sondern ihm lag vielmehr daran, seinen Bruder aus der Nähe der Eltern zu entfernen – „er war schließlich gar imstande, ihnen allzu viel aus der Tasche zu locken“ (ebd.). Erich verließ Deutschland noch vor dem 1. April 1933, dem Tag, den die Nationalsozialisten zu einem Aktionstag gegen die Juden erklärt hatten.
- „Wie ein Donnerschlag übertrafen die Ereignisse am 1. April 1933 alles, was Hans Ulrich überhaupt für möglich gehalten hatte“ (ebd.). Und spätestens, als zwei SA Leute sich als Wache vor seiner Kanzlei aufstellten, wusste er, „daß er aus der Anwaltsliste gestrichen werden würde“ (S. 10).

Die Abreise des Teilhabers, gegen den zudem nachträglich noch der Vorwurf der Veruntreuung von Mandantengeldern erhoben wurde, die nicht erfolgte Taufe seiner Mutter, sowie die Stigmatisierung der anwaltlichen Praxis sind die drei Ereignisse, die, zwischen dem 30. Januar und dem 1. April 1933 lie-

gend, zu einem Wendepunkt in Hans Ulrichs Leben führen. Neben der ‚Illoyalität des Partners‘ und der Ausgrenzung durch die Nationalsozialisten war es jedoch vor allem die als Täuschung empfundene Haltung der Mutter, die das mit einem Wendepunkt verbundene Krisenpotential aktualisierte. Der Wut, ja dem Hass auf die Mutter entsprach ein Selbsthass, der sich aus der Tatsache speiste, in eine Kategorie – Jude – eingereiht zu werden, die Hans Ulrich selbst bisher für sich ablehnte.

Hans Ulrich spürte, dass sein Leben in eine krisenhafte Phase eingetreten war, jedoch reagierte er noch sehr bewusst auf die damit verbundenen Herausforderungen. Die ‚konditionale Verstrickung‘ (Schütze) ließ noch Optionen offen: Zunächst verkleinerte er seine Wohnung, gab die ‚6-Zimmer-Flucht‘ in einer Villa zugunsten einer Wohnung mit vier Zimmern auf. Eine solche Wohnungsnahme hielt er auch deshalb noch für erforderlich, da seine Frau Mitte August 1933 ein Mädchen zur Welt brachte. Beide Vorgänge sorgten dafür, dass Hans Ulrich, wiederum in der Sprache von Fritz Schütze formuliert, ein labiles Gleichgewicht der Alltagsbewältigung aufbauen konnte. – Dieser Balanceakt konnte allerdings nicht lange durchgehalten werden.

Am 1. Oktober 1933 geriet sein Leben ins Trudeln, eine Destabilisierung des labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung trat ein, nachdem der endgültige Bescheid erfolgte,

„daß ihm der Anwaltsberuf für immer verschlossen war. – Es war ihm (er sagte es selbst), als wenn plötzlich eine offene Tür, die in eine schöne freie Gegend führt, wo man alle Altersgenossen, alle Gesellschaftsmitglieder versammelt sieht, zufällt, um niemals wieder geöffnet zu werden. Alle Sicherheit, alle Zukunft schien vernichtet ...“ (S. 10).

Besser lässt sich ein Wendepunkt, die Erkenntnis, so Anselm Strauss, „daß ich nicht der gleiche bin, der ich war, der ich zu sein pflegte“ (Strauss 1959/1968, S. 99), kaum beschreiben. Jedoch – Hans Ulrich fiel nicht in ein Nichts, denn der angefangene Satz kann fortgeführt werden,

„... wenn nicht glücklicherweise – da war ein fester Halt, genügend Vermögen zur Verfügung gestanden hätte, das es vorerst erlaubte, ein wenig zu privatisieren“ (S. 10f.).

So wurde auch die dringliche Bitte des in Österreich wohnenden Bruders Erich, das Geld der Familie nun unverzüglich ins Ausland zu transferieren, abschlägig beschieden. Der Vater antwortete, ganz ehrbarer Kaufmann,

„daß der ‚Phantast‘ vom realen Leben nichts verstünde, man müsse das zusammenhalten, was man habe und bei seiner Existenz bleiben, die einen ja ernähre. Sein Leben lang habe er streng nach dem Gesetz gelebt, sei immer ein anständiger Mensch und Bürger gewesen – was solle er in der Fremde. [...] – Damals betrug die transferierbare Summe noch 100 000 Mark!“ (S. 11).

Eine kurze Zwischenüberlegung sei an dieser Stelle erlaubt. Am Fall der vorliegenden, eben schier unvorstellbaren Situation und der Entwicklung dorthin wird deutlich, dass Maßstäbe sich wandelten, dass Rationalität zur Lösung der Probleme vielleicht weniger beitrug als Gefühl, Ahnung und Gespür. Es waren nicht (immer) die Optimisten, die in Deutschland blieben, die überlebten, sondern die Pessimisten (Noam), es waren nicht immer ‚die Realisten‘, welche die Gefahr sahen, sondern die Phantasten, die sich jedoch aufgrund der Ablehnung ihrer ‚Phantastereien‘ nicht durchsetzen konnten.²³⁴

Auf Hans Ulrich jedenfalls kamen weitere und immer größere Probleme zu.

- Seine Frau weigerte sich hartnäckig, aus Berlin zu den Schwiegereltern nach Kiel zu ziehen – dort hätte Hans Ulrich durchaus noch im Geschäft des Vaters eine Hilfe sein können – „sie hatte ihn ja nicht geheiratet, um mit ihm zu versauern“ (S. 12). Andererseits war sie, im Gegensatz zu den anderen und „am unternehmungslustigsten von allen“ (ebd.), sofort bereit, Deutschland, unter Mitnahme von größeren Geldbeträgen, zu verlassen. Hier jedoch übersah Margarete, „daß das junge Paar flott gelebt und keinerlei Subsistenzmittel angespart hatte“, – und so konnte Hans Ulrich nichts fortbringen, „weil er nichts besaß“ (ebd.).
- In der Folge wurde Hans Ulrichs Familie einerseits immer stärker von den Zuwendungen seiner Eltern abhängig, ohne dass es ihr andererseits gelang, sich in ihren Lebensgewohnheiten zu ändern: „Sparen war beiden fremd, Margarete wollte sich genauso gut kleiden wie immer, Hans Ulrich verzichtete nicht auf die teuren Zigarren, das Kind brauchte alles, ‚was ein Baby aus gutem Haus benötigt“ (ebd.).
- Zudem verlor Hans Ulrich nach und nach den Kontakt zu Freunden und Bekannten, die entweder, sofern sie jüdisch waren, ins Ausland gegangen waren, oder, sofern sie nichtjüdisch waren, ihn mieden.

234 Vera (Severa) Deutsch (Ms. 47, S. 63) akzentuiert den Sachverhalt noch einmal anders: „Es haben viele solche Leute mit ‚starken Nerven‘ ihr Zögern büßen müssen, es waren nicht immer die Feigsten, sondern bloß die Klügsten, die ihre Auswanderung möglichst beschleunigten“.

- Schließlich wurde er im Sommer 1934 verhaftet und musste zwei Tage im Gefängnis zubringen. Man warf ihm vor, an den – im Übrigen nicht bewiesenen – Steuerhinterziehungen seines Partners beteiligt gewesen zu sein.
- Aber erst als Halbwüchsige vor seiner Wohnung randalierten und grölten „Hängt das Judenschwein auf‘..., ‚bringt die dicke Sau um‘ ... und seinem Namen unflätige Bezeichnungen anfügten, dämmerte ihm die persönliche Gefahr“ (S. 13).

Jetzt endlich transferierte er eine größere, vom Vater ‚entlehene‘ Geldsumme ins Ausland. Aber damit war zugleich ein Schwellenzustand erreicht, dessen Überschreitung nachhaltige Konsequenzen implizierte. Hatte Hans Ulrich bisher starr an seinem bürgerlichen Habitus, an eingübten Konventionen und eingespielten Sitten, festhalten können, war nun der aufgebaute Schutz – sein bürgerlicher Panzer – brüchig geworden. Die von den Eltern praktizierte und tradierte ‚Binnenmoral‘ (Apel 1988) konnte nur Bestand haben, solange diese Orientierung vom umgebenden Milieu – im Großen wie im Kleinen – geachtet wurde; „nie im Leben hätten die Alten etwas getan, was den Gesetzen widersprach ... nicht aus Furcht, versteht sich, sondern aus ihrer Anschauung heraus, ‚der Mensch habe sich an die bestehenden Verfügungen zu halten““ (S. 16). Gebrauchen wir die Terminologie Kohlbergs: Es lag also keine präkonventionelle Ausrichtung an konkreter Strafe vor, sondern es handelte sich um eine durchaus konventionell gespeiste Gesetzesorientierung, die das Leben der Eltern bestimmte. Diese Fixierung am gesetzten Recht war auf Hans Ulrich übergegangen, hatte sich in seinem Denken festgesetzt, allerdings in einer stärkeren Verbindung im Hinblick auf sein ökonomisches Wohlergehen. Insofern verkörpert er das Bild des Bourgeois, des

„materiell gerichteten Menschen, der die Vorschriften der Moral kennt und streng befolgt, ohne die Gründe dieser Moral zu kennen – und ohne sie auch lernen zu wollen“ (S. 15).

D. h. aber auch, die von Kohlberg formulierte darüberhinausgehende postkonventionelle Moralvorstellung blieb ihm fremd.

Aber Hans Ulrich versuchte noch einmal, ‚Herr seiner Biographie‘ zu werden; er gab die Verfügung über sein Leben noch nicht ab, sondern begab sich mit seinem gesamten Hausstand nach Italien, wo er sich komfortabel einrichtete „und von Neuem seinen luxuriösen Lebenswandel (began), treulich unterstützt hierin von seiner Frau“ (ebd.). Doch es scheint so zu sein, dass das transferierte Geld nicht oder nur unvollständig in Italien ankam, was Hans Ul-

rich nötigte, wiederum nach Deutschland zu fahren, um bei den Eltern um weitere Unterstützung nachzukommen. Diese wurde ihm, zugleich mit einer Summe – „einige Tausender“ – für den Bruder, gewährt. Hans Ulrich, dessen Leben immer stärker unter äußere Bestimmungen geriet, entschied sich, den Betrag für eigene Zwecke zu behalten. Von nun an – der Betrug am Bruder markiert die Auflösung der bürgerlichen Standards auch im privaten Bereich – gab es für ihn kein Halten mehr. Dass Hans Ulrich sich aus dem Stand des gesetzestreu in den Stand des gesetzesübertretenden Subjekts begeben hatte, markiert den Zusammenbruch der bisherigen Wertmaßstäbe. Ein ‚point of no return‘, eine Höhepunktskrise, war erreicht. – Einzelheiten über die folgenden Wochen und Monate werden im Manuskript nicht benannt. Aber auch dieser Verlust des Narrativen weist darauf hin, dass eine geschlossene, eine sequentielle Darstellung des Lebensverlaufs selbst für den Erzähler nicht mehr leistbar war. Die Erzählung wird, in Homologie zu Hans Ulrichs gelebtem Leben, brüchig. Der Verlust der erzählenden Stimme signalisiert den Verlust zur Gestaltung des Lebens:

- Im Juli 1937 schrieb Hans Ulrich den Eltern, dass er sein Geschäft nach Paris verlegen wolle.
- Drei Wochen später schrieb Margarete aus Italien, dass sie seit seinem Weggang keine Nachricht von Hans Ulrich erhalten habe. Mehr noch: Sie sei „ohne Geld, von Gläubigern verfolgt, vom Hauswirt bedroht, auf die Straße gesetzt zu werden“ (S. 15f.). – Um sich aus dieser Zwangslage zu befreien, musste Margarete den Hausstand, unter Zurücklassung allen Mobiliars wie auch ihres Schmucks, aufgeben; sie kehrte mit ihrem Kind zu ihrer Mutter nach Deutschland zurück.
- Am 1. Oktober 1937, zu Paulas 60. Geburtstag, erreichte eine von Hans Ulrich in Paris aufgegebenen Postkarte die Eltern, deren Tenor zusammengefasst lautete, „er gehe ins Wasser, da er nicht mehr weiter wisse und verhungere [...] (und an späterer Stelle): ich gehe unter“ (S. 17).
- Der umgehend benachrichtigten Polizei gelang es, Hans Ulrich zu finden und ihn „nun völlig zerstört und unfähig zu klarem Redestehen“ (S. 18) Ende Oktober nach Deutschland zurückzubringen.
- „Vier Wochen lang sprach er überhaupt nicht“ (ebd.).
- Schließlich begann er einen Briefwechsel mit seiner Frau, die ihm aber nur erklärte, dass sie die Scheidung einreiche. – Nebenbei sei bemerkt, dass ihr die Trennung der Ehe nicht gelang. Die deutsche Behörde verfügte: „Wenn die Frau während der ganzen Zeit es neben dem ‚Juden‘ ausgehalten hat, obwohl der Aufklärungsdienst des Reiches ihr vor Augen führte, wie

tief sie sich erniedrigte, dann hat sie jetzt nicht plötzlich die Berechtigung, von ‚Ariertum‘ zu reden“ (ebd.).

Hans Ulrichs Leben konsolidierte sich auf niedrigem Niveau. Er half dem Vater in der Firma, zog sich jedoch ansonsten immer stärker in sich zurück. Der Erzähler konstatierte – möglicherweise allzu einfühlend und damit beschönigend: Ein zuvor „gesunder, ungewöhnlich kräftiger Mensch Mitte Dreißig, voll Verantwortung gegenüber seiner Frau und seinem Kind, intelligent und nicht ohne Wissen“ (S. 17), war allein. „Ohne Frau, eigenes Heim, ohne irgend einen Menschen, mit dem er sprechen konnte, ohne Aussicht, ohne Hoffnung“ (S. 18). Greift man auf den aktiv angestrebten Lebensplan Hans Ulrichs zurück, der ja über einen längeren Zeitraum bereits zur Verwirklichung gekommen war, und vergleicht ihn mit der jetzigen Lage, wird der Wahrheitscharakter der Beschreibung, die in folgender Formulierung gipfelt, erkenntlich: „– abends mit den Alten Karten spielend, am Tage stumpfsinnig arbeitend ...“ (ebd.). Diese Leere, die sich Hans Ulrich bemächtigt hatte, hinderte ihn auch daran, auf die zahlreichen Versuche seines Bruders einzugehen, der ihn aus der Gefahr herauslösen und zur Flucht in ein anderes Land bewegen wollte. Fritz Schütze spricht in diesem Zusammenhang von einem ‚Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung‘.

Mehr noch: Selbst nachdem die nationalsozialistischen Truppen am 11. März 1938 in Österreich einmarschiert waren – Erich hatte sich ‚in ein neutrales Land‘ (d. h. die Schweiz) retten können – vertraute Hans Ulrich auf das Gute der Heimat gegenüber der Gefahr in der Fremde. In einem Brief, den er Ende September an seinen sich im ‚sicheren‘ Ausland befindlichen Bruder schickte, bemerkte er:

„Du wirst doch dort ohne sichere Verdienstmöglichkeit langsam zu Grunde gehen, ich habe das alles selber mitgemacht, komm‘ doch zurück (wörtlich!), bei den Eltern hast Du wenigstens immer satt zu essen. Es ist ausgeschlossen, zu einem Posten zu kommen, höre auf vernünftige Worte und versuche nicht, gegen das Schicksal anzugehen“ (S. 19).

Hans Ulrich reagierte in der Folge auf die weiteren Bemühungen seines Bruders, ihn zur Ausreise zu veranlassen, nicht mehr. Für ihn waren die Verhältnisse klar, wobei ihm als Kategorie der Entscheidung der Bezug auf das Schicksal zureichend schien. – Wie verhängnisvoll diese Weigerung, das fatalistische Vertrauen auf das Schicksal, war, wurde spätestens Anfang Oktober

1938 deutlich, als ihm, wie allen Juden, „die Pässe von der Regierung entzogen“ (ebd.) und damit jede Möglichkeit zur Ausreise genommen wurde.

Die vorliegende Erzählung wird nun immer knapper, die Ereignisse in ihren Einzelheiten können kaum noch rekonstruiert werden, aber der grobe biographische Verlauf lässt sich durchaus nachvollziehen. Zunächst erreichte Erich, der im Ausland über die Vorgänge vom 9. November 1938 nur unzureichend informiert war, am 17. November ein Brief, der, wenn auch von keinem Mitglied der Familie formuliert, Aufklärung anbot:

„Sehr geehrter Herr X,

Sie werden über das Schicksal ihrer Eltern sehr besorgt sein. Da kann ich Ihnen die Nachricht geben, daß Ihren Eltern kein Haar gekrümmt ist. Ihr Bruder ist abtransportiert, wohin, ist unbekannt. Der Laden ist vollständig demoliert. Nach hier kommen ist zwecklos“ (S. 20).

Einige Tage später folgte ein Brief von Paula, ohne jeglichen Bezug auf die Vorfälle, und erst viel später erfuhr Erich in groben Zügen, was sich an jenem Tag ereignet hatte. Zehn Männer der SA erschienen nachts um vier, erzwangen Einlass in das Gebäude und zerstörten zunächst die gesamte Einrichtung des Geschäfts, dann erklärten sie Heinrich und Hans Ulrich Haller-Munk für verhaftet. Die Intervention der Mutter, zumindest ihren Mann – „der Greis stirbt Euch doch unter den Händen“ – zu verschonen, wurde wie folgt beschieden: „Ja, auf unserer Liste steht, in unserem Rayon müssten wir fünfzig Juden zusammenbringen. Da sehen wir eben zu, so viel wie möglich zu bekommen“ (S. 21). Während dieses Vorgangs war Heinrich „zusammengebrochen und lag in einem Zimmerwinkel wie eine Leiche“ (ebd.). Das schließlich veranlasste die ‚Burschen‘, allein Hans Ulrich in Gewahrsam zu nehmen. – Hans Ulrich waren damit die Möglichkeiten zu einer selbst gestalteten Lebensplanung endgültig genommen, von jetzt an war er fremden Einflüssen unterworfen, die nur in sehr geringem Umfang durch sein Handeln beeinflussbar waren.

Es war nun die vermeintlich schwache Paula, die alles versuchte, um Hans Ulrich, der in ein Konzentrationslager überführt worden war, aus der Gefangenschaft zu befreien. Allein auf sich gestellt – in einem Brief an Erich vom 22. November schrieb sie, „Vater nimmt seelisch und körperlich erschreckend ab. Ich halte den Kopf zusammen, der Vater soll ordentlich in die Erde kommen“ – wurde Paula bei allen nur denkbaren Behörden vorstellig. Voraussetzung für eine Entlassung, so wurde ihr bedeutet, sei der Nachweis, dass Hans Ulrich „in ein anderes Land auswandern könne“ (ebd.).

Und Paula gelang es, für Hans Ulrich eine „Schiffskarte, ausgestellt auf den 18.3.1939, nach Shanghai“, dem einzigen Ort, der zu dieser Zeit noch ohne Visum zu erreichen war, zu organisieren.

Hans Ulrich jedoch hatte sich bis zum 23. November 1938 nicht gemeldet, und ein an ihn adressiertes Paket kam ohne Angabe von Gründen zurück. Immer gehetzter, abgehackter werden nun die Nachrichten, wird das, was wir, überwiegend aus den Briefen der Mutter, erfahren können:

„30. November. Daß Hans Ulrich im Lager an Nierenkolik erkrankt ist, schrieb ich wohl schon, sonst wäre er hier“ (S. 22).

„11. Dezember. Von einem Herrn, der aus dem Lager kam, hören wir von Hans Ulrichs schlechter Gesundheit, und daß wir alles tun sollen, ihn rauszukriegen, was uns eine Unmöglichkeit erscheint. Denn was getan werden konnte, mit Eingaben etc. blieb erfolglos, ohne Antwort, und wo ich war (und ich bin überall gewesen) ohne Bescheid“ (ebd.).

An dieser Stelle ist ein Nachtrag erforderlich. Margarete war es nach den Ereignissen des 9. Novembers nun doch gelungen, sich scheiden zu lassen – dies war Hans Ulrich bekannt.

„15. Dezember [...] Wahrscheinlich ist er völlig unbekümmert, seit seiner Scheidung ist er vollständig ohne Streben, ohne irgendwelchen Gedanken“ (S. 23).

„20. Dezember. Deine Bemühungen um Hans Ulrich sind rührend, aber zwecklos. [...] Was wir tun, ist sinnlos, und wird doch getan, bloß damit etwas geschieht“ (ebd.).

„22. Dezember. [...] Von Hans Ulrich keine Nachricht, nur auf das angewiesen, was die Zurückgekehrten berichten“ (ebd.).

1. Januar 1939. „Hans Ulrich ist in Berlin gestorben. [...] Bleib’ dort!“ (S. 24).

Und die letzte zur Verfügung stehende briefliche Nachricht stammt ebenfalls vom 1. Januar:

„Lieber Erich, am Montag, den 2. (Januar) wird unser Junge verbrannt. Er hatte Bauchfellentzündung und war in der Klinik gestorben. Er war 24 Stunden in Freiheit“ (ebd.).

Der vorliegende Bericht endet mit einigen zusammenfassenden Bemerkungen, die ich nun in Ausschnitten und unkommentiert wiedergeben will.

„Man hat Hans Ulrich so lange im Lager behalten, bis er als moribund anzusehen war. Dann aber, damit der Totenschein nicht im Konzentrationslager ausgestellt werden mußte, hat man den Halbtoten noch auf die Straße gejagt! Da er nachweisbar die Ausreisemöglichkeit nach Shanghai hatte, muß er zu der Zeit, als dies zur Kenntnis der Lagerleitung kam, schon so gewesen sein, daß man ihn nicht gerne mehr unter Menschen lassen wollte“ (S. 25).

Schließlich: Hans Ulrichs Eltern, Heinrich und Paula Haller-Munk, die ihre Wohnung verlassen und in ein sogenanntes Judenhaus umziehen mussten, erhielten am 14. Juli 1942 ein Schreiben der Geheimen Staatspolizei mit der Aufforderung, sich am 18. Juli am ‚Sammelplatz Kleiner Kuhberg 25‘ einzufinden. „Ziel des Transports, der am 19. Juli 1942 von Hamburg abging, war das Zwangsghetto Theresienstadt“ (Goldberg 2002, S. 15). Am 15. Juli 1942 nahm sich das Ehepaar das Leben.

In seinem 1987 geschriebenen ‚Versuch meiner Erinnerungen‘ ging der 85-jährige Eric Munk²³⁵ auf diese Tragödie noch einmal ein:

„Wollen wir verzweifeln? Das hätte längst geschehen müssen, etwa an dem Tag, an dem ich erfuhr, wie meine Eltern ihren Gastod vor der Deportierung nach Theresienstadt vollzogen hatten, mein Vater sowieso schon sterbend, mit einem Katheder, 76 Jahre alt. – Die stets exakten Nazis schickten mir wahrhaftig den Totenschein mit all diesen Angaben. Er liegt vor mir. [...] Vorbei, vorbei. Wie vieles ist vorbei. Mein Bruder, bei der Kristallnacht nach Oranienburg (Oranienburg mit der Hand geschrieben) verschleppt, wurde langsam zu Tode gebracht, bis man ihn, ein paar Stunden bevor er verschied, plötzlich frei liess, [...] in ein Auto setzte und das Auto in die Wohnung meiner Eltern fahren (liess), – damals noch in der Stoschstr. 1 in Kiel-Garden. Dort brach der erst 36jährige Hans-Ulrich zusammen – vorbei, vorbei. Vorbei auch, dass man die Drogerie meines Vaters zerschlug, – der Schurke, der dann alles (umsonst) erhielt, versuchte mich nach Schluss des Spuks noch weiter zu betrügen“ (25/VIII/87, Munk 166.4 [Nachl. E. Munk, Signatur 166ff.]).

235 Der als Schriftsteller tätige Eric Munk wusste bei der Abfassung des biographischen Manuskripts über seinen Bruder im Jahr 1940 natürlich weniger und zum Teil anderes als in späteren Jahren. Und sicher hat er seinen Bericht aus dieser Perspektive des Schriftstellers verfasst, der Kern seiner Darstellungen ist jedoch gesichert. Die Unterlagen befinden sich in der Zentralbibliothek in Zürich, Munk166ff.

* * *

Anerkennung als anthropologischer Tatbestand gehört zu den konstitutiven Bedingungen menschlichen (und manch tierischen) Lebens. Wir werden zu dem, was wir sind, durch die anderen, durch ihre Anerkennung aber auch und gerade auch – wie ich zu zeigen versucht habe – durch ihre Aberkennung. Die Aberkennung von Solidarität, Recht und schließlich einer elementaren Form menschlicher Liebe bzw. Zuneigung ist es, die Hans Ulrich Haller-Munk ums Leben brachte.

„Wir werden bis zum Ende unseres
Lebens unter unseren Erinnerungen
leiden, und wo wir sie aus unserem
Tagewerk verbannen, dort quälen
sie uns in unseren Träumen.“

Ms. Vera Deutsch, 47, S. 53

Schluss

Wie schließt man eine solche Arbeit ab? Vielleicht so? „Viel Wasser floss unter vielen Brücken, viel Erde wurde in den vierzig Jahren, die nach den beschriebenen Ereignissen vergingen, mit Blut befleckt. [...] Was geschah mit den dargestellten Menschen?“ (Lange, Fortsetzung Ms. 127, Epilogue, S. 1) Mit diesen Worten beginnt Helen Lange, das ist das Pseudonym für Olga Lang-Wittfogel, den Mitte bis Ende der 1970er Jahre verfassten Epilog zu ihrem Beitrag aus dem Jahr 1940. Über die Menschen schreibt sie.

„Einige von ihnen blitzten einfach in meinem Horizont auf, und ich habe keine Möglichkeit, herauszufinden, was aus ihnen geworden ist“ (ebd.). Zu anderen Personen konnte der Kontakt wiederhergestellt werden. „My stay in Germany from 1946 to 1949 when I worked on the Nurnberg (sic) Trials gave me the opportunity to see my old friends and acquaintances“ (Epilogue, S. 22).

Auch ich will zurückschauen auf das Leben der Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Harvard-Preisausschreibens; und auch ich kann die Frage, ‚was mit einigen Menschen nach 1940 geschah‘, trotz vieler und zum Teil aufwändiger Recherchen nur zum Teil auflösen. Das Leben mancher Personen bleibt – bis auf weiteres – im Dunkeln, auch wenn die Vorkommnisse sich unterscheiden:

- Was wurde aus Rudolf Liepmann, dem Leutnant der Reserve, und einem der Offiziere, die das Attentat auf Karl Liebknecht verübten (Mappe 139)? Sein 1940 aus Shanghai eingereichter Beitrag ist nicht mehr vorhanden. Eventuell wurde er an Rudolf Liepmann zurückgeschickt. Ohne eine Kopie anzufertigen, wie das bei anderen Manuskripten geschah?
- Wer verbirgt sich hinter dem Pseudonym Hildegard Bollmann (Manuskript 33)? Die vermeintliche Tochter eines Professors an der Berliner Universität, die schon 1933 Deutschland verlassen musste, nachdem ihr ein Verhältnis

mit einem jüdischen Kommilitonen unterstellt wurde. Ihre vordergründig durchaus plausibel klingenden Angaben halten einer empirischen Überprüfung bislang nicht stand.

- Was ist mit Rudolf von Linauer (Manuskript 140)? Linauer, der in den 1930er Jahren (nach eigenen Angaben) Tibet bereiste und, angeblich, dabei zusah, wie Mönche große Felsblöcke mithilfe von Radiowellen anhoben, die sie wiederum mit Musikinstrumenten erzeugten. Ist er identisch mit Roy Rulin (**Ru/dolf Lin/auer**), der in den 1950er Jahren in Hollywood lebte und half, ‚Disneyland‘ zu erschaffen und der 1956 an dem Film ‚Die Zehn Gebote‘ mitwirkte?
- Was schrieb beispielsweise Erich Harpuder (Pseudonym: Erich Drucker) über sein Leben vor 1939 (Mappe 88)? Der Beitrag wurde, vermutlich, im März 1942 an die neue Arbeitsstelle von Edward Hartshorne, dem ‚Office of the Coordinator of Information‘, einem Vorläufer des US-Geheimdienstes CIA, geschickt und ist seitdem verschollen. Handelt es sich bei dem Manuskript, das im Leo Baeck Archiv in New York unter dem Titel ‚[Erlebnisse] 1938‘ aufbewahrt wird, um den vermissten Beitrag? – Auch andere Manuskripte sind nicht mehr vorhanden; sie wurden zurück an die Verfasser*innen geschickt, oder an Edward Hartshorne, oder sie sind nicht mehr auffindbar.
- Welches Leben führte die in Wien geborene Elise Luise Hoffenreich, nachdem sie sich in den USA (offiziell) in Lilian Flynn umbenannt hatte? Ihr autobiographischer Beitrag für das Harvard-Preiswettbewerb changiert zwischen (nachprüfbar)en Fakten und (vermutlichen) Erfindungen. Einerseits hat sich die im Manuskript beschriebene und zunächst als Fiktion angesehene ‚ungarische Adoption‘ im Alter von 24 Jahren mit dem Ziel, nach einer Scheidung erneut heiraten zu können, als Tatsache herausgestellt; während andererseits ihre Behauptung, dass ihr Großvater die Brigitta-Kirche in Wien „aus eigenen Mitteln erbaut hat“ (Manuskript 65, S. 1), nicht zutrifft. Einige Korrespondenz aus der Zeit nach 1945 verbirgt sich in einem privat aufbewahrten Ordner, von dem nicht sicher ist, ob er in Zukunft (für eine wissenschaftliche Erschließung) geöffnet werden wird.

Was gehört noch in diesen Schluss? Ich denke, dass hierzu auch die Erfüllung der Chronistenpflicht gehört, die zumindest die Namen derer noch einmal ins Gedächtnis ruft, die früh, die während des Krieges oder (kurz) nach dessen

Ende, den Tod fanden. Einen Tod im Konzentrationslager, den Tod durch eigene Hand, oder einen ‚natürlichen‘ Tod.²³⁶

Tod im Konzentrationslager

Bandmann, Otto (Ms. 17)

Geboren am 6. November 1886 in Hamburg. Journalist, Leiter eines Pressebüros. Er wurde 1909 in Leipzig mit der Arbeit „Die deutsche Presse und die Entwicklung der deutschen Frage 1864–1866“ promoviert. Die Aberkennung des akademischen Grades wurde im Deutschen Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger am 4. Januar 1941 veröffentlicht.

Emigration am 16. April 1939 von Berlin (von 1911 bis 1933 hatte er in Dresden gelebt) nach Amsterdam.

Am 4. Juni 1943 wird Otto Bandmann in das niederländische Sammel- bzw. Durchgangslager Westerbork eingeliefert. Von dort aus erfolgt der Transport in das KZ Theresienstadt, wo er am 20. Januar 1944 eintrifft, und weiter in das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz, wo er am 3. Oktober 1944 ermordet wird (vgl. Fritzsche 2019, S. 70ff.).

Bornstein, Willy/Wilhelm (Ms. 34)

Geboren am 31. Januar 1897 in Falkenstein (Vogtland). Kaufmann; seit 1933 Hausierer.

Willy Bornstein war auf der St. Louis, die am 13. Mai 1939 Hamburg verließ, aber in Havanna trotz vorheriger Zusagen nicht anlegen durfte; auch die USA und Kanada weigerten sich, Passagiere aufzunehmen; fast alle Passagiere wurden daher zurück nach Europa geschickt. Bornstein musste am 17. Juni in Antwerpen wieder an Land gehen. Bis 1942 lebte er in den Vogesen, wo er noch einmal mit seiner Familie zusammentraf. Er wurde schließlich aufgegriffen, nach Auschwitz deportiert und dort am 31. Oktober 1942 unmittelbar nach seiner Ankunft ermordet (vgl. Bachmann 2010, S. 67ff.).²³⁷

236 Die folgenden Angaben beruhen auf intensiven Recherchen; dennoch kann ich Ungenauigkeiten bzw. Fehler nicht ausschließen. Über Hinweise auf diese wie alle anderen Personen, die an dem Preisausschreiben teilgenommen haben, würde ich mich freuen.

237 Am 20. Juni 1946 (!) schrieb das US-amerikanische Generalkonsulat in Antwerpen an Herrn Wilhelm Bornstein, dass er in näherer Zukunft damit rechnen könne, eine Einreisegenehmigung in die USA zu erhalten. Er möge bitte seine Unterlagen vorbereiten (vgl. Bachmann 2010, S. 142).

Wolff, Siegfried (Ms. 245)

Geboren am 22. Januar 1888 in Gnesen (poln. Gniezno). Kinderarzt. Er wurde 1912 in München promoviert.

Emigration am 29. August 1939 von Eisenach nach Rotterdam oder Arnheim.

Gestorben am 12. Oktober 1944 in Auschwitz (Konzentrations- und Vernichtungslager).

Die ‚Staatliche berufsbildende Schule für Gesundheit und Soziales, Medizinische Fachschule Eisenach‘ wurde 2001 nach Dr. Siegfried Wolff benannt. Ebenso die Klinik für Kinder- und Jugendmedizin des St. Georg Klinikums in Eisenach im Jahr 2010. Schließlich gibt es in Eisenach eine Dr.-Siegfried-Wolff-Straße.

Flucht in den Tod – Suizide

Dreyfuss, Albert (Ms. 54)

Geboren am 16. Februar 1896 in Landau. Arzt.

Emigration am 22. Februar 1938 von Fürth über Hamburg nach Israel. 1947 weiter in die USA.

Tod am 23. Dezember 1947; Brooklyn, New York.

Kretschmer, Julian (Ms. 120)

Geboren am 15. September 1881 in Leobschütz; Medizinstudium und Promotion in Breslau. 1914 bis 1918 Arzt an der Westfront. 1919 Facharzt für Magen- und Darmkrankheiten in Emden.

Emigration am 21. Februar 1939 von Emden nach Palästina.

Tod am 16. Juni 1948 in Kfar Warburg; einen Monat nach der Gründung des Staates Israel am 14. Mai.

Lichtenstein, Heinrich (Ms. 138)

Geboren am 15. Dezember 1889 in Oberwesel. Kriegseinsatz seit August 1916 in Polen, dann an der Westfront. Lehrer in Grebenau/Mittelhessen (1909–1929) und Offenbach (1930 bis zur Entlassung am 1. Juli 1933).

Emigration am 20.7.1939 von Offenbach nach London, am 1. September 1940 weiter in die USA.

Er konnte nicht mehr als Lehrer arbeiten und litt unter Depressionen. Sein Leichnam wurde im Hudson River gefunden. Tod am 28. März 1961 in den

USA. Grab: Friedhof Cedar Park und Beth El Cemeteries, Westwood NJ (vgl. Hansen 2011).

„Frühe“ Tode

1940

Blumens, Siegfried (Ms. 31)

Geboren am 13. Januar 1893 in Neumarkt (Österreich). Kaufmann (?).

Interniert im Warner's Camp, Devon, England.

Untergang (durch den Torpedotreffer eines deutschen U-Boots) mit der Arandora Star am 2. Juli 1940 im Atlantik (auf dem Weg nach Kanada).

Shiller, Hettie (Ms. 210) (Schiller, geb. Horwitz)

Geboren August 1906 in Berlin. Psychologin.

Emigration 1938 über England in die USA. Tod am 22. Juli 1940 in Cleveland, Ohio (?).

Steinbrückner, Hans (Steinbrückner?) (Ms. 225)

Geboren am 2. Juni 1912 in „einem kleinen Dorf“ in Thüringen. Auslandsmontage.

Interniert im Warner's Camp, Devon, England.

Untergang (durch den Torpedotreffer eines deutschen U-Boots) mit der Arandora Star am 2. Juli 1940 im Atlantik (auf dem Weg nach Kanada).

Waldbott, Leo (das Manuskript wurde für das Preisausschreiben verfasst, aber aufgrund des Todes von Leo Waldbott nicht eingereicht).²³⁸

238 Das Manuskript von Leo Waldbott ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘ (Detroit/USA) umfasst 37 Seiten und liegt im ‚Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland‘ in Heidelberg. Dass es für das Preisausschreiben niedergeschrieben wurde, geht sowohl aus der Überschrift als auch aus dem Inhalt hervor. So schreibt Waldbott, nachdem er darauf verwiesen hat, dass das Manuskript bereits 1937 in Deutschland begonnen und Ende 1938 in den USA fortgeführt wurde: „Nicht alles, was mein Manuscript über das Werden und Bestehen des Altersheims berichtet, liegt im Bereiche der Fragen, welche das Preisrichteramt als Gegenstand seiner Forschung betrachtet. Ich mache mir daher zur Aufgabe, nur solche Tatsachen zu berichten, aus denen ersichtlich ist, welcher Art das Leben der deutschen Juden im Verhältnis zu der sie umgebenden Bevölkerung vor 1933 gewesen und nach dieser Zeit geworden ist“ (Ms. Waldbott, S. 11); vgl. jetzt Ramsay 2020.

Geboren am 28. Januar 1867 in Oberlustadt (Pfalz). Oberlehrer und Kantor der jüdischen Gemeinde in Speyer.

Die Emigration erfolgte am 16. Dezember 1938 von Bremen aus; das Schiff erreichte New York am 23. Dezember 1938. Von dort reiste Leo Waldbott zu seinem Sohn Emil nach Detroit weiter.

Tod am 26. Mai 1940 in Detroit (vgl. auch Ramsay 2020).

Wolff-Arndt, Philippine (Ms. 246)

Geboren am 1. Oktober 1849 in Frankfurt/M. Malerin (Mutter von Constanze Hallgarten; Ms. 87)

1933 Emigration nach Paris.

Tod in Paris am 4. Juni 1940 (vgl. auch Kolisang 2013).

Worm, Fritz (Ms. 248)

Geboren am 1. Juni 1884 in Leobschütz. Buchhändler, Direktor der Kulturabteilung Radio Köln.

Oktober 1935 Emigration nach Rio de Janeiro.

Tod in Rio de Janeiro am 8. Mai 1940.

1941

Polke, Max Moses (Ms. 178)

Geboren am 3. September 1895 in Breslau. Rechtsanwalt.

Dezember 1938/Anfang 1939 Auswanderung nach Petach Tikwa, Palästina.

Tod im Juni 1941 in Haifa durch einen deutsch-italienischen Fliegerangriff (vgl. auch Arielli 2010).

Daya, Werner (Werner Karfunkelstein) (Ms. 46)

Geboren am 18. August 1881 in Berlin. Schriftsteller, Politiker.

Emigration nach England.

Tod in Hemel Hempstead, Hertfordshire, England im Herbst 1941; evtl. am 23. September 1941 in London.

1942

Broh, James (Ms. 39)

Geboren am 9. November 1867 in Perleberg. Politisch engagierter Anwalt, Schriftsteller, Politiker. Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft am 27. Oktober 1937, Aberkennung der Promotion am 12. Oktober 1938.

Emigration nach Prag, weiter nach Frankreich im Juni 1933. Tod in Paris im Sommer 1942 (vgl. Hennies 2015).

1943

Neustätter, Otto (Ms. 166), in den USA: Neustatter

Geboren am 29. Juli 1870 in München. Augenarzt; Leiter des Hygiene-Museums in Dresden.

Emigration im Oktober 1939 nach England, weiter in die USA.

Tod am 23. September 1943 in Baltimore, Maryland.

1944

Reiner, Max (Ms. 182)

Geboren am 23. März 1883 in Czernowitz. Journalist, Ullstein Verlag; Redakteur der „Vossischen Zeitung“ in Berlin.

Entlassung Ende April 1933; Emigration im Jahr 1939 nach Palästina.

Tod am 26. Januar 1944 in Jerusalem.

1945

Gottschalk, Friedrich (Ms. 83)

Geboren am 21. Januar 1868 in Bernburg; Rechtsanwalt und Notar.

Emigration 1934 (?)

Tod am 25. Juli 1945 in Palästina.

Und dann verbleibt noch die Frage, wer kehrte zurück?

a) in die Bundesrepublik

Donath, Maria, geb. Czamska (Ms. 52)

Geboren am 20. August 1903 in Wien; gestorben am 13. August 1967 in München; SchauspielerIn, Rückkehr aus den USA (vermutlich) Ende der 1940er-, Anfang der 1950er-Jahre (vgl. Bucher/Schmitte 2013).

Hallgarten, Constanze (Ms. 87)

Geboren am 12. September 1881 in Leipzig; gestorben am 25. September 1969 in München; eine der Anführerinnen der Friedensbewegung, Rückkehr aus Palo Alto 1955 (Tochter von Philippine Wolff-Arndt) (vgl. Garz/Knuth 2004; Knuth/Garz 2004; Kargl 2019; Bailey 2020).

Lehmann-Rußbüldt, Otto (Ms. 131)

Geboren am 1. Januar 1873 in Berlin; gestorben am 7. Oktober 1964 in Berlin; Pazifist und politischer Publizist; Rückkehr aus London 1951.

Löwith, Karl (Ms. 147)

Geboren am 9. Januar 1897 in München; gestorben am 26. Mai 1973 in Heidelberg; Philosoph; Rückkehr aus Hartford, Connecticut 1952.

Schwarzert, Ernst (Ms. 209), Pseudonym für Jochen Huth; gebürtig Joachim Huth.

Geboren am 24. Mai 1905 in Leipzig; gestorben am 17. November 1984 in Minusio, Schweiz;

Schauspieler, Hörspiel- und Drehbuchautor; Rückkehr nach Deutschland aus New York 1949.

Stübs, Albin (Ms. 230)

Geboren am 20. Februar 1900 in Berlin; gestorben am 2. Juli 1977 in Hamburg; Schriftsteller, Rundfunk-Redakteur; Rückkehr aus London 1947.

Wilhelm, Teodore (Ms. 242), Pseudonym für Wilhelm Theodor Auer

Geboren am 8. Juli 1898 in Regensburg; gestorben am 9. August 1971 in Weilheim; Katholischer Theologe; Rückkehr aus Cali, Kolumbien.

Zeitlin, Egon (Ms. 252)

Geboren am 3. März 1901 in Leipzig; gestorben am 23. April 1965 in Frankfurt am Main; Wirtschaftswissenschaftler, Soziologe; Rückkehr aus Israel etwa 1957.

b) in die DDR

Dudek, Erich (Ms. 55)

Geboren am August 1905 in Freiberg in Sachsen; gestorben am 30. September 1969 in Freiberg; Schlosser, Sanitäter; Rückkehr nach Zwangsarbeit in Calais und Brüssel 1946.

Schneider, Helene (Ms. 203), Pseudonym für Hilde Rosa Stern

Geboren am 7. April 1900 in Breslau; gestorben am 8. September 1961 in Ost-Berlin; Sozialarbeiterin, Übersetzerin; Rückkehr aus New York nach Stuttgart (1946), nach Potsdam (1947). (vgl. Kapitel II.1 in dieser Veröffentlichung)

c) nach Österreich

Rodeck, Fritz/Friedrich/Frederick (Ms. 188)

Geb. am 9. April 1890 in Wien; gestorben am 14. April 1962 in Wien;²³⁹ Jurist, Journalist in Wien und Berlin; Rückkehr aus Pontiac, Michigan.

239 Zum Zeitpunkt seines Todes lautete seine Anschrift (noch) Pontiac, Michigan. Seine Frau Hedwig starb 1971, ebenfalls in Wien.

Was wurde? Eine Biographie kann für viele andere stehen, ohne zu verallgemeinern, sondern um exemplarisch etwas zu zeigen. Ganz am Ende dieses Buches will ich daher erneut, wie eingangs angekündigt, auf den Lebensverlauf von Martin Andermann eingehen.

Was wurde aus Martin Andermann, dessen Biographie ich bis zu seiner Übersiedlung von Berlin nach Königsberg im Jahr 1934 in der Einführung zu diesem Buch kurz vorgestellt habe? Beschäftigt man sich mit den Lebensdaten des Martin Andermann und versucht zum Beispiel, seine Angaben über die Eltern oder auch seine Studienorte zu überprüfen, wird rasch deutlich, dass die Nachforschungen ins Leere laufen. Es gibt keinen Martin Andermann, auf den die im Lebenslauf angegebenen Daten zutreffen. Recherchiert²⁴⁰ man weiter, so lassen sich diese Angaben allerdings mit einem anderen Namen zusammenbringen: Martin Andermann heißt in Wirklichkeit Heinz Lichtenstein. Er teilt den Ausrichtern des Preisausschreibens nicht mit, dass er sein autobiographisches Manuskript unter einem Pseudonym eingereicht hat. Indirekt gibt er jedoch über den ‚sprechenden Namen‘ Andermann einen Hinweis darauf, dass es ‚ein anderer Mann‘ ist, der hier schreibt. Der gewählte Vorname Martin weist schließlich auf seine Verehrung für den Philosophen Martin Heidegger hin. Was war geschehen? Aus dem 1904 geborenen Heinz Lichtenstein wurde im 1939 erstellten Manuskript Martin Andermann; aber nur in seinem autobiographischen Manuskript legte er sich dieses Pseudonym zu, tatsächlich behielt er seinen richtigen Namen in den USA, dem Land seiner Emigration, bei.

Bevor ich auf den weiteren Verlauf seines Lebens eingehe, will ich zur Schärfung der Wahrnehmung auf einen aussagekräftigen Kontrast hinweisen. Denn Heinz Lichtenstein war Orts- und Generations-, nicht aber Milieugenosse des 1909 ebenfalls in Königsberg geborenen Germanisten Hans Ernst Schneider, dessen nach 1945 erfolgte und politisch bedingte Verwandlung in Hans Schwerte nach deren Bekanntwerden Mitte der 1990er Jahren zu einem für ihn folgenreichen Skandal führte. Was war bei ihm? Schneider hatte sich aus einem „gehobenen, kleinbürgerlichen Elternhaus“ (Leggewie 1998, S. 26) herausgearbeitet, um sich nach seinem Studium als SS-Hauptsturmführer im

240 Dass gründliche Recherchen in biographischen Zusammenhängen unverzichtbar sind, zeigt die ebenso erhellende wie ernüchternde Antwort von Hattula Moholy-Nagy auf eine (kritische) Nachfrage bezüglich des von ihrer Mutter für das Preisausschreiben verfassten Manuskripts (Ms. 260). Hattula ist die Tochter von Sibyl und László Moholy-Nagy. „It’s true that SMN’s (Sibyl Moholy-Nagy’s; DG) writing and statements are not always reliable. I think there are several reasons: she was bored with looking up facts, she liked to make things interesting, she liked to impose her own version on events, and she really enjoyed fooling people“ (Email, 15. Oktober 2008).

‚Germanischen Wissenschaftseinsatz‘ in der ‚Lehr- und Forschungsgemeinschaft Ahnenerbe‘ zu beweisen (vgl. auch Müller 2007). Allerdings: Nach 1945 und nach seiner ‚Wandlung‘ führte ihn seine demokratisierte Karriere nun bis in das Amt des Rektors der RWTH Aachen. Der von der ‚scientific community‘ anerkannte Germanist Hans Schwerte kam 1995 der Aufdeckung seiner ‚wahren‘ Identität durch eine Selbstanzeige zuvor; aus Hans Schwerte wurde wieder Hans Ernst Schneider. – Ein Ort, eine Generation, zwei Identitätsentwürfe.

Das heißt nun aber auch: Während Schneider nach dem Ende der NS-Herrschaft sich die Identität von Hans Schwerte konstruierte, um den Konsequenzen seines Verhaltens während der Zeit des Nationalsozialismus zu entgehen, musste der Emigrant Heinz Lichtenstein seine Identität verleugnen und ein anderer Mann werden, um den potentiellen Verfolgungen (seiner Angehörigen) durch den Nationalsozialismus entgegenzuwirken.

Insofern ist es möglicherweise dann doch kein Zufall, dass für die weitere wissenschaftliche Karriere Heinz Lichtensteins die Beschäftigung mit dem Konzept der Identität eine zentrale Rolle spielt.

Heinz Lichtenstein nahm im April 1937 an einem Kongress in der Schweiz teil, als ihn die Nachricht erreichte, dass die Gestapo seine Wohnung in Königsberg durchsucht hatte und sein Leben bedroht sei. ‚Man will Dich‘, schrieb ihm sein Bruder (vgl. Ms. 6, S. 118). Daraufhin kehrte Lichtenstein, der sich schon 1936 für einige Wochen in der Schweiz aufgehalten und Kontakte geknüpft hatte, nicht nach Deutschland zurück. Vielmehr konnte er aufgrund einer befristeten Arbeiterlaubnis seinem Beruf in der Schweiz nachgehen. Im Oktober 1938 emigrierte er mit seiner Frau Ursula, einer Krankenschwester, die von Königsberg in die Schweiz gekommen war, über Antwerpen in die USA. Das Schiff, die Henri Jaspas, traf am 9. November 1938, dem Tag der Novemberpogrome in Deutschland, im Hafen von New York ein. In New York City erhielt Lichtenstein im Jahr 1939 auch seine Zulassung als Psychiater und Neurologe.

Seit 1940 lebte und arbeitete Heinz Lichtenstein in Buffalo (im Staat New York). Nachdem er 1949 seine Ausbildung als Psychoanalytiker abgeschlossen hatte, war er nicht nur therapeutisch, sondern auch als Wissenschaftler tätig; seit 1950 als Professor an der psychiatrischen Abteilung der Universität Buffalo (später Buffalo State University). Schließlich war er von 1968 bis 1980 Mitglied der renommierten ‚Buffalo-Group‘, „eine Gruppe von Psychoanalytikern, die sich für literarische, philosophische und psychologische Fragestellungen interessierte“ (Aichhorn 2017, S. 50). Im Mittelpunkt seiner Überlegungen stand eine Sichtweise, die er als ‚Das Dilemma der menschlichen Identität‘ (The Dilemma of Human Identity, 1977) bezeichnete, wobei das Dilemma für

ihn darin bestand, dass Identität für Menschen einerseits notwendig, andererseits aber schwer zu erlangen sei.

Ich kann aus dieser umfangreichen Arbeit, die eine Vielzahl von Problemen behandelt, nur einen Gesichtspunkt herausgreifen. Einen Punkt, den Lichtenstein nicht nur theoretisch bestimmte, sondern auch anhand von klinischem Fallmaterial verdeutlichte (vgl. 1977, S. 78ff.). Da dieser Aspekt zudem für das Thema der Emigration und der damit verbundenen Schwierigkeiten bei der Bewältigung des Lebens ungemein lehrreich ist, soll er (fast) am Ende meiner Arbeit stehen.

Identität, so schreibt Lichtenstein, wird dem kleinen, sich entwickelnden Kind im engen Miteinandergehen mit der Mutter vermittelt: Allerdings nicht als etwas Feststehendes, sondern als ein Identitätsthema: „Dieses Thema ist irreversibel, aber es ist zu Variationen fähig“ (ebd., S. 78). Thomas Aichhorn referiert diesen Gedankengang wie folgt.

„Die Struktur der Primäridentität ist [...] nicht anagemäßig verankert, sondern sie entsteht im Rahmen der frühen Mutter-Kind-Beziehung. [...] Diese Primäridentität bleibe als Invariante bestehen und verleihe allen späteren Wandlungen des Individuums im Laufe seiner Entwicklung eine unveränderliche innere Form bzw. einen Kern von Kontinuität“ (Aichhorn 2017, S. 53f.).

Lichtenstein greift zur Unterfütterung seiner Idee auf ethologische Konzepte zurück, u. a. auf von Uexküll und Lorenz, und setzt damit bei der kindlichen Entwicklung zeitlich sehr früh, früher als viele andere Überlegungen, an. Entsprechend ist sein

„Konzept [...] prä-sozial und prä-kulturell. Er versucht die Frage zu beantworten, wie aus dem noch ungeformten, tierähnlichen Säugling ein Mensch wird, wie aus einem ‚Was‘ ein ‚Jemand‘ wird“ (Aichhorn 2017, S. 53).

Lichtensteins Kollege Norman Holland fasst diese Vorstellungen ausführlich wie folgt zusammen.

„Man kann sich die Identität einer Person als ein Thema und seine Variationen vorstellen. Im Prozess der Selbst-Objekt-Differenzierung des Kindes von der Mutter wird dieses durch ein ‚Identitäts-Thema‘ geprägt. Danach kann man das Leben als eine Geschichte von Variationen zu diesem Thema interpretieren. Die Person kann sich auf radikale Weise verändern, von einem Beruf zu einem anderen, von einer politischen Ansicht zu einer anderen, von einer Pathologie in die Gesundheit (aus Lichtensteins klinischer Perspektive; DG), aber wir finden eine charakteristische Gleichheit innerhalb dieser Veränderun-

gen. Es gibt ein zugrundeliegendes Thema. Für den Literaturkritiker ist dies vergleichbar mit Stil und Inhalt. Ob Shakespeare eine Tragödie oder eine Posse schreibt, es klingt immer nach Shakespeare. Der Stil setzt sich durch“ (Holland 1990, S. 528; vgl. auch Holland 1999, S. 251).

Vor diesem Hintergrund lässt sich nun die in eine offene Zukunft gerichtete Frage Martin Andermanns erneut aufgreifen. Andermann hatte formuliert: „Heute stehe ich vor dem Problem, inwieweit ich in dem neuen Lande mein bisheriges Leben als das, was es mir bisher erschien und zu meinem eigenen machte, werde fortsetzen können, fortsetzen dürfen“ (Ms. 6, S. 1).

Heinz Lichtenstein konnte die von ihm unter dem Pseudonym Martin Andermann aufgeworfene Frage mit seiner Lebensgeschichte beantworten. Er konnte und durfte sein ‚bisheriges Leben‘ als Heinz Lichtenstein fortsetzen. Seine Identität blieb “after changes upon changes [...] more or less the same“ (Simon & Garfunkel; zuerst 1968).

Und noch etwas kann gesagt werden. In einer Hinsicht stimmt der Teilnehmer des wissenschaftlichen Preisausschreibens Heinz Lichtenstein alias Martin Andermann mit einem wesentlichen Ergebnis der Harvard-Projektgruppe und damit auch mit der von Gordon Allport entwickelten Persönlichkeitstheorie, zumindest in der Zielvorstellung, überein: Die von den Wissenschaftlern der Harvard University um Gordon Allport im Rahmen der Auswertung der Manuskripte gefundenen Merkmale bestimmen die Persönlichkeit vor und nach 1933 bzw. vor und nach der Emigration in vielen Hinsichten ebenso (vgl. Kap. 2.1), wie dies die Primäridentität im Sinne Lichtensteins als invariantes ‚Identitätsthema‘ tut. Dass dies zugleich eine wichtige, aber auch eine schwierige und umstrittene These ist, sei zugestanden. Aber ebenso klar ist, dass ihre weitere Behandlung und Klärung für die Exil-, aber auch für die Migrations- und Sozialisationsforschung generell von großer Bedeutung ist.

Für die Betrachtung des Lebens der Menschen, die an dem wissenschaftlichen Preisausschreiben der Harvard University teilgenommen haben, ist diese Überlegung aber dann doch nur nachrangig.

Was die Teilnehmer*innen des Wettbewerbs betrifft, so kann es nur darum gehen, ihnen posthum Gerechtigkeit und Ehrerbietung widerfahren zu lassen. Alle Beteiligten sind tot. Und damit wird es umso wichtiger, sie nicht dem Vergessen anheimfallen zu lassen. Und das gilt eben nicht nur für den Arzt Heinz Lichtenstein, die Sozialarbeiterin Hilde Stern, den Journalisten Carl Paeschke, die Kynologin Rudolfine Menzel, den Kaufmann Alfred Fabian sowie den Juristen Hans Ulrich Haller-Munk, deren Leben hier in einiger Ausführlichkeit porträtiert wurde. Es gilt auch für die vielen anderen Personen, die sich der

Mühe unterzogen und ihr autobiographisches Manuskript den Preisrichtern vorgelegt haben. Zahlreiche weitere Manuskripte warten noch darauf, dass ihre Inhalte aus der Einsamkeit der Archive geholt und zur Kenntnis genommen werden: So zum Beispiel das Leben des Lehrers Heinrich Kromayer, der fast den Verlockungen des Nationalsozialismus, der ‚Gleichschaltung‘, anheimgefallen wäre; die Lebensgeschichte jener Frau, die ihr Manuskript unter dem Pseudonym ‚Aralk‘ einreicht und vom Verlust ihrer Heimat wie insgesamt dem ‚guten Leben‘ spricht; die Autobiographie des Arztes Julius Walter Levi, der nach 1945 als Schiffsarzt ‚displaced persons‘ betreut oder auch die Lebensbeschreibung der Ärztin Marianne Geisler, die 1933 vom protestantischen zum katholischen Glauben übertritt, im Juni 1934 nach China auswandert, ihren jüdischen Verlobten dort heiratet, nur um mit ihm im Dezember 1934 nach Deutschland zurückzukehren, von wo aus dem Paar im März 1938 die Ausreise in die USA gelingt.

Es sind diese und viele andere autobiographische Aufzeichnungen von Menschen, in deren Leben die Nationalsozialisten, als sie an die Macht kamen, auf brutale Weise eingegriffen haben, die zu erzählen, die zu teilen und die über die Generationen hinweg in das Gedächtnis zu rufen sind.²⁴¹ Maria Wisbar Hansen, die 1934 geborene Tochter von Eva Wysbar (Ms. 250), erinnert sich in ihrer Einleitung anlässlich der Veröffentlichung des Manuskripts ihrer Mutter.

„Das ständige Klappern der Schreibmaschine, das aus dem Garten kommt und meinen Mittagsschlaf begleitet, ist eine [...] frühe Kindheitserinnerung. Das ist 1939 und wir leben in Hollywood. Jetzt, so viele Jahre später, wird mir klar, dass es höchstwahrscheinlich eben dieser Bericht über ihr Leben war, der damals geschrieben wurde. [...] Gewiss, die groben Umrisse der Geschichte hatte man uns erzählt, aber nie in so lebendigen Einzelheiten. Die Verflechtungen von Mutters eigenem Schicksal [...] mit der von Hitler entfesselten lebenszerstörenden politischen Maschinerie gehörten nicht zu den Erinnerungen, die sie uns je mitteilte“ (Wisbar 2000, S. 9 & 10).

Eva Wysbars Tochter spricht damit als Angehörige. Aber sie spricht zugleich alle an, zu hören und sich (über die Generationen hinweg) zu erinnern. Dazu muss man nicht auf die gegenwärtige politische Situation in der Bundesrepublik Deutschland verweisen, aber man kann es durchaus tun.

241 Rainer Weiss, der Neffe von Hilda Weiss (Ms. 240) – und der spätere (2017) Physik-Nobelpreisträger – schrieb am 24. Mai 2005 in einer E-Mail: „I would never have imagined that there was any interest in this family and even more remarkably in Hilda or that there was anyone left that knew anything about her“.

„So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig,
man muss sie für fertig erklären,
wenn man nach Zeit und Umständen
das Möglichste getan hat.“

Johann Wolfgang von Goethe
Italienische Reise

Veröffentlichungen im Anschluss an das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität – eine Auswahl²⁴²

a) Arbeiten, die einen Überblick geben

Garz, Detlef (Herbst 2000): Jüdisches Leben vor und nach 1933. In: Einblicke. Forschungsmagazin der Carl von Ossietzky-Universität, Nr. 32, S. 17–20.

Garz, Detlef/Lee, Hyo-Seon (2003): ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘. In: Fritz Bauer Institut (Hrsg.): Im Labyrinth der Schuld. Jahrbuch 2003. Frankfurt/M.: Campus Verlag, S. 333–357.

Garz, Detlef (2005): ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘. Das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität und seine in die USA emigrierten Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den Gebieten der Literatur. In: Spalek, John M./Feilchenfeldt, Konrad/Hawrylchak, Sandra H. (Hrsg.): Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Band 3, USA. München: De Gruyter, S. 305–333.

Garz, Detlef/Tiefel, Sandra/Schütze, Fritz (2007): ‚An alle, die Deutschland vor und während Hitler gut kennen‘ Autobiographische Beiträge deutscher Emigranten zum wissenschaftlichen Preisausschreiben der Harvard University aus dem Jahr 1939. In: Zeitschrift für Qualitative Sozialforschung 8, S. 179–188.

Iuso, Anna (2005): L'exilé et le témoin. Sur une enquête autobiographique et son oubli. In: Genèses 61, H. 4, S. 5–27.

242 In einer gesonderten Veröffentlichung werde ich den Verlauf des Lebens der Teilnehmer*innen am wissenschaftlichen Preisausschreiben der Harvard Universität nach 1940 dokumentieren. Auch hierzu würde ich mich über Hinweise freuen.

Meyer, Christian (2020): (K)eine Grenze. Das Private und das Politische im Nationalsozialismus 1933–1940. Berlin: de Gruyter, S. 33ff.

Weidner, Daniel (2019): Kollektive Montage, Momentaufnahme und Arbeit des Archivs: Die Sammlung ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933‘. In: Archive und Museen des Exils, hrsg. von Sylvia Asmus, Doerte Bischoff, Burcu Dogramaci, Claus-Dieter Krohn (Internationales Jahrbuch Exilforschung, Bd. 37). Berlin, Boston, S. 11–29.

b) (Kommentierte) Editionen der Originalmanuskripte bzw. von Ausschnitten

Blömer, Ursula/Bartmann, Sylke (2001) (Hrsg.): ‚Dunkel war ueber Deutschland. Im Westen war ein letzter Widerschein von Licht‘. Autobiographische Erinnerungen von Friedrich Gustav Adolf Reuß. Oldenburg: BIS-Verlag. Mit einem Beitrag von Ursula Blömer ‚Rekonstruktion der Familiengeschichte‘ (S. 97–126) sowie einem Beitrag von Sylke Bartmann ‚Ich war ein Emigrant, geistig, schon seit ein paar Jahren‘ (S. 141–150).

Blömer, Ursula/Kanke, Stefan (2000): Zur Rekonstruktion einer Emigrantinnenbiographie. In: Kraimer, Klaus: (Hrsg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt/M., S. 379–414. (über Vera Deutsch)

Dunlap, Thomas (2011) (ed.): Before the Holocaust. Three German-Jewish Lives 1870–1939. Xlibria Corporation. (Print on Demand) – Enthält die englischsprachigen Übersetzungen der Manuskripte von Käte Frankenthal (Ms. 67); Joseph Benjamin Levy (Ms. 135) und Max Moses Polke (Ms. 178).

Frankenthal, Käte (1981): Der dreifache Fluch: Jüdin, Intellektuelle, Sozialistin. Lebenserinnerungen einer Ärztin in Deutschland und im Exil. (Herausgegeben von Kathleen M. Pearle und Stephan Leibfried). Frankfurt/M.: Campus.

Gerhardt, Uta/Karlauf, Thomas (2009) (Hrsg.): Nie mehr zurück in dieses Land. Augenzeugenberichte über die Novemberpogrome 1938. Berlin: Propyläen.

Herz, Yitzchok Sophoni (2014): The Herzens and Life in Germany. CreateSpace Independent Publishing Platform. (Print on Demand) – enthält das Ms. 96.

Janssen, Gesine (2018) (Hrsg.): Deutschland lag hinter uns. Dr. Julian Kretschmer, Emden: ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘. Emden: Schriftenreihe des Stadtarchivs Emden. Bd. 16.

Kahle, Marie (1998): Was hätten Sie getan? Die Flucht der Familie Kahle aus Nazi-Deutschland. Bonn: Bouvier, S. 12–89. (Teile davon bilden das Ms. 101)

Limberg, Margarete/Rübsaat, Hubert (1990) (Hrsg.): Sie durften nicht mehr Deutsche sein. Jüdischer Alltag in Selbstzeugnissen 1933–1938. Frankfurt/M.: Campus.

Limberg, Margarete/Rübsaat, Hubert (2013) (Hrsg.): Nach dem ‚Anschluss‘. Wien: Mandelbaum Verlag.

Littauer (Bruck), Margot (2017): Deutschland vor der Nacht: Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933. Borsdorf: edition winterwork.

Löwith, Karl (1986/2007): Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Stuttgart: Metzler.

Marx, Otto (1987): Dachau, 1933–1935, by Otto Marx, Prisoner 346. New York: Vantage Press.

Ramsay, Betsy (2020): Leo Waldbott. Jüdisches Leben in Speyer 1890 bis 1938. (Schriftenreihe der Stadt Speyer. Band 22). Heidelberg: verlag regionalkultur. (Der Text stimmt nicht immer mit dem Originalmanuskript überein)

Richarz, Monika (1989) (Hrsg.): Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780–1945. München: Beck. (Auszüge aus: Edwin Landau, S. 306–315 [Ms. 126]; Carl Schwabe, S. 323–333 [Ms. 207] und Ernst Loewenberg, S. 361–369 [Ms. 145].

Richarz, Monika (1991) (ed.): Jewish Life in Germany. Bloomington: Indiana University Press. (Auszüge aus: Edwin Landau, S. 380–390 [Ms. 126]; Carl Schwabe, S. 400–412 [Ms. 207] und Ernst Loewenberg, S. 449–458 [Ms. 145].

Samuel, Arthur 1999/2000: Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933. In: Bonner Geschichtsblätter 49/50, S. 401–457. Mit einem Kommentar von Sylke Bartmann und Detlef Garz: ‚Wir waren Vogelfrei‘. S. 457–470.

Scherzer, Oscar (2003): Under Swastika and the French Flag. Author House. (Print on Demand)

Scherzer, Oscar (2008): Unter Hakenkreuz und Trikolore. Graz: Keiper.

Schönhagen, Benigna/Setzler, Wilfried (2014) (Hrsg.): Hanna Bernheim (1895–1990). ‚History of my life‘. Der Rückblick einer deutschen Jüdin auf ihr Leben vor der Emigration 1939. Darmstadt: Theiss Verlag.

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945 (VEJ):

Band 1 (2008): Deutsches Reich 1933–1937. Bearbeitet von Wolf Gruner.

Band 2 (2009); Deutsches Reich 1938–August 1939. Bearbeitet von Susanne Heim.

Vordtriede, Käthe (1999): ‚Es gibt Zeiten in den man welkt‘. Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. (Herausgegeben und mit einem Nachwort „Die Freiheit ist begraben – der Traum von drei deutschen Generationen ist ausgeträumt“ versehen von Detlef Garz [S. 243–278]). Lengwil: Libelle.

Weiss, Hilda (2006): Hilda Weiss – Soziologin, Sozialistin, Emigrantin. Ihre Autobiographie aus dem Jahr 1940. (Herausgegeben und mit einem Nachwort „Über Ho, Po und Wiesengrund“ versehen von Detlef Garz [S. 93–148]). Hamburg: Dr. Kovac Verlag.

Wisbar Hansen, Maria (2000): Eva Kroy Wisbar; meine Mutter. Vorwort. In: Wysbar, Eva ‚Hinaus aus Deutschland, irgendwohin ...‘. Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Lengwil: Libelle, S. 9–12.

Wisbar, Tania (2000): Eva Kroy Wisbar; meine Mutter. Vorwort. In: Wysbar, Eva: ‚Hinaus aus Deutschland, irgendwohin ...‘. Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Lengwil: Libelle, S. 13–17.

Wißmann, Friedrich/Blömer, Ursula (2010) (Hrsg.): ‚Es ist Mode geworden, die Kinder in die Lesslerschule zu schicken‘. Dokumente zur Privaten Waldschule von Toni Lessler in Berlin Grunewald. Oldenburg: BIS-Verlag.

Wysbar, Eva (2000): ‚Hinaus aus Deutschland, irgendwohin...‘. Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. (Herausgegeben und mit einem Nachwort „Die Sonne ging nicht auf, sie ging unter in Deutschland“ versehen von Detlef Garz [S. 113–155]). Lengwil: Libelle.

c) **Bearbeitung und Diskussion von autobiographischen Manuskripten**

Bartmann, Sylke (2006): ‚Flüchten oder Bleiben?‘ Rekonstruktion biographischer Verläufe und Ressourcen von Emigranten im Nationalsozialismus. Wiesbaden: Springer VS. (zugleich Dissertation Universität Oldenburg 2004)

Bartmann, Sylke (2006): Biografien von Emigranten im Nationalsozialismus. Eine erzählstrukturelle Analyse. In: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 13, H. 2, S. 29–41.

Bartmann, Sylke (2013) (Hrsg.): ‚Wie ein Schatten ging ich meinen Weg zu Ende‘ – Emigrantinnen aus Wissenschaft und Kunst. Autobiographische Rückblenden aus dem Jahr 1940. Opladen: Budrich. Mit Beiträgen von

Blömer, Ursula; Toni Lessler: ‚Durch den Federstrich eines einzelnen Mannes sind Hunderttausende heimatlos und unglücklich geworden‘, S. 227–248.

Bucher, Kathrin/Schmitte, Nadine; Maria Czamska: ‚Wie ein Schatten ging ich meinen Weg in Deutschland zu Ende‘, S. 95–120.

Garz, Detlef; Margarete Neff: ‚Und, lieber Gott, lass mich eine Schauspielerin werden‘, S. 71–93. (a)

Garz, Detlef; Rudolfine Menzel: ‚Rückwärts schauen ist Tod und Erstarrung, vorwärts blicken Glück und Vorbedingung des Erfolgs‘, S. 175–202. (b)

Heinz, Stephanie/Krämer, Michelle; Berta Kamm: ‚Ja, ich bin eine unverbesserliche Optimistin!‘, S. 203–225.

Koke, Anne Alice/Lamberty, Jennifer: Über Edith Weiss-Mann: ‚Von der Frau kann ich nur Gutes lernen, sie hat mehr Musik im Leibe als Ihr‘, S. 49–69.

Kolisang, Caroline; Philippine Wolff-Arndt: ‚Hinsichtlich der Kunst kann man es schon ein Ringen nennen‘, S. 19–47.

Lohfeld, Wiebke; Lily (Suzanne) Krug Alberts: vom bürgerlichen Mädchen zur Weltreisenden und Poetin, S. 121–142.

Rüttgens-Pohlmann, Hannelore; Sibyl Peech: ‚... nur nicht umsonst gelebt haben‘. Schonungslos – im Streben nach Erfolg, Anerkennung und Größe, S. 143–173.

Bartmann, Sylke/Blömer, Ursula/Garz, Detlef (2003) (Hrsg.): ‚Wir waren die Staatsjugend, aber der Staat war schwach‘. Jüdische Kindheit in Deutschland und Österreich zwischen Kriegsende und nationalsozialistischer Herrschaft. Oldenburg: BIS-Verlag.

Blömer, Ursula (2004): ‚Im uebrigen wurde es still um mich‘. Aberkennungsprozesse im nationalsozialistischen Deutschland. Oldenburg: BIS-Verlag. (zugleich Dissertation Universität Oldenburg 2003)

Blömer, Ursula/Garz, Detlef (1998a): ‚Es war ein langsames Getriebenwerden ...‘. Biographieanalyse eines nichtjüdischen Emigranten. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 11, S. 76–102. (über Heinrich Kromayer)

Blömer, Ursula/Garz, Detlef (1998b): Jüdische Kindheit in Deutschland am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Hyams, Helge-Ulrike/Klatenhoff, Klaus/Ritter, Klaus/Wißmann, Friedrich (Hrsg.): Jüdisches Kinderleben im Spiegel jüdischer Kinderbücher. Oldenburg: BIS-Verlag 1998, S. 67–79.

Blömer, Ursula/Garz, Detlef (2000) (Hrsg.): ‚Wir Kinder hatten ein herrliches Leben...‘. Jüdische Kindheit und Jugend im Kaiserreich 1871–1918. Oldenburg: BIS-Verlag.

Fulbrook, Mary (2011): *Dissonant Lives: Generations and Violence through the German Dictatorships*. Oxford: Oxford University Press.

Fulbrook, Mary (2019): *Public Lives, Public Faces. On the Social Self in Nazi Germany*. In: Harvey, Elizabeth/Hürter, Johannes/Umbach, Maiken/Wirsching, Andreas (eds.): *Private Life and Privacy in Nazi Germany*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 55–80.

Garz, Detlef/Knuth Anja (2004): Constanze Hallgarten. Porträt einer Pazifistin. Hamburg: Dr. Kovac Verlag.

Garz, Detlef/Janssen, Gesine (2006): Über den Mangel an Charakter des deutschen Volkes. Zu den autobiographischen Aufzeichnungen des jüdischen Arztes und Emigranten Dr. Julius Kretschmer aus Emden. Oldenburg: BIS-Verlag.

Gerhardt, Uta (2014): Katastrophenerfahrung als Sozialisation. Zur Analyse der biographischen Berichte des Harvard-Projekts. In: Garz, Detlef/Zizek, Boris (Hrsg.): *Wie wir zu dem werden, was wir sind. Sozialisations-, biographie- und bildungstheoretische Aspekte*. Wiesbaden: VS, S. 89–111.

Kaplan, Marion A. (1998): *Between Dignity and Despair. Jewish Life in Nazi Germany*. New York: Oxford University Press.

Kirsch, Sandra (2010): *Emigration als Herausforderung. Eine Studie zu Einbindungs- und Ablösungsprozessen von aus dem nationalsozialistischen Deutschland emigrierten Kindern und Jugendlichen*. Frankfurt/M.: Humanities Online.

Knuth, Anja/Garz, Detlef (2004): *Die Pazifistin Constanze Hallgarten und ihre Arbeit in der deutschen Friedensbewegung*. In: Bierbrauer, Günter/Jaeger, Michael (Hrsg.): *Projektverbund Konfliktforschung in Niedersachsen. Ergebnisberichte aus Forschungsprojekten der Jahre 2001–2003*. Osnabrück: Universität, S. 215–241.

Lohfeld, Wiebke (1998): *„Es waren die dunkelsten Tage in meinem Leben.“ Krisenprozess und moralische Entwicklung. Eine qualitative Biographieanalyse*. Frankfurt/M.: Peter Lang. (Das Leben von Hilde Stern wird hier unter dem Pseudonym Hella Stein behandelt)

Lohfeld, Wiebke (2003): *Im Dazwischen. Porträt der jüdischen und deutschen Ärztin Paula Tobias (1886–1970)*. Opladen: Leske & Budrich (zugleich Dissertation Universität Oldenburg 2002).

Lohfeld, Wiebke (2005a): *Fight for Recognition. The Portrait of the German Physician Paula Tobias (1886–1970). A Reconstructive Biographical Analysis [68 paragraphs]*. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research [Online Journal]*, 6 (3), Art. 22. DOI: <https://doi.org/10.17169/fqs-6.3.27>

Meyer, Christian (2020): *(K)eine Grenze. Das Private und das Politische im Nationalsozialismus 1933–1940*. Berlin: de Gruyter.

Pick, Bianca Patricia (2020): *Preisschriften als Zeitdiagnosen im Exil. Käthe Vordriede, Anna Siemen, Käthe Frankenthal*. In: *Zeitdiagnose im Exil. Zur Deutung des Nationalsozialismus nach 1933*. Band 36 der ‚Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus‘; hgg. von Rüdiger Hachtmann, Franka Maubach & Markus Roth, Göttingen: Wallstein, S. 63–84.

Rüttgens-Pohlmann, Hannelore (2008): *Kunstwerk eines Lebens: Sibyl Moholy-Nagy. Rekonstruktion des biographischen Verlaufs einer deutschen Emigrantin*. Oldenburg: BIS-Verlag. (zugleich Dissertation „Es muss gelingen, das Kunstwerk meines Lebens“. Krisenprozesse, Identitätsentwicklung, Suche nach Größe. Universität Mainz 2006).

Schirmmacher, Christine (2018): Marie Kahle (1893–1948): Bonner Professorenngattin, Pädagogin und Gegnerin des NS-Regimes. In: Stieldorf, Andrea/Mätig, Ursula/Neffgen, Ines (Hrsg.): Doch plötzlich jetzt emanzipiert will Wissenschaft sie treiben: Frauen an der Universität Bonn (1818–2018). Göttingen: V&R unipress, S. 137–164.

Zeitschrift für Qualitative Forschung (2007): Schwerpunkt: Autobiographische Beiträge deutscher Emigranten aus dem Jahr 1939. 8. Jahrgang, S. 179–286. Mit Beiträgen von

Bartmann, Sylke: Wege in die Emigration: der Achtsame, der Unverwundbare, der Nichtbetroffene, der Geschützte, S. 249–266.

Garz, Detlef: Olga Lang-Wittfogel – eine objektiv-hermeneutische Biographieanalyse, S. 207–224.

Kirsch, Sandra: Lebenslänglich Emigrantin – die Flucht ins ‚Anderssein‘. Selbststilisierung als Habitus der Krisenbewältigung, S. 267–286.

Lohfeld, Wiebke: Aberkennung und historisches Bewusstsein. Das Beispiel Alice Bärwald, S. 225–247.

Welter, Nicole: ‚Try to be as the others around you‘. Hilda Weiss – Die Konstituierung des moralischen Selbst im Kontrast von Freiheit und Anpassung, S. 189–206.

d) Filme zum Harvard-Projekt:

Faltin, Sigrid (2001): Chronistin in dunkler Zeit. Die Freiburger Journalistin Käthe Vordtriede. (SWR)

Faltin, Sigrid (2002): Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. (SWR 2)

Prieur, Jérôme (2018): Als die Nazis an die Macht kamen. (Arte, 2 Teile)

Literatur

- Abel, Theodore (1934): Journal of Thoughts and Events, Appendix to Volume II, European Trip, June to September 1934. Theodore Fred Abel papers. Box/Folder 13: 4. Hoover Institution Archives, Stanford University.
- Abel, Theodore (1937): The Pattern of a Successful Political Movement. In: *American Sociological Review* 2, S. 347–352. www.jstor.org/stable/2084866 [Abruf am 14. Februar 2009].
- Abel, Theodore (1938): Why Hitler came into Power. An Answer based on the Original Life Stories of Six Hundred of His Followers. New York: Prentice-Hall.
- Abel, Theodore (1947): The Nature and Use of Biograms. In: *The American Journal of Sociology* 53, S. 111–118.
- Abel, Theodore (1966): The Nazi Movement. Why Hitler came to power. New York: Atherton Press (identisch mit 1938, ergänzt um eine ‚new introduction‘ des Autors).
- Abel, Theodore (1975): Discussion: Verstehen I and Verstehen II. In: *Theory and Decision* 6, S. 99–102.
- Abel, Theodore (1986): Why Hitler came into Power. Cambridge, MA: Harvard University Press. (identisch mit 1938, ergänzt um ein ‚Foreword‘ von Thomas Childers).
- Achs, Oskar (1985a): Otto Glöckel – Leben und Werk. In: Ders. (Hrsg.): *Otto Glöckel. Ausgewählte Schriften und Reden*. Wien: Jugend und Volk, S. 7–18.
- Achs, Oskar (1985b): Otto Glöckel – Leben und Werk. In: Matzenauer, Hans/Olechowski, Richard/Rettinger, Leopold/Schneck, Peter (Hrsg.): *Die Schulreform geht weiter*. Wien: Jugend und Volk, S. 52–59.
- Adler, Horst (1998): Zur Frühgeschichte des Nationalsozialismus und seiner Vorläufer in Schweidnitz (bis 1932). <http://www.horst-adler.de/nsdap.pdf> [Abruf am 12. Juni 2018].
- Aichhorn, Thomas (2017): Das Dilemma der menschlichen Identität. Über Heinz Lichtenstein. In: Kadi, Ulrike/Schlüter, Sabine/Skale, Elisabeth (Hrsg.): *Alte und neue Identitäten. Sigmund-Freud-Vorlesungen 2017*. Wien: Mandelbaum Verlag, S. 50–62.
- Allport, Gordon (Ende 1930/1981): A tentative set of rules for the preparation and evaluation of life histories and case studies. In: *Biography* 4, S. 285–292.

- Allport, Gordon (1942): *The Use of Personal Documents in Psychological Science* (Bulletin #49). New York, NY: Social Science Research Council.
- Allport, Gordon/Bruner, Jerome/Jandorf, Ernest (1941): *Personality under Social Catastrophe: Ninety Life-Histories of the Nazi Revolution*. In: *Character and Personality. An International Psychological Quarterly* X, S. 1–22. (mit Appendix)
- Allport, Gordon/Bruner, Jerome/Jandorf, Ernest (1948): *Personality under Social Catastrophe: Ninety Life-Histories of the Nazi Revolution*. In: Kluckhohn, Clyde/Murray, Henry A. (eds.): *Personality in Nature, Society and Culture*. New York: Alfred Knopf, S. 347–366. (Wiederabdruck ohne Appendix)
- Althof, Wolfgang (2015): *Just Community Sources and Transformations: A Conceptual Archaeology of Kohlberg's Approach to Moral and Democratic Schooling*. In: Zizek, Boris/Garz, Detlef/Nowak, Ewa (eds.): *Kohlberg revisited*. Rotterdam: Sense, S. 51–89.
- Anklageschrift des Generalstaatsanwalts bei dem Hanseatischen Oberlandesgericht vom 19.8.1935. Ernst Thälmann Gedenkstätte.
- Anklageschrift in dem Verfahren gegen Koch, Ilse, wegen Mordes u. a. [4 Je 360/49 (0 Js 1/49)]; Kurt Grossmann Collection; https://ia800804.us.archive.org/6/items/1069PDFsamKurtgrossmanncol79gros/1069_PDFsam_kurtgrossmanncol79gros.pdf [Abruf am 19.11.2017].
- Apel, Karl-Otto (1988): *Diskurs und Verantwortung: das Problem des Übergangs zur postkonventionellen Moral*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ariella, Nir (2010): ‚Haifa is still Burning‘: Italian, German and French Air Raids on Palestine during the Second World War. In: *Middle Eastern Studies* 46, S. 331–347.
- Ausbürgerungen: *Deutscher Reichsanzeiger und Preußischer Staatsanzeiger*.
- Bachmann Ralf (2010³): *Die Bornsteins. Eine deutsch-jüdische Familiengeschichte*. Markkleeberg: Sax-Verlag.
- Bahr, Raimund (2010): *Günther Anders. Leben und Denken im Wort*. Wien, St. Wolfgang: Edition Art Science.
- Bakhtin, Mikhail (1981): *The dialogic imagination* (Michael Holquist, ed., Caryl Emerson & Michael Holquist, Trans.). Austin: University of Texas Press.
- Bakhtin, Mikhail (1984): *Problems of Dostoevsky's poetics* (Caryl Emerson, ed. & trans.). Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Bakhtin, Mikhail (1993): *Towards a philosophy of the act*. (Vadim Liapunov & Michael Holquist, eds., Vadim Liapunov, Trans.). Austin: University of Texas Press.

- Bartmann, Sylke (2003): Die Erste Republik und der Ständestaat Österreichs. In: Bartmann, Sylke/Blömer, Ursula/Garz, Detlef (Hrsg.): ‚Wir waren die Staatsjugend, aber der Staat war schwach‘. Oldenburg: BIS-Verlag, S. 249–291.
- Bartmann, Sylke (2005): Ressourcenbildung im Biographieverlauf. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 6, S. 23–42.
- Bellah, Robert et al.: Gewohnheiten des Herzens. Köln: Bund-Verlag 1987.
- Berger, Peter (1970): On the Obsolescence of the Concept of Honor. In: *European Journal of Sociology* 11, S. 339–347.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M.: Fischer.
- Blömer, Ursula/Garz, Detlef (1999): Dem Vaterland verpflichtet. Biographische Untersuchungen zu Lebensverläufen von emigrierten Pädagogen im Nationalsozialismus oder ‚über die Banalität der Entwicklung des Bösen‘. In: *Pädagogische Rundschau* 53, S. 577–596.
- Blömer, Ursula/Garz, Detlef (2003): Aberkennungsverhältnisse und Aberkennungsprozesse. Über die Verfolgungs- und Konflikterfahrungen nicht-jüdischer Emigranten und Emigrantinnen zwischen 1871 und 1939. In: Bierbrauer, Günter/Jaeger, Michael (Hrsg.): Projektverbund Friedens- und Konfliktforschung. Ergebnisberichte aus Forschungsprojekten der Jahre 1998–2001. Osnabrück: Projektverbund Friedens- und Konfliktforschung in Niedersachsen, S. 127–173.
- Böckenförde, Ernst Wolfgang (1997): Die Verfolgung der deutschen Juden als Bürgerverrat. In: *Merkur* 51, S. 165–170.
- Borst, Eva (2003): Anerkennung der Anderen und das Problem des Unterschieds. Baltmannsweiler: Schneider.
- Bourdieu, Pierre (2003): Die biografische Illusion. In: Ders.: *Absolute Bourdieu*. Freiburg, S. 36–43. (dt. zuerst in: *Bios – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 3, 1990, 75–81).
- Brumlik, Micha (1973): Der symbolische Interaktionismus und seine pädagogische Bedeutung. Frankfurt/M.: Fischer.
- Brumlik, Micha (1988): Trauer und Solidarität – Zu einer Theorie öffentlichen Gedenkens. In: Brumlik, Micha/Kunik, Petra (Hrsg.): *Reichspogromnacht. Vergangenheitsbewältigung aus jüdischer Sicht*. Frankfurt/M.: Brandes + Apsel, S. 111–119.
- Brumlik, Micha: Netz der Steine (1999). In: <http://www.ahlen.de/abi/netzdersteine/exil/anamnetisch.html> [Abruf 2. August 2006].

- Brumlik, Micha (2000): Kontexte der Anerkennung – Kommentar zu Axel Honneths *Moral jenseits von Aristoteles und Kant*. In: Edelstein, Wolfgang/Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.): *Moral im sozialen Kontext*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 77–81.
- Brumlik, Micha (2002): Anerkennung als pädagogische Idee. In: Hafenecker, Benno/Henkenborg, Peter/Scherr, Albert (Hrsg.): *Pädagogik der Anerkennung*. Schwalbach: Wochenschau Verlag, S. 13–25.
- Brumlik, Micha (2005): Zu einer neuen Gedenkkultur – Holocaust und Krieg. In: Koller, Hans–Christoph/Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.): *Grenzgänge*. Bielefeld, S. 123–135.
- Brumlik, Micha/Brunkhorst, Hauke (1993) (Hrsg.): *Gemeinschaft und Gerechtigkeit*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Bruner, Jerome and Katherine (December 27, 1941): The Impact of Revolution. In: *The Saturday Review*, S. 3–4 & 20–21.
- Buchstein, Hubertus (2017): Sozialstruktur und Strafjustiz. Zu vier bislang unbekanntenen Artikeln des jungen Otto Kirchheimer. In: *Westend. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 14, Heft 2, S. 171–180.
- Childers, Thomas (1986): Foreword, 1986. In: Abel, Theodore: *Why Hitler came into Power*. Cambridge, MA: Harvard University Press. S. XIII–XX.
- Cohen, Jocelyn/Soyer, Daniel (eds.) (2006): *My Future is in America: Autobiographies of Eastern European Jewish Immigrants*. New York: New York University Press.
- Derbolav, Josef (1971): *Systematische Perspektiven der Pädagogik*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Deutsch, Werner (1994): Nicht nur Frau und Mutter – Clara Sterns Platz in der Geschichte der Psychologie. Erweiterte Fassung eines Vortrags auf der 4. Fachtagung ‚Geschichte der Psychologie‘ zum Thema „Psychologie im soziokulturellen Wandel – Kontinuitäten und Diskontinuitäten“ vom 5.–8. September 1993 in Berlin; <http://dx.doi.org/10.23668/psycharchives.666> [Abruf am 9. Juli 2021].
- Deutsch, Werner (2011): Clara Stern: Als Frau und Mutter für die Wissenschaft leben. In: Volkmann-Raue, Sibylle/Lück, Helmut E. (Hrsg.) *Bedeutende Psychologinnen des 20. Jahrhunderts* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS, S. 101–114.
- Elias, Norbert (1992): *Studien über die Deutschen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Even-Zohar, Itamar (1990): The emergence of a native Hebrew culture in Palestine, 1882–1948. In: *Poetics Today* 11, S. 175–191.
- Even-Zohar, Itamar (2005): Idea-makers, culture entrepreneurs, makers of life images, and the prospect of success: In: Even-Zohar, Itamar (ed.): *Papers*

- in Culture Research. Tel Aviv: Unit of Culture Research, Tel Aviv University, S. 184–202.
- Fehlhaber, Axel/Garz, Detlef/Kirsch, Sandra (2007): „Wie ich Nationalsozialistin wurde“ – Erste Annäherung an eine Typologie weiblichen Engagements in der nationalsozialistischen Bewegung auf Basis der Abel-Collection. In: sozialer sinn 8 (2), S. 357–383.
- Forstner, Thomas (2013): *Priester in Zeiten des Umbruchs: Identität und Lebenswelt des katholischen Pfarrklerus in Oberbayern 1918 bis 1945*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Frank, Tibor (2007): *The Social Construction of Hungarian Genius (1867–1930)*. Background paper for the Panel Discussion: Budapest: The Golden Years. Ms., 108 pages. Princeton University, October 5, 2007.
- Fritzsche, Jens (2019): *Julius Ferdinand Wollf. Suche nach einem Ausgelöschten*. Dresden: Kunstblatt-Verlag.
- Fritzsche, Peter (1998): *Germans into Nazis*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Fromm, Erich (1929/1980): *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches*. München: dtv.
- Garraty, John (1981): Gordon Allport's rules for the preparation of life histories and case studies. In: *Biography* 4, S. 283–284.
- Garz, Detlef (2000): *Biographische Erziehungswissenschaft. Lebenslauf, Entwicklung und Erziehung. Eine Hinführung*. Opladen: Leske.
- Garz, Detlef (2003): Aberkennungsprozesse. Abfolgen des Erleidens in autobiographischen Manuskripten deutschsprachiger Emigranten. In: Allmendinger, Jutta (Hrsg.): *Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002*. 2 Bände + CD-ROM. Opladen.
- Garz, Detlef (2004): Aberkennung – ein neues, empirisch gestütztes Konzept biographischer Forschung? In: Blömer, Ursula: „Im uebrigen wurde es still um mich“. Oldenburg: BIS-Verlag, S. 11–18.
- Garz, Detlef (2006): Weder Solidarität noch Recht noch Liebe – Grundzüge einer Moral der Aberkennung. In: Drerup, Heiner/Fölling, Werner (Hrsg.): *Gleichheit und Gerechtigkeit. Pädagogische Revisionen*. Dresden: TUDpress, S. 51–69.
- Garz, Detlef (2007a): Wie wir zu dem werden, was wir sind. Über Anerkennungs- und Aberkennungsprozesse in der sozialisatorischen Interaktion. In: Andresen, Sabine/Pinhard, Inga/Weyers, Stefan (Hrsg.): *Erziehung – Ethik – Erinnerung*. Weinheim: Beltz, S. 34–49.

- Garz, Detlef (2007b): Otto und Leopoldine Glöckel und die österreichische Reformpädagogik. In: Grasshoff, Gunther/Höblich, Davina/Idel, Sebastian/Kunze, Katharina/Stelmaszyk, Bernd (Hrsg.): Reformpädagogik trifft Erziehungswissenschaft, Band III der Schriftenreihe des Pädagogischen Instituts der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Mainz, S. 143–159.
- Garz, Detlef (2007c): Wenn guten Menschen Böses widerfährt – Über einen Extremfall von Aberkennung. Aberkennungstrilogie. In: Bucher, Anton (Hrsg.): Moral, Religion, Politik: Psychologisch-pädagogische Zugänge. Münster: Lit Verlag, S. 209–225.
- Garz, Detlef (2014): ‚Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben‘. Über biographische Pfade und Pfadabhängigkeiten. In: Garz, Detlef/Zizek, Boris (Hrsg.): Wie wir zu dem werden, was wir sind. Sozialisations-, biographie- und bildungstheoretische Aspekte. Wiesbaden: VS, S. 189–210.
- Garz, Detlef (2018): 1966: Wilhelm Mann trifft aus China kommend in Ostberlin ein – eine Studie darüber, ‚wie die Geschichte nach einem Menschen greift‘. In: Garz, Detlef/Nagel, Ulrike/Wildhagen, Anja (Hrsg.): Biographische Erfahrungen im Sozialismus. Opladen: Budrich, S. 175–200.
- Garz, Detlef (2020): Fremd bleibt fremd: ‚Die Heimat verloren zu haben, ist die Tragik unseres Lebens‘. Das Beispiel der koreanischen Migration nach Deutschland und das Zurückgehen nach Korea. In: Zizek, Boris/Piepenbring, Hanna N. (Hrsg.): Formen der Aneignung des Fremden. Heidelberg: Winter, S. 159–175.
- Gerhardt, Uta (2009): Nazi Madness. Der Soziologe Edward Y. Hartshorne und das Harvard-Projekt. In: Gerhardt, Uta/Karlauf, Thomas (Hrsg.): Nie mehr zurück in dieses Land. Berlin: Propyläen, S. 319–349.
- Giebel, Wieland (2018) (Hrsg.): ‚Warum ich Nazi wurde‘. Berlin: Berlin Story Verlag.
- Gilligan, Carol (1984): Die andere Stimme. München: Piper.
- Goldberg, Bettina (2002): Kleiner Kuhberg 25 – Feuergang 2. Die Verfolgung und Deportation der schleswig-holsteinischen Juden im Spiegel der Geschichte zweier Häuser. Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte. Heft 40, S. 3–21.
- Habermas, Jürgen (1986): Moralität und Sittlichkeit. In: Kuhlmann, Wolfgang (Hrsg.): Moralität und Sittlichkeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 16–37.
- Habermas, Jürgen (2001): Die Zukunft der menschlichen Natur. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hafeneger, Benno/Henkenborg, Peter/Scherr, Albert (2002) (Hrsg.): Pädagogik der Anerkennung. Schwalbach: Wochenschau Verlag.

- HA-KELEV (Der Hund) (1973). Special Issue in Memory of the Menzel Family. September 1973, S. 10–11 (hebräisch).
- Halas, Elzbieta (2001): How Robert M. MacIver was forgotten: Columbia and American Sociology in a New Light, 1929–1950. In: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 37, S. 27–43.
- Halas, Elzbieta (2002): Ethical Dilemmas of ‚Verstehen‘ in Sociology: Theodore Abel’s Encounter with Nazism. In: *Polish Sociological Review*, No. 138, S. 173–187.
- Hansen, Norbert (Juni 2011): Heinrich Lichtenstein – ein jüdischer Lehrer in Grebenau 1909–1929. In: *Mitteilungen des Geschichts- und Museumsvereins Alsfeld*. Heft 1, S. 1–26.
- Hartshorne, Edward Y. (1938/1939): Besprechung von Abel, Theodore. Why Hitler came into Power [u. a.]. In: *Journal of Social Philosophy* 4, S. 277–280.
- Hartshorne, Edward Y. (1941): *German Youth and the Nazi Dream of Victory*. New York: Farrar & Rinehart.
- Heiskanen, Christine (1989): Gertrud Wickerhauser. Ein österreichisches Schicksal. Manuskript, 5. Juli 1989, Arbeiterkammer Wien (3 Seiten).
- Hennies, Wolfram (2015): James Broh – ein bedeutender Perleberger. In: *Perleberger Hefte/Stadt Perleberg*. Band: Nr. 10.
- Hevern, Vincent W. (2019): The Genesis of Allport’s 1942 Use of Personal Documents in Psychological Science. In: *Qualitative Psychology* 6, S. 82–98.
- Holland, Norman N. (1990): Obituary: Heinz Lichtenstein (1904–1990). In: *International Journal of Psycho-Analysis* 71, S. 527–529.
- Holland, Norman N. (1999): The Story of a Psychoanalytic Critic. In: *American Imago* 56, S. 245–259.
- Honer, Anne (1991): Die Perspektive des Heimwerkers. Notizen zur Praxis lebensweltlicher Ethnographie. In: Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hrsg.): *Qualitativ-empirische Sozialforschung*: Opladen: Leske + Budrich 1991, S. 319–341.
- Honneth, Axel (1990): Integrität und Mißachtung. Grundmotive einer Moral der Anerkennung. In: *Merkur* 44, S. 1043–1054.
- Honneth, Axel (1992): *Kampf um Anerkennung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Honneth, Axel (2003): Unsichtbarkeit. Über die moralische Epistemologie von ‚Anerkennung‘. In: Ders.: *Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 11–27.
- Honneth, Axel (2005): *Verdinglichung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Institute of Social Research (1944/45): *Attitudes of the German People. The Institute’s Contest on the German People and Antisemitism under Hitler*.

- In: McIver, Robert/Pollock, Frederick (eds.): *Studies in Antisemitism*. New York, S. 240–276.
- Interview mit Eva Michaelis-Stern (1991): Institut für Deutsche Sprache – DSAV–Dokumentation der Interaktion IS 087. Emigrantendeutsch in Israel.
- Interview mit Lore Krüger (2005): ‚Ein Büro am Broadway‘. Gespräch mit Lore Krüger über die Emigration in die USA und die antifaschistische Zeitschrift *The German American*. Interview: Cristina Fischer. In: *Junge Welt*, 2.7.2005.
- Jahoda, Marie/Lazarsfeld, Paul F./Zeisel, Hans (1933/1980): *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Jandorf, Ernest M. (April 1941): *Some socio-psychological effects of the National Socialist Revolution*. Harvard College, Cambridge, Mass. (115 S. plus 2 Anhänge).
- Kargl, Kristina (2019): Pazifistische Gesinnungsgenossinnen. Constanze Hallgarten und Erika Mann im Spannungsfeld ihrer Familien. In: Fromm, Waldemar/Göbel, Wolfram/Kargl, Kristina (Hrsg.): *Freunde der Monacensia e. V. Jahrbuch 2019*. München: Allitera, S. 118–147.
- Kellerhoff, Sven Felix (2017): *Die NSDAP*. Stuttgart: Klett-Cotta 2017.
- Keupp, Heiner u. a. (1999): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek: Rowohlt.
- Keupp, Heiner/Höfer, Renate (1997) (Hrsg.): *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Klemperer, Victor (1987⁹): *LTI. Notizbuch eines Philologen*. Leipzig: Reclam.
- Kligsberg, Moses (1942): *The Golden Land. The Jewish Immigrant in America: Self-Portrait*. In: *Commentary* 5, S. 467–472.
- König, Wolfgang (2000): *Geschichte der Konsumgesellschaft*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 154).
- Koerner, Miriam (1991): *Central Park West, New York*. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): *Das Exil der kleinen Leute*. München: Beck, S. 269–287. (über Hertha Narthorff)
- Koriat, Rachel (2004): ‚Clear the way to the new pioneering in the conquest of the dog for building of our country‘: Building up the field of professional dog breeding in Palestine 1934–1948, M.A. Thesis (Tel Aviv University). English Summary, S. 103–114.
- Kosubek, Katja (2017): ‚Genauso konsequent sozialistisch wie national‘. Alte Kämpferinnen der NSDAP vor 1933. Göttingen: Wallstein.

- Kushner, Harold S. (1983): Wenn guten Menschen Böses widerfährt. München: Tomus Verlag.
- Leggewie, Claus (1998): Von Schneider zu Schwerte. Das ungewöhnliche Leben eines Mannes, der aus der Geschichte lernen wollte. München: Hanser.
- Lehavi, Lea (2020): Dr. Rudolphina Menzel and the Military Canine formation in the ‚Yishuv‘ during Mandatory Palestine 1932–1948, M.A. Thesis (Tel Aviv University).
- Lichtenstein, Erwin (1985): Bericht an meine Familie. Ein Leben zwischen Danzig und Israel. Darmstadt: Luchterhand.
- Lichtenstein, Heinz (1977): The Dilemma of Human Identity. New York: Jason Aronson.
- Liebersohn, Harry/Schneider, Dorothee (2001): My Life in Germany before and after January 30, 1933: A Guide to a Manuscript Collection at Houghton Library, Harvard University. Transactions of the American Philosophical Society, New Ser., Vol. 91, No. 3, S. 1–130.
- Loch, Werner (1979): Lebenslauf und Erziehung. Essen: Neue Deutsche Schule.
- Loch, Werner (1981): Anfänge der Erziehung – Zwei Kapitel aus einem verdrängten Curriculum. In: Maurer, Friedemann (Hrsg.): Lebensgeschichte und Identität. Frankfurt/M.: Fischer, S. 31–83.
- Lohfeld, Wiebke (2004): Aberkennung als Kategorie sozio-historischer Forschung. (Über-) Lebensstrategien von jüdischen Emigranten in Shanghai. In: Bios – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 17, S. 280–284.
- Lohfeld, Wiebke (2005b): ‚Du bist nicht mehr Teil Deutschlands‘. Die Flucht nach Shanghai 1939. Einzelfallanalyse aus einem DFG-Projekt. In: Bios – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 18, S. 264–286.
- Lohfeld, Wiebke (2005c): Hilde Stern’s Biographie. In: http://www.exil-archiv.de/html/biografien/index_biografien.htm [Abruf am 14. September 2019]
- Lohfeld, Wiebke/Hochstadt, Steve: Die Emigration jüdischer Deutscher und Österreicher nach Shanghai als Verfolgte im Nationalsozialismus; <http://www.exil-archiv.de/grafik/themen/exilstationen/shanghai.pdf> [Abruf am 14. September 2019]
- Marchwitza, Hans (1961): In Amerika. Berlin: Tribüne.
- Mayer, Irene (2005): Berlin-Kreuzberg (Hedemannstraße). In: Benz, Wolfgang/Distel, Barbara (Hrsg.): Der Ort des Terrors: Geschichte der na-

- tionalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 2: Frühe Lager, Dachau, Emslandlager. München: Beck, S. 48–51.
- Merkel, Peter H. (1975): *Political Violence under the Swastika*. 581 Early Nazis. Princeton: Princeton University Press.
- Messerschmidt, Nadja (2013): Zur Humanistischen Soziologie Florian Znanieckis: ein Rückblick auf die biographische Methode am Institut für Soziologie der Adam-Mickiewicz-Universität, Posen in der Zwischenkriegszeit (1920–1939). In: *Bios – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 26, S. 177–199.
- Meyer-Blanck, Michael (2004): „...religiös unmusikalisch“? Semestereröffnungsvortrag. Universität Bonn, 11. Oktober 2004. http://www.unibonn.de/www/Evangelische_Theologie/Dekanat/Dekanatsrede_WS_2004_2005.html [Abruf am 17. November 2006].
- Michaelis-Stern, Eva (1991): Erinnerungen an meine Eltern. In: Deutsch, Werner (Hrsg.): *Über die verborgene Aktualität von William Stern*. Frankfurt/M.: Peter Lang, S. 131–140.
- Moser, Susanne (2002): *Freiheit und Anerkennung bei Simone de Beauvoir*. Tübingen: edition diskord.
- Mühlenfeld, Daniel (2019): ‚Wie ich National-Sozialist wurde‘. Biographische Selbstzeugnisse Mülheimer Nationalsozialisten in der Theodore-Abel-Collection. In: *Mülheimer Jahrbuch* 74, S. 266–280.
- Müller, Karl (2007): Vier Leben in einem – Hans Schneider/Hans Schwerte. Die Literaturwissenschaft als Selbsterkenntnis- und Zufluchtsraum. In: Stagl, Justin (Hrsg.): *Soziokulturelle Metamorphosen*. Heidelberg: Winter Verlag, S. 79–117.
- Neubauer, Rahel Rosa (2016): *‚HEDAD – AUF GEHT’S!‘ Die jüdischen Märchen Irma Singers vor dem Hintergrund des Prager Kulturzionismus*. Dissertation Universität Wien.
- Oevermann, Ulrich (2004a): Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung. In: Fikfak, Jurij/Adam, Frane/Garz, Detlef (eds.): *Qualitative Research. Different Perspectives – Emerging Trends*. Ljubljana: ZRC, S. 101–133.
- Oevermann, Ulrich (2004b): Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung. In: Geulen, Dieter/Veith, Hermann (Hrsg.): *Sozialisationstheorie interdisziplinär*. Stuttgart: Lucius und Lucius, S. 155–181.
- Oevermann, Ulrich (2014): Sozialisationsprozesse als Dynamik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade und als Prozess der Erzeugung des Neuen durch Krisenbewältigung. In: Garz, Detlef/Zizek, Boris (Hrsg.):

- Wie wir zu dem werden, was wir sind. Sozialisations-, biographie- und bildungstheoretische Aspekte. Wiesbaden: VS, S. 15–69.
- Opatow, Susan (1990): Deterring Moral Exclusion. In: *Journal of Social Issues* 46, S. 173–182.
- Opatow, Susan (1995): Drawing the Line. Social Categorization, Moral Exclusion, and the Scope of Justice. In: Bunker, Barbara B./Rubin, Jeffrey Z. (eds.): *Conflict, Cooperation, and Justice*. San Francisco: Jossey-Bass, S. 347–369.
- Peech, Sibyl (June 1940): Women are misunderstood. In: *The Atlantic Monthly* 165, S. S 752–757.
- Prestel, Claudia (2013): Zwischen Feminismus, Antisemitismus und Zionismus: Neue berufliche Orientierungen jüdischer Frauen aus Deutschland und Österreich an Fallbeispielen. In: *MEDAON – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung* 7, Nr. 7, S. 1–12.
- Pries, Ludger (2014): Migration und Nationalsozialismus – ein immer noch blinder Fleck der Soziologie? In: Christ, Michaela/Suderland, Maja (Hrsg.): *Migration und Nationalsozialismus: Positionen, Debatten, Perspektiven*. Berlin: Suhrkamp, S. 406–442.
- Probst, Paul (2014): ‚Um den Bedürfnissen des praktischen Lebens entgegenzukommen‘ – ein Einblick in Biografie und Werk William Sterns. In: *100 Jahre akademische Psychologie in Hamburg. Eine Festschrift*. Herausgegeben von Martin Spieß. Hamburg: Hamburg University Press (Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg), S. 87–115.
- Probst, Paul/Bringmann Wolfgang G. (1993): Ernst Meumann und William Stern: Analyse ihres Wirkens in Hamburg (1910–1933) unter Berücksichtigung biographischer und soziokultureller Hintergründe (Deutsche Fassung einer erweiterten Version eines Vortrags, gehalten auf dem 98. Jahrestreffen der American Psychological Association in Boston, Mass., 10.–14. August 1990). In: *Nachrichtenblatt der Fachgruppe Geschichte der Psychologie in der Deutschen Gesellschaft für Psychologie* 10, Nr. 23, S. 1–14.
- Rath, Norbert (2002): Verweigerte Anerkennung und ihre Folgen. In: Sauerwald, Gregor/Bauer, Brigitte/Kluge, Sven (Hrsg.): *Kampf um Anerkennung*. Münster: Waxmann, S. 43–65.
- Röder, Werner/Strauss, Herbert A. (1980–1983) (Hrsg.): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*. Bd. 1–3. München: K.G. Saur.
- Schaffer, Rudolph (1978): *Mütterliche Fürsorge in den ersten Lebensjahren*. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Schottlaender, Rudolf (1986). *Trotz allem ein Deutscher*. Freiburg: Herder.
- Schütze, Fritz (1981): *Prozeßstrukturen des Lebenslaufs*. In: Matthes, Joachim/Pfeiffenberger, Arno/Stosberg, Manfred (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung e. V., S. 67–156.
- Schütze, Fritz (1983): *Biographieforschung und narratives Interview*. In: *Neue Praxis* 13, S. 283–293.
- Schütze, Fritz (1984): *Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens*. In: Kohli, Martin/Robert, Günther (Hrsg.): *Biographie und Soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzler, S. 78–117.
- Schütze, Fritz (1995): *Verlaufskurven des Erlebens als Forschungsgegenstand der interpretativen Sozialforschung*. In: Krüger, Heinz–Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Opladen: Budrich, S. 117–157.
- Schütze, Fritz (2016): *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Budrich.
- Searle, John R. (2001): *Geist, Sprache und Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Smith, Davis Norman (2020): *Anti-Authoritarian Marxism. Erich Fromm, Hilde Weiss, and the Politics of Radical Humanism*. In: Durkin, Kieran/Braune, Joan (eds.): *Erich Fromm's Critical Theory: Hope, Humanism, and the Future*. London: Bloomsbury Academic, S. 131–165.
- Soukup, Rudolf Werner/Rosner, Robert (2019): *Scientific contributions of the first female chemists at the University of Vienna mirrored in publications in Chemical Monthly 1902–1919*. In: *Monatshefte für Chemie – Chemical Monthly* 150, S. 961–974.
- Soukup, Rudolf Werner/Zachl, Sarah Julia (2020): „Fräulein Doktor“. *Lebenswege von Chemikerinnen, die zwischen 1902 und 1933 an der Universität Wien dissertierten. Biografische und bibliografische Daten sowie eine kollektiv-biographische Analyse*. http://www.rudolf-werner-soukup.at/Publikationen/Dokumente/Fraeulein_Doktor_1902_1933.pdf [Abruf am 1. Mai 2021].
- Soyer, Daniel (1999): *Documenting Immigrant Lives at an Immigrant Institution: Yivo's Autobiography Contest of 1942*. In: *Jewish Social Studies, New Series*, 5, S. 218–243.
- Stern, Günther-Anders (1950): *Bild meines Vaters*. In: Stern, William. *Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage* (2. Aufl.). Haag: Nijhoff, S. XXIII–XXXII.

- Straub, Jürgen (1999): *Handlung, Interpretation und Kritik*. Berlin: de Gruyter.
- Strauss, Anselm (1968): *Spiegel und Masken*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Taylor, Charles (1992): *Multiculturalism and the ‚Politics of Recognition‘*. An Essay with Commentary. Princeton: Princeton University Press, S. 25–73.
- Taylor, Charles (1993): *Die Politik der Anerkennung*. In: ders. u. a.: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 13–78.
- Todorov, Tzvetan (1987): *Human and Interhuman: Mikhail Bakhtin*. In: Ders.: *Literature and its theorists*. Ithaca: Routledge & Kegan Paul, S. 70–88.
- Todorov, Tzvetan (1998): *Abenteuer des Zusammenlebens*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Urteil des Hanseatischen Oberlandesgerichts vom 8.10.1935 (gg. Hilde Schottlaender u. a.). Bundesarchiv Berlin NJ 2175.
- Verlustliste 1. WK; Verein für Computergenealogie; <http://des.genealogy.net/search/show/4405540> [Abruf am 4. Mai 2021].
- von Hentig, Hartmut (1993): *Die Schule neu denken*. München: Hanser.
- Valtin, Jan (1957): *Tagebuch der Hölle*. Köln: Kiepenheuer & Witsch. Neuauflage Wien: bahoe 2016.
- Wagner, Verena (2008): *Familien Menzel und Waltuch*. In: Dies.: *Jüdisches Leben in Linz. 1849–1943. II Familien*. Linz: Wagner Verlag, S. 1045–1114.
- Wamser, Ursula/Weinke, Wilfried (2006): *Eine vergessene Widerstandskämpferin: Hilde Schottländer (sic), geb. Stern*. In: Wamser, Ursula/Weinke, Wilfried (Hrsg.). *Eine verschwundene Welt. Jüdisches Leben am Grindel*. Springe: zu Klampen Verlag, S. 279–283.
- Warmbold, Nicole (2008): *Lagersprache: Zur Sprache der Opfer in den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Dachau, Buchenwald*. Bremen: Hempen Verlag.
- Welter, Nicole (2005): *The moral self – Bakhtin and the reading of autobiographies*. In: Lee, Hyo-Seon (ed.): *Qualitative Research. Interpretation and understanding*. Seoul: Hakhyunsa, S. 221–239.
- Wever, Dieter (2013): *Das Zuchthaus Münster im Nationalsozialismus*. <https://www.jva-muenster.nrw.de/behoerde/behoerdenvorstellung/Historie-Das-Zuchthaus-Muenster-im-Nationalsozialismus-17.pdf> [Abruf am 22. März 2015].
- Weyers, Stefan/Sujbert, Monika/Eckensberger, Lutz H. (2007): *Recht und Unrecht aus kindlicher Sicht*. Münster: Waxmann.
- Wingert, Lutz (1991): *Haben wir moralische Verpflichtungen gegenüber früheren Generationen?* *Babylon* 6, Heft 9, S. 78–94.

- Wingert, Lutz (1999): Netz der Steine. In: <http://www.ahlen.de/abi/netz-dersteine/exil/anamnetisch.html> [Abruf am 2. August 2006] – die Seite ist nicht mehr abrufbar.
- Wolfradt, Uwe/Billmann-Mahecha, Elfriede/Stock Armin (2017²) (Hrsg.): Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933–1945: Ein Personenlexikon, ergänzt um einen Text von Erich Stern. Wiesbaden: Springer.
- Wrightsman, Lawrence S. (1981): Personal Documents as Data in Conceptualizing Adult Personality Development. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 7, S. 367–385.
- Wünschmann, Kim (2015): *Before Auschwitz. Jewish Prisoners in the Prewar Concentration Camps*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Archive

Für die freundliche Unterstützung danke ich

dem Archiv der Harvard University (Pusey Library) (zu Sidney Fay);

dem ‚Archiv der sozialen Demokratie‘ der Friedrich-Ebert-Stiftung (Bonn);

dem Archiv der Stadt Linz; Herrn Mag. Dr. Wieland Mittmannsgruber;

den Arolsen Archives, International Center on Nazi Persecution, Bad Arolsen (International Tracing Service; ITS);

dem Bundesarchiv Berlin NJ 2175 (Urteil des Hanseatischen Oberlandesgerichts vom 8.10.1935, Js. 178/1935/16) (zu Stern/Schottlaender) und P St 3/27;

dem Diözesanarchiv Berlin (zu Alfred Fabian) (<http://www.dioezesanarchiv-berlin.de/>);

der Duke University, David M. Rubenstein Rare Book & Manuscript Library, Brooke Guthrie, Research Services Librarian; email 11. Juni 2018;

The Haganah Historical Archive, Tel Aviv (3-290-34);

den Hoover Institution Library & Archives der Stanford University (Th. Abel, Collection Number: 50000);

der Houghton Library (und sehr herzlich allen Mitarbeiter*innen, die mir während der letzten 25 Jahre geholfen haben), Harvard University (MS Ger 91);

dem Institut für Zeitgeschichte (München) (Carl Paeschke, Signatur ED 205);

dem Kuratorium ‚Gedenkstätte Ernst Thälmann‘ e. V.: Anklageschrift gg. Hilde Schottlaender u. a. vom 19.8.1935;

The Language Archive, Max Planck Institute for Psycholinguistics, Nijmegen, The Netherlands (Persistent Identifier: <https://hdl.handle.net/1839/00-0000-0000-0014-D822-5>);

dem Leo Baeck Institute, 15 West 16th Street, New York, NY 10011, U.S.A. (<https://www.lbi.org/de/search/?q=Archiv>); besonders dem Forschungs- und Archivleiter Dr. Frank Mecklenburg;

dem Österreichischen Staatsarchiv; mit besonderem Dank an Herrn Hofrat Dr. Hubert Steiner;

dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg (zu Hilde Stern);

dem Universitätsarchiv Heidelberg; Herrn Benedikt Korschak; E-Mail 5. Juni 2018;

dem Universitätsarchiv Potsdam; Herrn Ralf Müller; E-Mail 24. Mai 2018;

dem Universitätsarchiv Wien; Herrn Mag. Thomas Maisel;

dem Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland in Heidelberg;

der Zentralbibliothek Zürich (Archiv), Herrn Chris Bünter; (Eric(h) Munk, Signatur 166ff.).

Weitere Internetadressen

<https://digitalcollections.hoover.org/advancedsearch/Objects/archiveType:Item%3BcollectionId:58225>

https://www.statistik-des-holocaust.de/stat_ger_emi.htm

Verzeichnis der Abbildungen

Abb. 1. Biographische Angaben	26
Abb. 2. Flugblatt mit der Ankündigung des Preisausschreibens (Kurzfassung).	32
Abb. 3. Die deutschsprachige Langfassung des Preisausschreibens	33
Abb. 4. Artikel in der New York Times vom 7. August 1939	34
Abb. 5. Ausschnitt aus der Begutachtung des Manuskripts Nr. 4 (Pseudonym: Henry Albert).	38
Abb. 6. Einkommen und Ausgaben. 1938 Cost of Living.. . . .	43
Abb. 7. Umschlag mit Anschrift von Martin Freudenheim.	48
Abb. 8. Die Einsendung Nr. 8 mit dem Pseudonym Aralk (= Klara) und Bearbeitungsvermerken	48
Abb. 9. Anschreiben von Margot Littauer.	49
Abb. 10. Frage nach dem Stand des Preisausschreibens	50
Abb. 11. Sofoni Herz	55
Abb. 12. Eines der wenigen handgeschriebenen Manuskripte, ingesandt von dem Schlosser Erich Dudek am 8. September 1939 aus Brüssel mit dem Motto: ,Ich war, ich bin, ich werde sein‘	60
Abb. 13. Mitteilung an Carl Paeschke.	72
Abb. 13a. Hilde, Eva und Günther Stern, ca. 1910	83
Abb. 14. Familienurlaub mit Walter Benjamins Schwester Dora, vor 1914.	84
Abb. 15. Die Postkarte, die Carl Paeschke nach dem gescheiterten Attentat an seine Mutter schickte.	149
Abb. 16. Telegramm Ernst Röhm an Edmund Heines.	158
Abb. 17. Protokoll zur Eheschließung	167
Abb. 18. Aus der Urteilsbegründung	168
Abb. 19. Aus der Urteilsbegründung	168
Abb. 20. Ordner zum ‚Wiedergutmachungsantrag‘ von Carl Paeschke.	170
Abb. 20a. Carl Paeschke: ‚Ponti di Paradiso e di Preti‘, Venezia, 1974.	176
Abb. 21. Unterlagen zu Rudolfine Menzel (mit der positiven Bewertung A-)	178
Abb. 22. Rudolfine Waltuch, circa 1900.	181
Abb. 23. Rudolfine und Rudolf Menzel, 1914.	190
Abb. 24. Rudolfine und Rudolf Menzel (mit seinen Eltern)	194
Abb. 25. Briefbogen des Instituts mit Adresse (1941)	207

Abb. 26. 1949: Die erste Hundeeinheit, Parade der „Verteidigungsstreitkräfte“ (IDF)	211
Abb. 27. Das Ehepaar Menzel	216
Abb. 28. Angaben zur Person von Alfred Fabian (aus seinem Beitrag)	217
Abb. 29. Alfred Fabian, Manuskript, nach S. 11	225
Abb. 30. Alfred Fabian, Manuskript, nach S. 60	233
Abb. 31. Alfred Fabian, Manuskript, nach S. 76	234
Abb. 32. „Der Freiheitskampf“: Schlagzeile vom 4. November 1935.	253
Abb. 33. Sonder-Nummer 4, „Der Stürmer“ vom Januar 1936.	254
Abb. 34. Häftlingspersonalkarte des Konzentrationslagers Buchenwald	260
Abb. 35. Alfred Fabian, Manuskript, Teil 2, S. 135.	266
Abb. 36. Alfred Fabian, Manuskript, Teil 2, letzte Seite.	269
Abb. 37. Aus dem Schreiben des St. Raphaels-Vereins.	270
Abb. 38. Telegramm	271
Abb. 39. Überweisung durch die Deutsche Reichspost.	271
Abb. 40. Die Grabplatte auf dem Chesed Shel Emeth Cemetery in Pittsburgh, PA.	274
Schaubild 1: Berufe der Teilnehmer*innen (Eigene Darstellung).	35
Schaubild 2: Altersverteilung der Teilnehmer*innen	46
Schaubild 3: Aufteilung der Emigrationen nach Jahren (Teilnehmer*innen). . .	47
Schaubild 4: Aufteilung der Emigrationen nach Jahren (deutschlandweit) . . .	47

Wie veränderten sich unter der Nazi-Herrschaft Leben und Alltag derer, die verfolgt wurden? Ein außergewöhnliches wissenschaftliches Preisausschreiben der Harvard Universität stellt im Jahr 1939 diese Frage und sammelt über 180, zum Teil umfangreiche autobiographische Manuskripte von Emigrantinnen und Emigranten aus dem nationalsozialistischen Deutschland sowie aus Österreich. Der Korpus ist bis heute weitgehend unerschlossen. Detlef Garz widmet sich in umfassender Weise dem Preisausschreiben und rückt die Lebensgeschichten der Teilnehmenden in den Mittelpunkt: ausführliche Erfahrungen des Lebens vor 1933, das (Er-)Leiden, der Widerstand, die erfolgte Emigration zwischen 1933 und 1939 sowie die Ankunft und Neueinrichtung in den aufnehmenden Ländern. Er errichtet damit ein Fundament, sowohl zur Erschließung der autobiographischen Materialien als auch zum Verständnis exemplarischer Lebensverläufe sowie des Konzepts der (moralischen) Aberkennung.

„Regenschwer war die Nacht, als uns das strahlende saubere hollaendische Schiff aufnahm, schwer wurde uns der Abschied von unseren Freunden. Noch ein gutes Wort, noch ein traenenschwerer Blick und wir waren allein. Am übernächsten Tage ein letzter Blick auf die englische Kueste im strahlenden Sonnenschein. Fahrewohl Europa, adieu alte Welt...“

Hugo Moses

Der Autor:

Prof. Dr. Detlef Garz, Seniorprofessor, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel & Study Group, 'Tötungshandlungen im Gesundheitswesen' am Hanse-Wissenschaftskolleg, Institute for Advanced Study, HWK

ISBN 978-3-8474-2578-6



www.budrich.de